

Landesbibliothek Oldenburg

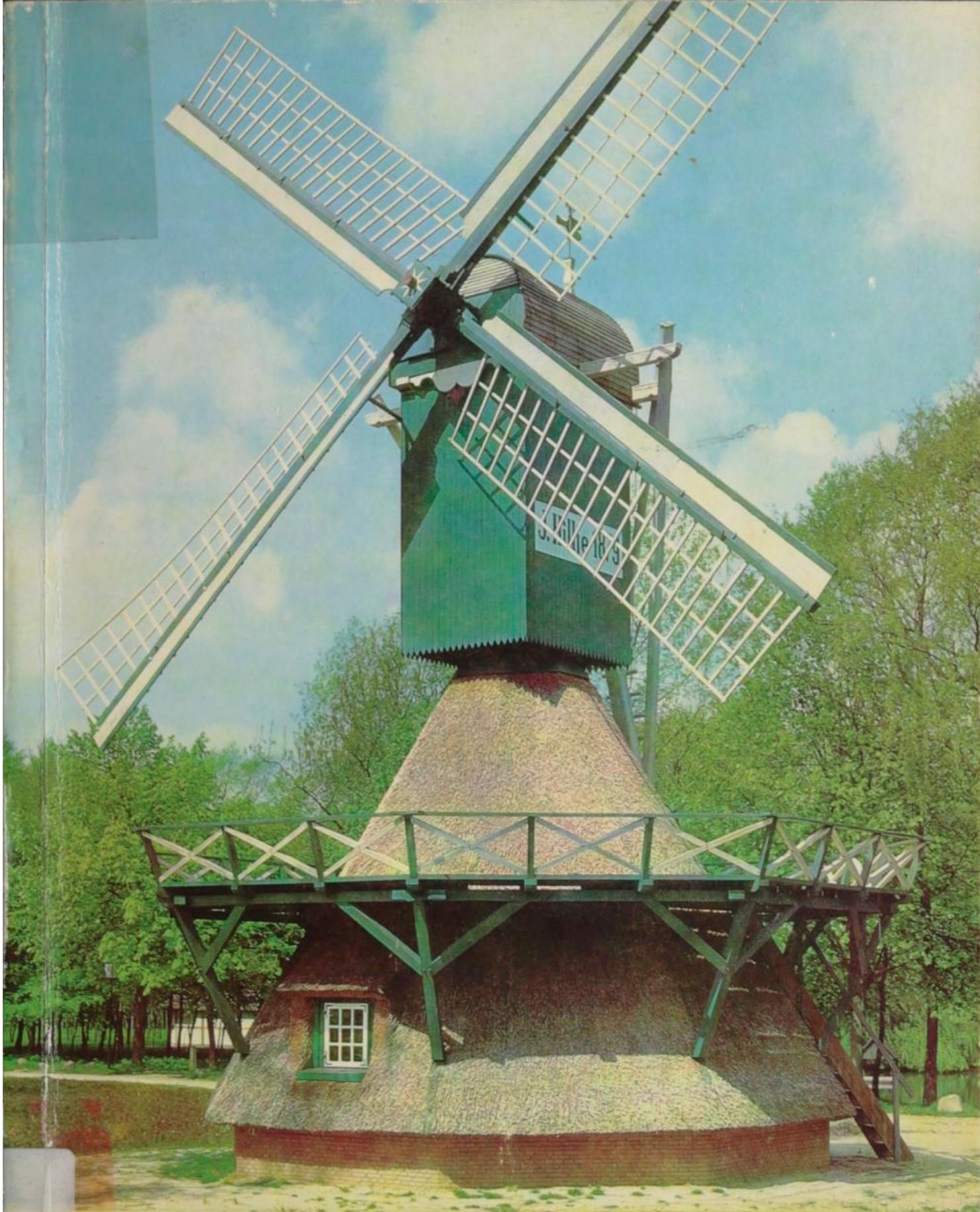
Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Bd. 19. 1970

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285



Oldenburger Münsterland 1970



Das Umschlagbild zeigt die Kokerwindmühle von Edeweicht-Altenoythe im Museumsdorf Cloppenburg. Diese erstmalig im Jahre 1879 in Edeweicht errichtete Windmühle wurde im Jahre 1904 von dort nach Altenoythe versetzt. Im Jahre 1962 erfolgte der Wiederaufbau dieses einzigartigen technischen Kulturdenkmals im Cloppenburg Freilichtmuseum. Die Kokerwindmühle stellt in technischer Hinsicht eine Ausgleichsform dar zwischen der bekannten Turm- oder Achtkantwindmühle, bei der nur die Kappe gedreht zu werden braucht, wenn die Mühlenflügel in den Wind gestellt werden sollen und der alten „deutschen“ Bockwindmühle, die auf einem Bock ruht und in ihrem ganzen Umfang um einen Ständer gedreht werden muß. Bei der Kokerwindmühle jedoch enthält der drehbare „Kasten“ nur die Flügelwelle und das Getriebe, während in einem starken Hohlzylinder, dem Köcher (Koker), die Drehbewegung auf das Stirnrad im pyramidenförmigen Unterbau übertragen wird. Der eigentliche Mahlvorgang findet also im Gegensatz zur Bockwindmühle im Unterbau statt. Erfunden wurde dieser Mühlentyp bereits im 16. Jahrhundert von holländischen Mühlenbauern.

Hinweis der Redaktion:

Aufsätze für die nächste Nummer (1971) des „Jahrbuches für das Oldenburger Münsterland“ werden alsbald erbeten an: Museumsdorf, 459 Cloppenburg, oder Vechtaer Druckerei und Verlag, 2848 Vechta.



DAS OLDENBURGER MÜNSTERLAND

Heimatbund

für das Oldenburger Münsterland
« Bibliothek »

JAHRBUCH 1970

für das Oldenburger Münsterland

Herausgegeben
vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland

Bearbeitet von Franz Dwertmann - Franz Hellbernd
Franz Kramer - Dr. Helmut Ottenjann - Alwin Schomaker

DRUCK UND VERLAG: VECHTAER DRUCKEREI UND VERLAG GmbH, VECHTA







Hermann Thole †



Geleitwort

Der große Umwandlungsprozeß, der die Sozialstruktur unseres Volkes, die Wirtschafts- und Verkehrsstruktur ergriffen hat, verändert auch das Bild unserer Landschaft und wirft viele Probleme auf, die insbesondere auch die heimatliche Kulturpflege berühren.

Die Entwicklung wurde von den großen Heimatverbänden schon frühzeitig erkannt. Anstelle des statischen Begriffs des „Heimatschutzes“, der in erster Linie dem „Retten“ und „Erhalten“ der überkommenen Kulturwerte gilt, tritt die Aufgabe einer aktiven „Pflege“ des heimatlichen Kulturgutes. Es genügt nicht mehr, nur das noch Vorhandene zu bewahren, sondern darüber hinaus müssen neue Formen den heutigen Lebenserfordernissen gemäß sinnvoll gestaltet werden. Dieser größeren Aufgabe stellen sich die Heimatverbände im Bewußtsein ihrer Verantwortung, bereit zur aktiven Mitarbeit.

Dank der vorbildlichen Toleranz der oldenburgischen Fürsten gegenüber unserem Münsterland hat sich trotz der — historisch gesehen — kurzen gemeinsamen Wegstrecke mit dem alten Oldenburg ein Zusammengehörigkeitsgefühl herausgebildet, das zu einer Heimatprovinz besonderer Prägung, dem Oldenburger Münsterland, geführt hat.

So konnte sich trotz Marsch, Geest und Moor, trotz stammesmäßiger Verschiedenheit der urfriesisch besiedelten Marsch und der ursächsischen Geest sowie der konfessionellen Unterschiede dank einer erfolgreichen Staatsverwaltung ein gemeinsames Oldenburg-Bewußtsein entwickeln.

Das bedeutete jedoch keineswegs Verzicht auf die regionalen Besonderheiten in den engeren Landschaftsräumen. Im Gegenteil, Menschen dieser kleinen Landschaften wollen bleiben, was sie sind: Ammerländer, Butjadinger und Münsterländer ohne Gleichschaltung oder Nivellierung.

Die heimatliche Kulturpflege in ihrer Vielfalt zu fördern und sie für die Aufgaben unserer Zeit nutzbar zu machen, ist das besondere Anliegen der vielen Heimatverbände des Oldenburger Landes.

Der Münsterländische Heimatbund, der im Dezember 1969 auf 50 Jahre seines Bestehens zurückblicken kann, hat diesem Ziele mit großem Erfolg gedient. Seinem Mitbegründer Dr. Heinrich Ottenjann ist es darüber hinaus gelungen, ein Denkmal bäuerlicher Kultur zu errichten, das weit über das Oldenburger Land hinausstrahlt. Dem Bund zur Seite stehen zahlreiche Heimatvereine und eine große Zahl ehrenamtlich tätiger Heimatforscher sowie viele Beauftragte des Denkmal-, Landschafts- und Naturschutzes.

Sie gehören zu den eifrigsten Mitarbeitern der Oldenburg-Stiftung, die sich seit dem 1. Februar 1961 der Förderung von Heimatpflege und Forschung im Oldenburger Lande angenommen hat. Ihnen gebührt daher in diesem Geleitwort Dank und Anerkennung des Vorstandes der Oldenburg-Stiftung. Möge das neue Jahrbuch des Münsterländischen Heimatbundes jene verantwortungsbewußten Menschen in unserem Lande zusammenführen, die Heimat- und Volkstumspflege als den schönsten Dienst ansehen, den sie ihrem Land und sich selbst leisten können.

Werner Logemann
Präsident der Oldenburg-Stiftung





Vom Landschaftswandel im Oldenburger Münsterlande und seiner Umgebung

VON FRITZ HAMM

Das Aussehen jeder Landschaft in aller Welt wandelte sich mit Hilfe verschiedener auf den äußeren Gesteinsmantel der Erdkruste einwirkender Naturkräfte schon seit Urzeiten. Neben den aus dem Erdinneren stammenden „innenbürtigen“ Kräften betätigen sich zudem stets die vor allem von Sonne und Mond verursachten „außenbürtigen“ Klimakräfte. Beide arbeiten jedoch fast immer in entgegengesetztem Sinne. Wenn die ersten mit Gesteinsmassen verlagernden gewaltigen Bewegungen innerhalb der nur anscheinend festen Erdhaut und mit Vulkanismus vorwiegend danach trachten, der jeweiligen Erdoberfläche Erhabenheiten, das Auf und Ab von Hoch und Tief zu geben, so geht dagegen das Streben der außenbürtigen Klimawirkungen im allgemeinen auf Ausgleichen, Erniedrigen und Einebnen der vom innenbürtigen Gegner geschaffenen Unebenheiten. Solche Wettereinflüsse zermürben im Laufe langer Zeiten selbst die härtesten Gesteine mit Hitze und Frost, mit Dürre und Nässe, mit mechanischen und chemischen Angriffen. Das dadurch Verwitterte, den „Zersatz“ führen verfrachtende Kräfte (Wind, abspülende Niederschläge, strömendes Flußwasser, den Grund abhobelndes Gletschereis) unter Mitarbeit der überall tätigen Erdanziehung von den Höhen zur nächsten Senke oder breiten aufgenommene Feinsteile des Zersatzes mit stürmendem Winde weithin über Land und Meer. Alle diese Kraftäußerungen legen immer erneut oberflächennah gelegene Gesteinsstoffe frei, weshalb man solchen ununterbrochenen Vorgang auch als „Denudation“ (Entblößung) bezeichnet.

Die jeweilige Oberflächenform einer Gegend spiegelt also fast immer den derzeitigen Stand im Kampfe beider Kräftegruppen wieder. Der abwechselnde Lauf der Erdgeschichte schuf auch in unserer Heimat mit Überwiegen mal der einen, mal der anderen die Vielfalt aller Gesteinsbildungen sowie ihrer sich immer wieder wandelndes Baubild im Boden. Klimaschwankungen brachten der Erdoberfläche also stets andere Formen. Solcher Bildwandel war und ist aber kein schnell verlaufender oder gar plötzlicher Vorgang. Alles geschieht vielmehr gleitend, so daß dabei alte Bilder stets von neuem langsam „überblendet“ werden. Neben neuzeitlichen Oberflächenformen finden wir also auch immer noch größere oder kleinere Reste von „Altformen“ vergangener und weiter vergehender Landschaften.

Wie ein zarteres oder gröberes Knochengerüst mit den daran haftenden Muskeln unser eigenes Außenbild prägt, so erzeugen die Untergrundgesteine und ihre Lagerungsform im Boden die gestaltgebenden Grundzüge einer Landschaft, denen das formverhüllende Pflanzengrün vielfältige Farben verleiht wie das Frühlingskleid einer Frau. Die meisten Gesteine des Bodens wurden ursprünglich mehr oder minder waagrecht abgesetzt und dabei gleich Buchblättern übereinander gestapelt. Durch Erdkrustenbewegungen kam es aber später in diesen Gesteinsstapeln zu Brüchen, zu Verwerfungen, Verschiebungen und Verkippungen von verschieden großen Schollen. Im

Laufe der Erdgeschichte wandelte sich die anfänglich einfache Ordnung weit-aushaltender Gesteinsschichten zum vielfältigsten Baubild im Boden. In die Oberfläche solcher durch die voraufgegangenen Krustenbewegungen unregelmäßig und grob zerblockten Gesteinsklötze kerbten Kälte und Hitze, Wind und Regen, also die Kräfte der Verwitterung und Abtragung dann mannigfach gemodelte Feinformen.

Ein Blick auf die Gebirgskarte des westlichen Niedersachsen zeigt, daß unsere Heimat von S nach N im großen und ganzen höchst ähnlich gestaltet ist. Im S liegt der Nordrand des nordwestdeutschen Hügel- und Berglandes mit seinen dem Erdmantel fest verbundenen Felsbuckeln aus Gesteinen des Erdaltertums und des Erdmittelalters; daran schließt sich nordwärts der breite, weniger gewellte Gürtel von erdneuzeitlichen Lockermassen des Tieflandes mit meistens Kiessanden und Mooren. Er endet vor dem brandenden Wattenmeer mit tischebenem Marschensaum aus heutigen Schlickabsätzen.

Die festen Felsverbände des Berglandes werden von Westfalen und Hessen bis zum Mittellandkanal immer niedriger und verlieren hier ihre gedrängten Gefüge, vereinzeln sich vielmehr zu Einzelbergen oder kleinen Berggruppen auf der nördlichen Kanalseite. Die wichtigsten sind die aus Wealdensandsteinen aufgebauten Rehburger Berge am Steinhuder Meer, am Dümmer die aus mürben Jungkreidekalken zusammengesetzten Stemmer Berge¹⁾; (s. Abb.).

Diese Berggruppe überragt mit ihrem südlichen Steilhang die flache Umgebung um rd. 150 m; zwischen ihr und dem Wiehengebirge buckeln aber noch einige niedrigere Hügel von Wealdengesteinen aus dem Flachland auf z. B. Rahden, Stift Levern, Sundern und Bohmte. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wie auch in der Notzeit nach dem ersten Weltkrieg baute man in Bohmte sogar zwei schwache Flöze von Wealdenkohle zeitweise ab, deren oberstes nur etwa 11 m unter Tage lag. Zwischen Bramsche und Ueffeln liegt der Gehn aus Meeresabsätzen der Malmzeit. Höchst malerisch wirkt kurz vor der holländischen Grenze der schloßgekrönte Bentheimer



Blick auf die Stemmer Berge von Süden

(Foto: F. Hamm)

Burgberg und die Nachbarhöhe von Gildehaus wie auch der nördlich von beiden gelegene Isterberg, deren vorzügliche Bausteine sich aus den Sandmassen des Altkreidemeeres bildeten, die in früheren Jahrhunderten für Prunkbauten in ganz Europa und auch Amerika hochgeschätzt waren. Alle genannten Höhen ragen als höchste Gipfel des nordwärts immer tiefer tauchenden Berglandes aus den neuzeitlichen Lockermassen des Tieflandes ans Licht, mit denen ein späteres erdgeschichtliches Geschick im Eiszeitalter das Bergland stets weiter verhüllte. Nordwärts wird also die Eindeckung der ehemaligen Erdoberfläche immer mächtiger, so daß keine seiner Bergspitzen mehr von unten herausragt bis auf die fernen roten Triasfelsen Helgolands.

Wenn wir daran denken, daß fast alle Gesteinsschichten unseres Berglandes vom Wasser waagerecht abgesetzt wurden, heute aber in den meisten Steinbrüchen schräg liegen, daß zudem, wie sehr viele Bohrungen des nördlichen Tieflandes beweisen, ihre Gesamtheit nordwestwärts verkippt und zum größten Teil mit viel jüngeren Kiessanden usw. verschüttet wurden, die deshalb auch noch nicht zu festen Gesteinslagen verfestigt werden konnten, so sieht man daraus schon einen erdgeschichtlichen Ablauf allergewaltigsten Ausmaßes. Um sich diese Kraftleistung der Natur einigermaßen verständlich zu machen, betrachte man mal genauer die beigefügte Zeittafel hinsichtlich des dauernden Wechsels von Land und Meer in der gleichen Gegend bei den ihr dazu zur Verfügung stehenden, unvorstellbar langen Zeiträumen. All das beruhte auf sanften, langsamsten Bodenbewegungen oder auch auf etwas häufigeren, die sich immerhin in vielen Jahrhunderttausenden zu gebirgschaffenden Bodenunruhen auswirkten. Die letzten solcher Erdmantelbewegungen geschahen bei uns an der Wende von Kreidezeit zur Tertiärzeit und gegen deren Ende. Mit ihnen waren dann auch schon die grössten Grundzüge europäischer Geographie geschaffen. Bald danach stellte sich zudem eine sehr folgenschwere Klimaverschlechterung in aller Welt ein. Das warme Wetter der Alttertiärzeit wandelte sich dadurch zum gemäßigten Klima des Jungtertiärs, kühlte dann jedoch noch immer weiter ab und wurde schließlich zu kaltem Eiszeitklima.

Das brachte allen Hochgebirgen des Erdballes so kühle Sommer, daß der dort auf den Höhen gefallene ganze Winterschnee sommers nicht mehr restlos abtauen konnte. So häuften sich auch die sommerlichen Schneereste Skandiaviens immer mehr an; dortige Gletscherzungen schwollen stets stärker und verwuchsen miteinander zu einer immer größeren und bis zu 2000 m mächtigen Inlandeiskappe, die durch ihr Eigengewicht gleich einer fast festen Flüssigkeit bei stets wachsender Dicke langsam auseinanderquoll. Südwärts stieß sie über Ost- und Nordsee sowie Norddeutschland am weitesten bis zur Linie Harz, Einbeck, Haarstrang, Ruhrgebiet, Nijmwegen, Amsterdam und verließ das Festland beim heutigen Haarlem. Unser Bergland bot dem vorquellenden Leichentuch kein Hindernis. Die schon damals vorhandenen Höhen und Bergmauern wurden zunächst umflossen, bis heranrückende, mächtigere Rückteile einfach über alle Höhen hinweggingen. Das Landschaftsbild Niedersachsens war derzeit höchst einfach, eine ungeheuere spiegelnde Fläche, die alle zuvor entstandenen Erdoberflächenformen in der Nordhälfte des Landes unter sich begrub, eine Inlandeiskuppel von 6,5 Millionen qkm, die bis an den Ural Rußlands reichte. Je größer die Eismasse geworden war,

Jahre vor heute	Erdgeschichtliche Zeitnamen		Land	Pflanzenwelt	Tierwelt
10 000	Erdneuzeit	Quartärzeit	■	Vorwiegen der bedecktsamigen Pflanzen (Laubhölzer), daneben auch noch viele Nadelhölzer	Herrschaft der Säugetiere
600 000		Tertiärzeit	■		
60 000 000		Kreidezeit	□ □ □ □ □ □ □ □ □ □	Vor allem naktsamige Gewächse (Nadelhölzer und Farnpalmen), daneben noch Farne und Schachtelhalme	Vorwiegend Kriechtiere und Lurche
130 000 000	Erdmittelalter	Jurazeit	□ □ □ □ □ □ □ □ □ □		
155 000 000		Triaszeit	□ □ □ □ □ □ □ □ □ □		
200 000 000		Permzeit	■	Zeitalter der Sporenpflanzen (Farne, Bärlappgewächse, Schachtelhalme)	Vorwiegen der Wirbellosen neben wenigen Wirbeltieren wie Lurche und Fische
210 000 000	Erdaltertum	Karbonzeit	■		
265 000 000		Devonzeit	■	In unserer Heimat: ■ vorwiegend oder ausschließlich □ teilweise	Unsere sichtbar gewordenen, ältesten Heimatsteine sind die karbonischen Steinkohlenflöze des Piesberges bei Osnabrück
520 000 000		Silurzeit	■		
		Cambriumzeit	■		
	Erdurzeit	VorCambriumzeit			

Erdgeschichtliche Zeitabschnitte NW-Deutschlands, ihr Landschaftsgepräge und ihre Lebewelt



desto stärker wuchs damit die eigene Temperaturbeeinflussung ihrer Umgebung (tiefer Dauerfrostboden des Vorlandes infolge kalter, trockener Fallwinde vom Eisinneren her) gegenüber der sie herbei geführt habenden kühlen Sommern.

Dieser bei uns immer noch mehrere hundert Meter mächtige, gewaltig schwere Eishobel schürfte als vorrückende Fräse fast alle lockerliegenden Untergrundgesteine auf und verfrachtete weit im N losgerissene feste Felsbrocken (Granit, Gneis, Porphy, Diorit, Feuerstein usw.) von Skandinavien bis in unsere engere Heimat und noch darüber hinaus, wo diese meist im Erdaltertum entstandenen, ortsfremden „Findlinge“ später unseren germanischen Vorfahren zum Bau von Hünengräbern dienten. Diese harten, fernverfrachteten nordischen kritallinen „Geschiebe“ sind oft genug bei uns noch so kennzeichnend, daß man sogar ihr einstiges Vorkommen in Skandinavien noch örtlich feststellen kann. Mürbere Brocken der verfrachteten Geschiebe werden zu kleineren zerkrümelt, diese zu Kies, Grobsand, Feinsand und staubfeinstem Gesteinsmehl. Dabei werden nicht nur glattwandige Findlinge aneinander gerieben und geschrammt, sondern die bodenberührenden Geschiebe ritzen und kritzten auch beim Darübergehen felsigen Untergrund wie z. B. Findlinge der vorletzten Eiszeit einst die aufgebuckelten Karbonquarzitfelsen des Osnabrücker Piesberges oben anschliffen und zerkratzten. Leider wurde dieses die Stromrichtung des Inlandeises hier anzeigende Naturdenkmal später dortigem Steinbruchsbetrieb geopfert. Besonders reich an Findlingsfeldern war früher der Hümmling. Seine Bewohner verfrachteten viele davon bis zum 19. Jahrhundert ins Ausland. Man brachte sie mit Wagen nach Heidbrücken zur Ohe und nach Ellerbrock zur Marka, wo sie auf kleinere Boote der Sagter-Ems umgeschlagen wurden. An der Nordgrenze des Saterlandes übernahmen bei der Siedlung Utende einige wohlhabende Strücklinger die Steine auf 6—8 m lange „Motten“, die jeweils die Last von etwa zwei vierpferdigen Frachtwagen im Gesamtwert von 8—10 Gulden fassen konnten und führten mit diesen kleinen Pünkten die großen Blöcke auf dem weiteren Wasserweg ins zwar wohlhabende, aber steinarme Holland, dessen Deich- und Hafengebäude für die nordischen Granit- und Gneisgeschiebe gutes Geld gaben.

All solches Eisgeschiebe verschiedenster Körnung bildet gewissermaßen eine kräftig durcheinander geknetete Schmierschicht zwischen dem festen Untergrund und dem vorrückenden Eiskörper; wir nennen sie „Grundmoräne“ (nach dem franz.: moraine = Schutt) oder im heute schon verwitterten Zustand „Geschiebelehm“. Eigentlich sollte man diese Eisfracht überall an Stellen einstigen Eiswirkens erwarten, jedoch nacheiszeitliche Abspülung hat die ehemalige Decke dieses sandigen Lehmes mit einer regellos darin steckenden Menge großer und kleiner Geschiebe sehr lückenhaft gemacht. Aber schon im Eiszeitalter selbst wurden Teile dieser Grundmoräne vom Schmelzwasser ins Vorland des Eises gespült und dabei je nach der Korngröße näher oder ferner vor der Eisstirne abgesetzt. Der Leser braucht hier nicht zu stutzen und zu glauben, daß Schmelzwasser in Vereisungszeiten doch recht seltsam sei. Wo aber der südliche Eisrand lag, dahin gehörte das Eis eigentlich gar nicht mehr hin, denn sein Vorquellen bringt es immer weiter aus eisfreundlichem in wärmeres, eisfeindliches Gebiet. Solche als Ackerböden heute ge-

schätzte Geschiebelehmreste und weite Flächen von lehmigen Schmelzwassersanden liegen als ostfriesische Geest zwischen Aurich, Emden und Oldenburg; sie bilden auch weiter südlich, heute durch einen vermoorten Niederungstreifen davon getrennt, den Hümmling sowie seine östliche Fortsetzung, die Cloppenburg-Bassumer-Geest. Alle diese erhaltenen Höhegebiete aus eisgeschaffenen Absätzen zeigen, selbst wenn sie durch geringe Schwankungen des Eisrandes bei erneutem Vorstoßen wieder überfahren wurden, nur selten Verwellungen und Falten ihrer Sandlagen.

Anders ist das aber im S von der Cloppenburg-Bassumer-Geest in den Uelsener Kiessandrücken sowie den zwischen Lingen und Bersenbrück. Sie gehören wie auch die Dammer Berge einem Zuge von gestreckten Buckeln an, die mit manchen durch nacheiszeitliche Abtragungen entstandenen Unterbrechungen ostwärts bis Hannover zum Brelinger Berg gehen und kennzeichnen eine im Stadium des Rücktauens entstandene längere Ruhelage des Inlandeisrandes. In den Sandkuhlen dieser Höhen sind die Sand- und Kieslagen häufig aus ihrer ursprünglichen Absatzlage gebracht, sind geschuppt (Uelsener Berge) oder stehen auch oft senkrecht, wie z. B. in Aslage (Fürstenauer Berge). Den dazu geführthabenden Naturvorgang kann man nachahmen, wenn wir unsere Faust mit Druck auf die Tischdecke legen und wiederholt vorwärtsschieben. Dann wulstet sich vor ihr eine oder mehrere Falten der Decke auf. Genauso faltete und knautschte auch manchmal die um eine Stillstandslage schwankende Eisstirne die Decken seiner vor ihm liegenden Schmelzwassersande zusammen. Solche, einen aufgestauchten Wall vor der schwankenden, immer wieder im gleichen Gürtel zustoßenden Eisstirne, nennen wir eine „Endmoräne“. In das Geknautsche des Walles wurden aus dem Untergrund selbst so gewaltige aufgeschürfte Tertiärtonschollen hineingewürgt, daß heute ganze Tongruben darin umgehen, z. B. Ziegelei Stallberg südlich Emsbüren und Ziegelei Lemke östlich von Uelsen. Da der Eisrand, im Ganzen betrachtet, keine gerade Linie bildete, sondern vielerorts zungenförmig nach S vorgebuchtet war, so zeigen auch alle Endmoränen oft einen bogenförmigen Verlauf, wie man wunderschön am Schwung der Fürstenau-Dammer-Berge deutlich erkennt. Dieser westlich vom Dümmer seine Umgebung um rd. 100 m überragende Bergbogen gehört dem Stauchmoränenzuge an, dessen erhaltene Reste sich von den Uelsener Bergen über die Linger Höhen, Fürstenau-Dammer-Berge, Kellenberg und Böhnde ostwärts weiter zieht. Diesen bis Hannover reichenden Wulst stauchte ein hauptsächlich aus der Nordseerinne von N nach S lange Zeit immer wieder vorstoßender Eisstrom auf²⁾.

Das ganze Eiszeitalter bestand nun nicht aus einem einmaligen Vorquellen des Inlandeises. Mit Gewißheit können wir in Norddeutschland mindestens drei (in den Alpen vier) Vereisungen feststellen. Davon haben die beiden älteren unsere engere Heimat mit dickem Inlandeis überzogen, wogegen das Inlandeis der jüngsten Vereisung nördlich der Elbe endete. Zwischen diesen drei Kaltzeiten lagen merkwürdigerweise zwei Warmzeiten, in denen alles Eis auf sein nordisches Ausgangsgebiet zurücktaute, weil ihre Wärmegrade unsere heutigen noch übertrafen. Die seit dem Ende der letzten Vereisung verstrichene Zeit (etwa 10 000 Jahre) ist jedoch so knapp, im Vergleich mit der Dauer des ganzen Eiszeitalters, daß wir heute noch nicht mit Sicherheit zu sagen vermögen, ob das Eiszeitalter endgültig vorüber ist. Unser „Heute“

könnte nämlich auch der Anfang einer neuen Warmzeit des vielleicht weitergehenden Eiszeitalters sein, dessen letztvergangene Zwischenzeit rd. 60 000 und die vorvergangene gar 200 000 Jahre währte.

Bevor wir von diesen bei uns eisleeren Wärmezwischenzeiten reden, betrachten wir aber doch mal die der Eisstirne während der zweiten oder Hauptvereisung entquollenen Schmelzwasser. Infolge der NW-Neigung der vor-eiszeitlichen Landoberfläche Niedersachsens mischten sich die vom südlichen Gebiet zutretenden Festlandsflüsse und -bäche mit den von N herangurgelnden Schmelzwasserfluten. Sie strömten bei einer längeren Stillstandslage des Rücktauvorganges dieses Inlandeises (gleichlaufend mit dem Zug der heutigen Aller und Unterweser) gemeinsam am damaligen Eisrand nach NW. Auf dem noch tiefgefrorenen Boden des Eisvorlandes, der nämlich nur sommers oben ganz gering auftaute, spülten die von zwei Seiten zugeführten Wassermassen dann ein seichtes breites „Aller-Weser-Urstromtal“ in die Eiszeitabsätze vorm Eisrand und ebenso durch die schon eisfrei gewordenen Geestplatten Oldenburgs. Dort spülten sich das „Hunte-Leda-Urstromtal“ und die niederen Talsandflächen von Vechta, Unter-Hase und Unter-Ems ein.

Da die Ablagerungen der beiden vergangenen milden Zwischenzeiten des Eiszeitalters bei uns fast nur in Bohrungen erschlossen wurden (weiter östlich aber in Kieselgurgruben), mögen sie auch nur ganz kurz erwähnt werden. Sie bestanden ebenso wie heutige Landabsätze aus Flußsanden, Teichschlamm und Torflagern³). Durch das Tauen der gewaltigen Eismassen wurden aber auch in diesen zwei Warmzeiten jedesmal das vorher in Eisform gefesselt gewesene Wasser wieder freigegeben und ließ das dadurch steigende Meer südwärts vordringen. Die ältere, sogenannte „Holstein-See“ der ersten Zwischenzeit wogte über dem Lande, das ihr den Namen gab, wogegen das nach einem Zufluß der Zuider See sogenannte „Eem-Meer“ über Nordholland, die friesischen Inseln und bis nach West- und Ostpreußen ging. In diesem letztgenannten Bereich als Seeabsätze gefundenen Sande und Tone enthielten damalige Muschelreste, die an die heute wärmeliebende Weichtierwelt vor der portugiesischen Küste erinnert; dieses „Meer des Eiszeitalters“ war also wärmer als die heutige Nord- und Ostsee.

Nach dieser zweiten Warmzeit geschah ein neuerlicher Umschwung zu eiszeitlichem Klima, dessen Inlandeis aber nur bis zur Mittellängslinie der jütischen Halbinsel und bis zum heutigen rechten Elbufer vordrang. Wenn nun auch unsere oldenburgische Heimat bei dieser letzten Vereisung eisfrei blieb, so bekam sie doch noch genug von den Einwirkungen auch dieser dritten Eiskuppel zu spüren. Deren Kälteverrat wirkte nämlich weit ins Eisvorland hinein mit tiefgehendem Bodenfrost, der in dieser Zone (wie noch heute das grönländische Inlandeis) mit mächtigem Knallen oft lange Frostrisse im Boden bildete. Sie wurden dann nach Schmelzwasserzeiten und darauf folgendem Wiedergefrieren zu „Eiskeilen“ oder nach erneutem Auftauen und späterem Hereinstürzen von staubfeinem Löß z. B. in die Frostrisse eines Tonlagers zum „Lößkeil“. Heute dringt unser Winterfrost nur etwa 1 m tief in den Boden. Damals aber ging der Bodenfrost z. B. bei der 250 km eisabliegenden heutigen Göttinger Gegend mit Frostrissen von etwa 9 m in die Tiefe, vielleicht also im 80 km eisnäher gelegenen Oldenburger Gebiet noch tiefer. Solche Zeugnisse für Bodenfrostrisse bietet auch unsere engere Hei-

mat. In Osterscheps bei Edewacht lagen Frostrisse in Tonen, nördlich Cloppenburg bei Varrelbusch in Kiesen sowie auch in Nethen nahe Wiefelstede. Welche Mächtigkeit des Bodenfrostes sie aber hier im Oldenburgischen anzeigten, vermag ich nicht mehr zu sagen.

Wenn auf solchen Dauerfrostböden an sonnigen Sommertagen auch so manches angesonnte Gehänge oberflächlich vielleicht eine Handbreit tief im weiteren Eisvorlande antauen konnte, so rutschte doch dieser nasse Taubrei über den darunter noch gefroren gebliebenen Untergrund hangab. Das tagsüber Abgerutschte gefror aber allabendlich immer wieder in seiner neuen Lage. Dieses sommerliche „Bodenfließen“ griff also sämtliche pflanzenleer gewordenen Bodenformen des Vorlandes heftig an und war auch wohl die Veranlassung, die das Stauchendmoräneband der vorigen Vereisung zwischen Uelsen und Hannover ganz besonders mitnahm und schon begann, es in seine einzelnen heutigen Reststücke zu zerlegen.

Der wandernde Eisrand versetzte sein Vorland je nach der Jahreszeit immer wieder in Nässe oder Trockenheit. Hier lagen ja nun auch die erneut durch die dritte Kältezeit nacktgewordenen, sandreichen Urstromrinnen aus der vorigen Eiszeit, und immer wieder strebten die inzwischen weiter verbreiteten Flußtäler zum Meere. Deren hochgewehrte Sande machten meist nur kurze Wege zu Dünen und Flugsandfeldern, die heute noch auf den hohen Tal-säumen von Ems, Hunte und Weser oder auf weiten Flächen ostfriesischer Geest gebreitet sind, wogegen die staubartigen Gesteinszerreißel aus dem eisnahen Ausblasungsgürtel durch abeisige Trockenstürme weithin südostwärts verfrachtet und weiterhin als feingeschichteter „Flottsand“ oder mehrliger „Löb“ (Lüneburger Heide, Cloppenburg-Bassumer-Geest, auf vielen Stellen der südlichen Endmoränen und im Osnabrücker Berglande) zu Boden gingen. Daß die schichtungslos feinen Lößmassen sich hier aber halten konnten, zeigt uns, daß an diesen Stellen damals bereits zumindest eine schütterere „Gras- und Seggentundra“ durchwachsend das abgesetzte Gesteinsgestäube mit Tausenden von Grasfingern festhalten konnte; das war also das erste Pflanzenleben, das unsere Heimatlandschaft am Ende der letzten Vereisung wieder besiedelte.

Der nördliche heutige Nordseeraum war zum Höhepunkt der letzten Eiszeit sicher genau wie das ganze Vorland der Eiskappe gefroren. Mit dem weiteren Rücktauen des Inlandseises wich aber auch des Vorlandes Bodenfrost und das Packeis des Meeres. Die Südküste der Nordsee zog damals etwa vom Kap Skagen am Nordrand der Inseln Jütland- und Doggerbank vorbei nach Whitby in Mittelengland. Aus der einstigen Sumpflandschaft südlich der beiden Inselbänke, wo die Landschaft nur vom Helgolandsberg überbuckelt war, holen heute Schleppnetze neuzeitlicher Hochseefischer Waffen von damals hierher gelangten Altsteinzeitmenschen und Knochen ihrer eiszeitlichen Beutetiere (z. B. Mammutbackzähne) immer wieder ans Tageslicht. Zur Zeit der Steinzeitjagden steckten jedoch noch rd. 37 Millionen Geviertkilometer Landflächen in aller Welt unter Eis. Das verhältnismäßig schnelle Wegtauen dieser Eismassen setzte weithin alles das wieder unter Wasser, was während der wasserbildenden Frostzeit landfest geworden war. Dadurch stieg der gesamte Weltmeerspiegel um rd. 90 m und verschob auch unsere damalige südliche Nordseeküste über eine Fläche von 400 000 Geviertkilometern nach S. Gleich-

ches Geschehen folgte ebenfalls ja schon dem Abschmelzen der ersten beiden Vereisungskappen, so daß der Wechsel von Kalt- und Warmzeiten dem südlichen Nordseeraum einen mehrfachen Wandel von Eisbedeckung, begrüntem Land und Meer bescherte.

Im letzten Abschnitt erfuhr der Leser bereits, daß Altsteinzeitjäger und ihre Beutetiere in unserem Küstenland und der jetzigen südlichen Nordsee ihre Nahrung fanden. Die sand- und lößstaubbindingen Gras- und Seggenbestände hatten sich nämlich inzwischen bei allgemeiner Milderung des Klimas zu himmelweiten Tundraflächen gebreitet, denen sich bald kleinwüchsige Bäumchen, nämlich kniehohe Zwergbirken und nur spannlange Polarweiden zugesellten. Größere Birkenarten, Kiefern, Haseln und Eichen folgten mit immer mehr Lebewesen pflanzlicher und tierischer Natur unter weiterem, wenn auch schwankendem Günstigerwerden des Klimas aus ihren eiszeitlichen Zufluchtsstätten in Südfrankreich und dem ungarischen Tiefland zurück.

8000 vor Chr. endete das Eiszeitalter und die „erdgeschichtliche Jetztzeit“ hub an, in der das Denken des an Zahl stetig zunehmenden Gehirnwesens Mensch beginnt, mit Hilfe seiner Technik zu einer neuen, naturbeherrschenden und landschaftsumgestaltenden Kraft zu werden. Davon erlebten die Bewohner des nordwestlichsten Niedersachsen in den letzten Jahrzehnten ein neuestes eindrucksvolles Beispiel, die schöpferische Tätigkeit der „Emsland G.m.b.H.“. Sie wandelte nach sorgfältig forschenden Vorarbeiten z. B. die jahrhundertlang sommerlich braunroten Hümmlingsheiden in saftiges, fruchttragendes Feldergrün. Dabei handelt es sich nicht nur etwa um Urbarmachen weiter Heide- und Moorflächen, sondern angetrieben durch drängende Wohnraumnot infolge des letzten Kriegsausganges um Schaffen von menschenwürdigem Wohn- und Lebensraum sowie um nachdrückliches Einwirken auf Wege-, Kanal-, Land- wie Waldbau, auf neue Siedlungen mit im flachen Gelände windbrechenden Grünpflanzungen, Stromversorgung, Trinkwasserschaffen, Abwässerbeseitigung, Genossenschaftswesen usw., also mit einem Wort um eine gründliche Gesamterschließung eines bislang so arg vernachlässigten, zurückgebliebenen Raumes ohne allzu ehrfürchtige Scheu vor vielleicht bestehenden verzögernden „Zuständigkeiten“.

Aber nicht nur planende Menschenkraft modelte das heutige Landschaftsbild, sondern auch das weitere Wirken der Natur selbst. Am auffälligsten sind dabei z. B. plötzlich auftretende „Erdfälle“, die sich bei uns in einem Streifen vorm Nordfuß des Wiehengebirges gar nicht so selten ereignet haben. Noch im Januar 1969 brachen bei Diershausen-Schwagstorf (nördlich von Osterkappeln) rd. 1500 qm eines anmoorigen Wiesengeländes ein und füllten sich schnellstens mit Wasser zu einem 9 m tiefen, trichterförmigen Teich. Zwischen Bramsche und Bohmte birgt der Boden hier eine Anzahl solcher Erdfallseen, weil dort, heute von jüngeren Kiessanden dem Auge verborgen, eine Abteilung der obersten Juraschichten liegt (sogenannte „Münder-Mergel“), die bei ihrer Entstehung vor rd. 130 Millionen Jahren infolge des damals tropischen Klimas das Wasser des seichten jüngeren Jurameeres eindunsten ließ, so daß in den Bodenabsätzen Gips- und Salzlager entstanden. Heute liegen sie nun alle im Bereich des süßen Grundwassers und werden dadurch mehr oder weniger wieder aufgelöst, wodurch dann nahe der heutigen Erd-

oberfläche Lösungshohlräume im Boden entstehen, die zu Deckeneinbrüchen, eben zu Erdfällen führen können.

Solchen Minerallägern der Münder-Mergel im Nordsaum des westlichen Wiehengebirges verdanken Bad Essen und Hüsedede, wo bis gegen 1880 auch Gips gebrochen wurde, ihre salzigen Badewässer. Die größten Erdfallseen aus alter Zeit sind der Darnsee bei Bramsche (14 ha) und eine Gehstunde weiter ostwärts der Feldungelsee (5 ha) am Lutterdam; sie wurden beide 1932 unter Naturschutz gestellt. Der schon 1489 in einem Güterverzeichnis des Klosters Malgarten als „Dransmare“ erwähnte heutige Darnsee hatte allem Anschein nach 1526 einen ihn vergrößernden Nachfall. Über den Zeitpunkt des Einbruches vom Feldungelsee ist mir nichts bekannt. Am 25. März 1951 aber stürzt südostwärts von ihm in der Gemeinde Kalkriese und 200 m nördlich vom Mittellandkanal plötzlich ein 15 x 11 m großer und 20 m tiefer Erdfall ein, erzeugt umlaufende Bodenrisse und füllt sich sofort mit Wasser. Kaum acht Wochen später versinkt dort in nächster Nachbarschaft wieder ein 15 x 14 m großes Wald- und Feldstück etwa 25 m tief und steht auch bald unter Wasser.

Wir kurzlebigen Menschenkinder sind sehr leicht geneigt, die mit so großzifferigen Zeitangaben rechnende Erdgeschichte für fast beendet zu halten oder nur noch weit von unserer uns friedsam erscheinenden Heimat, z. B. in Ländern mit rauchenden, feuerspeienden Bergen wie auch in ausgesprochen erdbebenreichen Gebieten noch für einigermaßen wirksam zu halten. Dem so denkenden Leser werden jedoch allein schon diese eben gemachten Angaben über auch jüngst entstandene Erdfallteiche am Nordrand unseres schönen, heimischen Berglandes gezeigt haben, daß das Kräftespiel unserer Natur ebenfalls dauernd weiterläuft.

-
- 1) Die bausteinarme Gegend gewann deshalb die feinkörnigen Kalksandsteine der Haldemer Berge zum Bauen in sehr vielen kleinen Kühlen. Ihre feinporigen, wasserziehenden Gesteine gaben jedoch oft feuchte Zimmer. Man verwarf darum diesen Baustoff. In den verwitterten Steinkuhlen findet der suchende Leser eine reiche Fülle von versteinerten Tieren des Jungkreidemeeres.
 - 2) Die zwei Jahrzehnte bis 1967 zwischen Damme und Holdorf von einem Schacht aus gefördert Eisenerze haben entstehungsmäßig jedoch mit dieser das Eisenerzlager nur überdeckenden Dammer „Endmoräne“ nichts zu tun. Die Erze stecken vielmehr in einer flachen Wanne von Jungkreidegesteinen des verschütteten, voreiszeitlichen Berglandes, die von den Haldemer Bergen unter die heutige Erdoberfläche taucht und in 10 km Breite bis Gehrde — Rieste zieht, wo sie von einer Verwerfung abgeschnitten wird.
 - 3) Die heute offen zu Tage liegenden Nieder- und Hochmoore gehören nicht hierhin; sie entstanden erst in der „erdgeschichtlichen Jetztzeit“ (Alluvium oder Holozän) viele tausend Jahre später.

Landschaft und Erholung

Landespflegerische Gesichtspunkte bei der Auswahl von Erholungsgebieten im Oldenburger Münsterland

VON ANTONIUS BÖSTERLING

Es ist zunächst unumgänglich, den Menschen in seiner Umwelt allgemeingeltend darzustellen, da die Frage nach der Zukunft des Menschen in der technischen Zivilisation und sein Verhältnis zur Natur immer größere Kreise bewegt: zerstört der Mensch der heutigen Industriegesellschaft nicht selbst die Voraussetzungen seiner körperlichen und geistig-seelischen Existenz, sogar seiner weiteren genetischen Entwicklung, wenn die schnell fortschreitende Entwicklung unseres Lebensraumes weiterhin dem heutigen Trend der Denaturierung folgt?

Den Menschen und der Gesellschaft muß dabei der Begriff „Landschaft“ gegenübergestellt werden. Landschaft als Natur und Menschenwerk, vom Menschen im Siedlungsbereich sowie in der freien Landschaft in immer stärkerem Maße umgestaltet, wirkt als menschliche Umwelt formend auf uns zurück. Unsere Umwelt ist die Welt, in der wir arbeiten, wohnen und unsere freie Zeit verbringen. Es ist unsere Wohnung — das Zuhause —, die nähere Umgebung — die Nachbarschaft, die Stadt —, die freie Landschaft, die uns umgibt. Es ist der Weg zum Arbeitsplatz und das Verkehrsmittel, der Arbeitsplatz selbst. Es sind schließlich die Umweltbedingungen in unserer Freizeit — Garten, Kneipe, Kino, Kaufhaus, Sportplatz, Schwimmbad und städtischer Park, Wald, See und Feldmark. Also umfassend die Natur plus Menschenwerk — die Landesnatur und Sozialstruktur. Dieses Netz von Menschenwerk legt sich in unseren Landschaften immer dichter über die vorgegebene Natur, immer stärker tritt die menschlich geschaffene Ersatzwelt (Kulturlandschaft) anstelle des Natürlichen oder des Naturnahen (Naturlandschaft).

Georg Leber sagte als damaliger Vorsitzender der Industriegewerkschaft Bau, Steine und Erden: „Wir stellen fest, daß die gegenwärtigen Umweltbedingungen nicht zufriedenstellend, nicht in Ordnung sind. Da genügt es nicht mehr, wenn die Bedingungen am Arbeitsplatz erträglich, die Lohnverhältnisse ausreichend und die soziale Sicherheit gegeben ist, d. h. alle die Dinge, die bisher Inhalt der sozialen Frage waren. Wenn außerhalb des Arbeitsplatzes die Nervenbelastung durch Verkehrshast und Unfallgefährdung, durch überfüllte Verkehrsmittel und verstopfte Straßen zunimmt, wenn in den Wohngebieten die Lärmverhältnisse nicht erträglich und die lärmfreien Wohngebiete nur zu untragbaren Preisen mietbar sind, wenn von der Wohnung im Grünen die Wege zum Arbeitsplatz so zeitraubend werden, daß in der Freizeit kaum noch Zeit zur Entspannung und Erholung in der Natur übrig bleibt“ — ich ergänze: wenn große Stadtlandschaften durch Abgase oder unsere freie Landschaft durch Abfälle moderner landwirtschaftlicher Viehwirtschaft verpestet werden, wenn man bei der Fahrt in die Landschaft dorthin kommt, wo in der Werbung ein See empfohlen wird oder auf Wanderkarten Waldgebiete gekennzeichnet sind und man dann vor eine kilometerlange Wand von Zäunen und Wochenendhäusern

weniger Bevorzugter kommt, und feststellen muß, daß die freie Landschaft „ausverkauft“ und der erholungsuchenden Allgemeinheit entzogen ist, wenn jedes natürliche Gewässer in den Stadtregionen kanalisiert, zugebaut und damit unzugänglich ist oder unsere Seen nicht mehr zum Baden zugelassen werden können.

Ging es bei der sozialen Frage des vorigen Jahrhunderts um die Bewältigung der Probleme Arbeit, Lohn, Arbeitszeit, Unfallschutz, soziale Sicherheit und Krankenversorgung, so heißt eine der wichtigsten sozialen Fragen heute: wie und wann bringen wir das Verhältnis des modernen Menschen zu seiner Umwelt in Ordnung? Soll der Mensch seine Umwelt als ein Übel empfinden oder als etwas, in das er sich eingebettet fühlt? Der moderne Mensch ist als geistiges Wesen zwar weltoffen, aber doch viel stärker seiner Umwelt verhaftet, Umwelt verbunden.

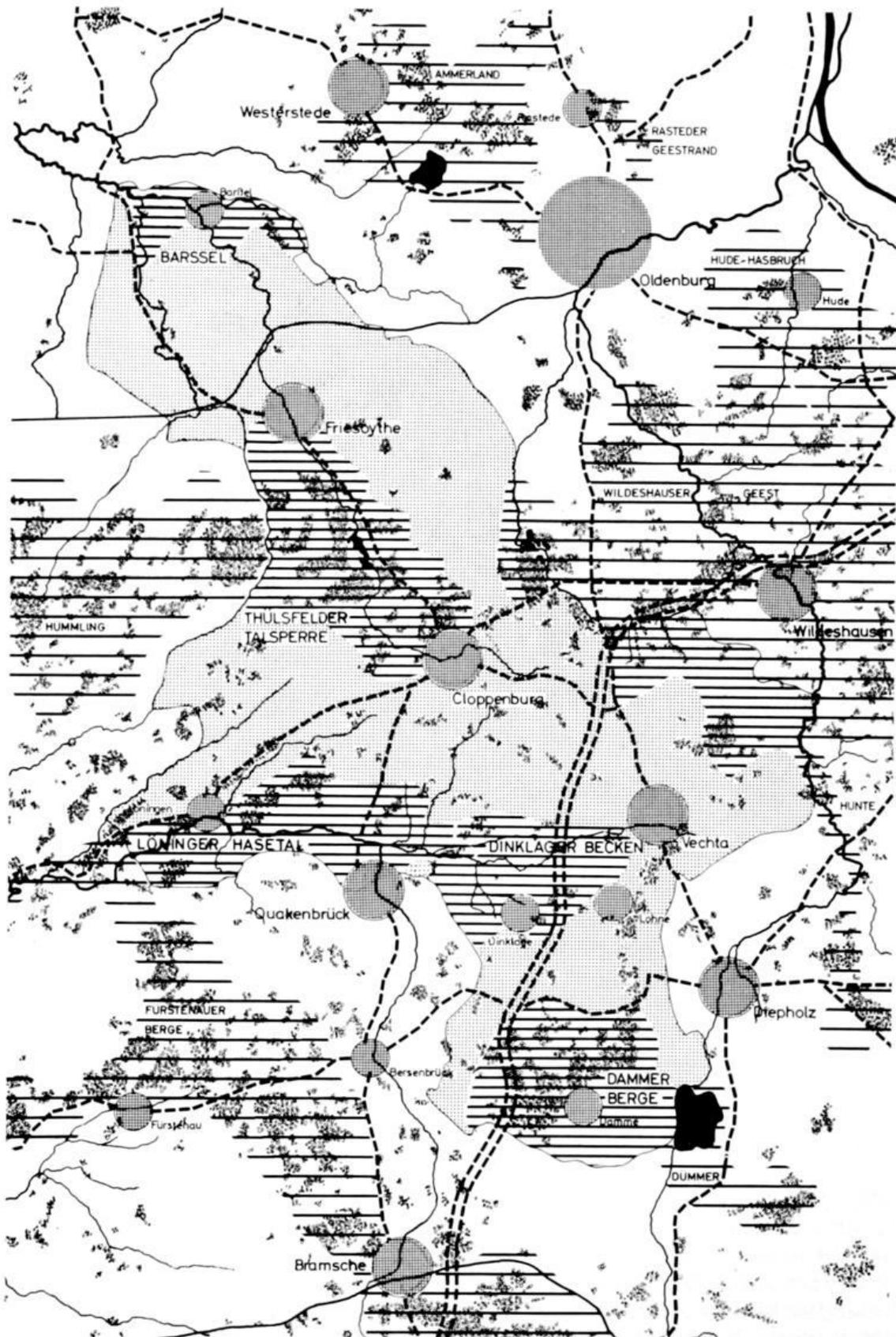
Und der wirtschaftlich-gesellschaftliche Strukturwandel im heutigen Industriezeitalter wirkt sich nicht nur auf die Lebensordnung und -weise des Menschen aus, sondern in stärkstem Maße auf den Lebensraum des Menschen, auf die Landschaft. Unter Landschaft verstehen wir nicht nur das äußere, sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsbild, — das Landschaftsbild als vorwiegend ästhetisch Bewertetes —, sondern nach Alexander von Humboldt den „Totalcharakter einer Erdgegend“ und im goetheschen Sinne ihre „Gestalt“ d. h. — Erscheinungsbild und Wirkungsgefüge zugleich. Dabei ist dieses äußerst komplizierte ökologische System „Landschaft“ empfindlich gegen unsachgemäße Eingriffe. Es hat nur eine bestimmte Tragfähigkeit für den Menschen — der Nutzung sind also Grenzen gesetzt. Die vielerlei Leistungen der Landschaft für den Menschen, angefangen vom reinen Wasser und reiner Luft, über den Ertrag der Felder und Forsten bis hin zu den heilklimatischen und psychischen Erholungswerten sind abhängig von einer pfleglichen und ökologisch richtigen Behandlung. Die Umformung der Landschaft auf die veränderten Nutzungsformen der heutigen Gesellschaftsansprüche hinkt aber nach und löst zwangsläufig Spannungen zwischen Gesellschaft und Lebensraum aus. Diese Spannungen wirken sich in der Landschaft in Störungen des Landschaftshaushaltes und des Landschaftsbildes bis zur Zerstörung ganzer Landschaften aus; in der Gesellschaft aber in einer Beeinträchtigung der Gesundheit großer Bevölkerungsgruppen.

Die Ausdehnung der industriellen Ballungsräume und der Wohnsiedlungen, der Gemeinbedarfsanlagen aufgrund unserer sozialen Ansprüche, des Verkehrsnetzes, der Flugplätze, Energiegewinnungsanlagen und Abgrabungen von Steinen und Erden usw. erfolgt auf Kosten der Agrarlandschaft, häufig gerade auf Kosten fruchtbarster bäuerlicher Kulturlandschaften. Die Landwirtschaft wiederum ergänzt ihre verlorengegangenen Flächen durch Rodungen von Wäldern mit wichtigsten landeskulturellen Aufgaben, durch Kultivierungen letzter naturnaher Landschaftsteile wie Moore und Odland und läßt seine immer enger werdende Nutzfläche rationalisieren durch sogenannte agrarstrukturelle Maßnahmen, worunter man auch die Begradigungen von naturnahen Bachtälern und die Ausräumung der Landschaft für neuzeitliche Formen maschinengerechter Äcker verstehen muß. Das alles bedeutet einen jährlichen Verlust an freier Landschaft, d. h. von Wald, Wasserfläche, Wiese, Feld, Heide und Moor von rund 260 qkm

Fläche: das ist die Fläche des Erholungsgebietes „Thülsfelder Talsperre“ oder $\frac{1}{8}$ des Landkreises Cloppenburg oder die Fläche der Stadt München — das sind täglich zwei mittlere Bauernhöfe. Heute sind weit mehr als 10 Prozent der Fläche der Bundesrepublik überbaut. Noch nicht einmal eingerechnet sind die Zonen, die außerdem aus unserem Lebensraum auscheiden: die belasteten Landschaftsteile durch Lärm und Abgase, die planlose Zersiedlung der Landschaft durch Wohnbauten und Wochenendbauten bis zum Ausverkauf gerade schönster Landschaftsteile zugunsten weniger auf Kosten der Allgemeinheit. Der Dümmer, das Zwischenahner Meer oder die Thülsfelder Talsperre mögen stellvertretend die ganze Problematik des Landschaftsverbrauches deutlich machen.

Vor nicht langer Zeit hatte der Städter eine ständige Verbindung zur freien Landschaft, er war Ackerbürger bzw. Besitzer eines Gartens. Der Spaziergang war allabendlich möglich und üblich. Mit dem Wachstum der Städte und der rapiden Überbauung letzter Freiflächen ist die außerstädtische Landschaft in der Form eines Spazierganges nicht mehr zu erreichen. Die Unterschiede von Tag und Nacht sowie der Jahreszeiten als natürliche Ruhepausen in der Arbeitsintensität wurden mit dem Einsetzen der Beleuchtungstechnik und zunehmendem Arbeitstempo verwischt. Die Arbeit verlief zudem im Wechsel von Bewegung und Sitzen als körperliche Handarbeit; im Zuge der Mechanisierung aber pausenlos und monoton. Den abhärtenden Witterungseinflüssen werden die Menschen heute in steigendem Maße ferngehalten. Die Dunst- und Staubschicht veränderte das Klima der Stadt und den Umweltraum für den Menschen. Die zur ständigen nervösen Anspannung reizenden Einflüsse, wie z. B. das Vorherrschen des roten und gelben künstlichen Lichtes (nur in der Landschaft überwiegen noch die beruhigenden Farben blau und grün), die Enge der Besiedlungen, Lärm, Arbeits- und Verkehrshast umgeben den Menschen oft unbewußt. Diese und andere Einflüsse tragen zu einer gravierenden Veränderung des Gesundheitszustandes unserer Menschen bei, und das alles trotz 5-Tage-Woche und vermehrter Freizeit, Technik, Fortschritt und Automation.

Die Bewältigung der Spannungen zwischen Gesellschaft und Lebensraum hat sich die Landespflege und Landesplanung als vornehmste Aufgabe gesetzt. U. a. angeregt durch die „Grüne Charta von der Mainau“ (1960) — ein Manifest zur Erhaltung und Gestaltung einer gesunden und menschengerechten Landschaft —, wurde am 23. Juni 1960 das Bundesbaugesetz beschlossen, um den sozialen und kulturellen Bedürfnissen der Bevölkerung, ihrer Sicherheit und Gesundheit gerecht zu werden. Die Ziele der Landesplanung und Raumordnung wurden aus ebendenselben Gesichtspunkten und Notwendigkeiten im Bundesraumordnungsgesetz (1965) und im Niedersächsischen Raumordnungsgesetz (1966) bekräftigt und am 18. März 1969 im Landesraumordnungsprogramm Niedersachsen eingehend dargelegt. Als raumpolitischer Grundsatz ist als beachtenswert zu zitieren: „Mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung der Freizeit sind ausreichende Erholungsräume zu sichern und zu entwickeln.“ Die Frage der Erholung und der Erholungsgebiete wurde hier erstmals nicht nur unter dem Faktor Wirtschaftsentwicklung behandelt, sondern der Fremdenverkehr auch „als für die Volksgesundheit zu beachtendes Gut“ gesehen.



Die potentiellen Erholungsgebiete des Oldenburger Münsterlandes.
 (Zeichnung: A. Bösterling)

Erholung oder Urlaub ist heute das Recht aller Gesellschaftsschichten und nicht mehr einem kleinen Kreis sozial bevorzugter Schichten vorbehalten, der die Erholung vielleicht gar nicht nötig hatte. Insbesondere für die Menschen der Stadtregionen ist während der Zeit der Regeneration eine Berührung mit einer Umwelt notwendig, von der noch die nötigen Heilwirkungen ausgehen. Was wir brauchen, ist die möglichst unberührte naturnahe Landschaft, reines Wasser, reine Luft, Ruhe — und kein Rummel. Das Erholungsproblem für den modernen Menschen verschiebt sich also zunehmend auf die geistig-seelische Ebene im irrationalen Erlebnis der Natur.

Welche Erholungsformen gerade die deutsche Bevölkerung bevorzugt, ist noch nicht ausreichend untersucht. Wir wissen zwar, daß mehr als 5 Millionen Übernachtungen im Sommer in Campinglagern stattfinden und mehr als 6 Millionen Deutsche im Winter skilaufen, mehrere Hunderttausend bergsteigen und wandern und mehrere Hunderttausend bootfahren und amateurgeln. Diese Freizeitbeschäftigungen in freier Natur sind in Deutschland im Anwachsen. Eingehenderes Material über Erholungsformen liegen aus den USA vor. Hier und auch in Holland wird besonderer Wert auf die Bedeutung des Wortes re-creation bzw. Rekreation als Erholung im Sinne der Wiederherstellung, Neuschöpfung, Wiedergeburt eines gesunden Menschen gelegt. Gerade die einfachen Erholungsformen werden in der amerikanischen outdoor-recreation in folgender Reihenfolge bevorzugt: Erholung zu Fuß, wobei „walking for pleasure“ — spazierengehen — an der Spitze steht, sightseeing, radfahren, schwimmen, fischen, bootfahren, jagen, reiten, Camping. Aus den Beobachtungen der Entwicklungstendenzen zu vermehrter Erholung in freier Landschaft ergibt sich: Es müssen die Voraussetzungen für eine Volkserholung auf breiter Basis in gesunden, schönen Landschaften gesichert werden, und zwar für Feierabend, Wochenende und Urlaub mit — den jeweils individuellen Erholungsgewohnheiten angepaßten — Erholungseinrichtungen. Die Notwendigkeit der Sicherung von Erholungsgebieten beweist die vermehrte Reiseintensität (Anteil der Urlaubs- und Erholungsreisenden an der Gesamtbevölkerung): 27 Prozent im Jahre 1962, 34 Prozent im Jahre 1966, wobei der Anteil der Reisenden, die zwei oder mehr Reisen unternehmen, ansteigt. Jeder zweite Einwohner einer Großstadt (Ruhrgebiet) unternimmt jährlich eine Reise. 63 Prozent aller Erholungsreisenden blieben 1966 im Inland und wählten überwiegend ein festes Standquartier, wobei die Kurzreisen ausgeprägt zunehmen. Von diesen 14,1 Millionen führten 11 Prozent nach Niedersachsen.

Dieser Tendenz entsprechend dient als Grundlage in Niedersachsen nun die Entwicklungskonzeption der Landesregierung, dargelegt im erwähnten Landesraumordnungsprogramm. In gut erreichbarer Nähe zu den Ballungsgebieten sind großräumige Erholungsgebiete ausgewiesen, die zu sichern und zu entwickeln sind. Von überregionaler Bedeutung und jeweils verschiedenen Typs sind im Oldenburger Münsterland unterschieden:

1. Erholungsräume der Geest:
„Thülsfelder Talsperre“ zwischen Marka und Soeste, „Wildeshauser Geest“ und „Löninger Hasetal“, südwestlich anschließend an die Fürstenaauer Berge;
2. Erholungsräume der Mittelgebirge:
„Dammer Berge“ mit Dümmer.

Wenn aber allen Gliedern unserer Gesellschaft in leicht erreichbarer Nähe der Wohnsitze der o. a. ausgleichende und heilende Naturgenuß möglich werden soll, müssen weitere Erholungsgebiete geschaffen und ihre Einrichtungen vollendet werden, sowie ein verstärkter Schutz und die Pflege dieser Landschaften mit dem Einsatz erheblicher öffentlicher Mittel gefordert werden. Zu diesen zählen die in der Karte eingetragenen Landschaften in verkehrsmäßig günstiger Lage zu den verschiedenen Schwerpunkträumen und wirksam abgeschirmt gegen städtisches Milieu. Sie werden geprägt durch das wertvolle Landschaftspotential der Geest: Wälder, Waldränder und Übergangszonen in die freie Feldmark, durch landschaftlich wertvolle Niederungen und Randzonen der Bachtäler einschließlich der Uferhänge und Geestränder mit Dünen und durch die Uferbereiche der Binnengewässer in naturnaher Ausbildung.

Mit der Beanspruchung stadtnaher und stadtferner land- und forstwirtschaftlich genutzter Gebiete durch die Erholung entstehen landschaftliche Probleme. Diese liegen auch im Oldenburger Münsterland in der Überschneidung der landwirtschaftlichen, forstwirtschaftlichen, fischereilichen und jagdlichen Nutzung und des naturwissenschaftlichen Wertes von Landschaftsteilen mit der Beanspruchung als Erholungslandschaft. Die Tragfähigkeit einiger Teile, insbesondere des Ostufers der Thülsfelder Tal Sperre, der Hunte, des Dümmers und der Dammer Berge (Abgrabungen) ist beinahe überschritten und bedarf dringend der Ordnung und Pflege. So drohen unserer Landschaft im Zeichen der Erholung gerade die Werte verloren zu gehen, um deren Willen sie einst aufgesucht wurde. Noch ist die Lage nicht überall so verzweifelt wie am Dümmmer, wo das Wasser in seinem biologischen Potential überfordert und gesundheitsschädlich wurde. Um u. a. der ungeordneten Entwicklung Einhalt zu gebieten und wertvolle Landschaftsteile nicht noch mehr zugunsten Weniger und auf Kosten der Allgemeinheit auszuverkaufen, ist es dringend notwendig, in Zusammenarbeit aller Fachbehörden und interessierter Gruppen, so auch des Heimatbundes, auf der Grundlage von Landschaftsplänen Entwicklungspläne aufzustellen. Ein solcher Landschaftsplan kann rechtzeitig und so verwirklicht werden, indem man ihn zum Bestandteil von Raumordnungsplänen und Bauleitplänen der Gemeinden macht und er an deren Rechtswirksamkeit teilnimmt. So können unsere wertvollen Landschaftsteile für den allgemeinen Besucherverkehr erhalten bleiben, und nicht nur einigen Grundeigentümern dienen. Unter Berücksichtigung der natürlichen Gegebenheiten der Landschaft, ihrer Belastbarkeit und ihrer Eignung für besondere Erholungseinrichtungen werden im Landschaftsplan u. a. Standorte festgelegt für Feriendörfer, Jugend- und Schulheime, Jugendherbergen, Gasthäuser, Pensionen und Motels, Liegewiesen und Bademöglichkeiten, Ferien auf dem Bauernhof, usw. also für Einrichtungen, die der Allgemeinheit vorbehalten sind und die jeden ansprechen, wo der Stadtmensch Entspannung und echte Erholung finden kann. Die Gestaltung und Einrichtung unserer Erholungsgebiete umfaßt neben landespflegerischen Maßnahmen (z. B. Rekultivierungen) insbesondere motorfreie Zonen unter vorrangiger Einrichtung von Parkplätzen und Wanderwegen.

Nur wenn die Belange der Natur und der Landschaft vordringlich berücksichtigt werden, erst dann kann eine Steigerung der Wirtschaftskraft

unserer ländlichen Räume im Oldenburgischen Münsterland wirksam werden. Der Schutz unserer ursprünglichen oder doch naturnahen Landschaften, der Pflanzen- und Tierwelt, muß insbesondere in ihnen in hervorragendem Maße berücksichtigt werden. Wir brauchen wirtschaftlich nachhaltig leistungsfähige, biologisch reichhaltige Agrarlandschaften, in denen der Bauer nach modernen Grundsätzen arbeiten kann und doch die stetige Fruchtbarkeit und die Schönheit der Landschaft garantiert ist. Gerade diese Aufgabe erwächst heute dem Bauern. Die Arbeitsgebiete der Landespflege gewinnen eine zentrale Bedeutung für die Gesundheit und Wohlfahrt der modernen Gesellschaft wie für Gestalt und Leistungsfähigkeit der Landschaft. Landespflege wird so zu einer der entscheidenden sozialen und politischen Aufgaben, die unserer Zeit um des Menschen willen gestellt sind. Ihre Lösung bedeutet einen der wesentlichsten Beiträge zur geistigen und materiellen Bewältigung der technischen Zivilisation.

Die Landschaft heute muß ein gut gestaltetes Menschenwerk sein. Sie wird unmerklich, aber einen um so nachhaltigeren Einfluß auf uns ausüben und den Menschen formen.

Literatur:

K. Buchwald/W. Engelhardt, „Handbuch für Landschaftspflege und Naturschutz“, 4 Bd. München 1968.

Erhebungen des Fremdenverkehrsverbandes Nordsee-Niedersachsen-Bremen e. V., 1969.

Landesraumordnungsprogramm Niedersachsen. Herausgegeben vom Niedersächsischen Minister des Innern, Hannover 1969.

Ursache und Wirkung

1967 haben wieder Sumpfohreulen am Dämmer gebrütet

VON PAN HARLAN

Das Hauptproblem einer jeden Art besteht darin, genügend Nahrung zu finden. So kommt es, daß jeder ungenutzte oder unterbesetzte „Platz am Tische der Natur“ eine starke Anziehungskraft ausübt.

Als im Zuge der Eroberung des Festlandes durch die Lebewesen die ersten Pflanzen und Tiere in den hohen Norden vorgestoßen waren, ergab sich dort rasch ein Überangebot an Kleinsäugetern, vor allem Lemmingsen und Erdmäusen. Die zwangsläufige Folge davon war, daß nun die Feinde dieser Tiere ebenfalls nach Norden zogen.

Die Eulenfamilie gehört zu den Mäusefressern. Ihr Vorstoß in die subarktische Tundra war durch zwei gewichtige Umstände erschwert: Eulen waren Nachttiere (im Sommer gibt es im Norden keine Nacht) und Höhlenbrüter (in der Tundra gibt es keine Bäume mit entsprechenden Höhlen). Der starke Zug des Nahrungsfeldes bewirkte nun die Herauszüchtung von Eulenspezialisten. Sowohl die große Schnee-Eule als auch die Sumpfohreule „erwarben“ die Eigenschaften, auf dem Boden zu brüten und auch bei Tageslicht zu jagen.

Während der Eiszeiten verschoben sich die Tundren weit nach Süden. Die Eulen kamen mit. Als sich das Eis wieder zurückzog, blieben jedoch einige Sumpfohreulen in Nordwestdeutschland. Sie hielten sich in tundraähnlichen Gebieten, den Dünen der Küste, den Mooren und Heiden des Binnenlandes. Das Brüten auf der Erde und das Jagen bei Tage behielten sie bei.



Sumpfohreule
(Foto: P. Harlan)

Vor der Kultivierung unserer Moore war die Sumpfohreule ein heimischer Brutvogel. Sie verschwand erst, als ihr Lebensraum zerstört wurde. Da die Sumpfohreulen aber im Winter sehr weit umherzuschweifen pflegen, tauchten sie auch im Dümmergebiet immer wieder einmal auf. War das Mäuseangebot reichlich, blieben sie viele Wochen, war es spärlich, gaben sie nur kurze Gastrollen.

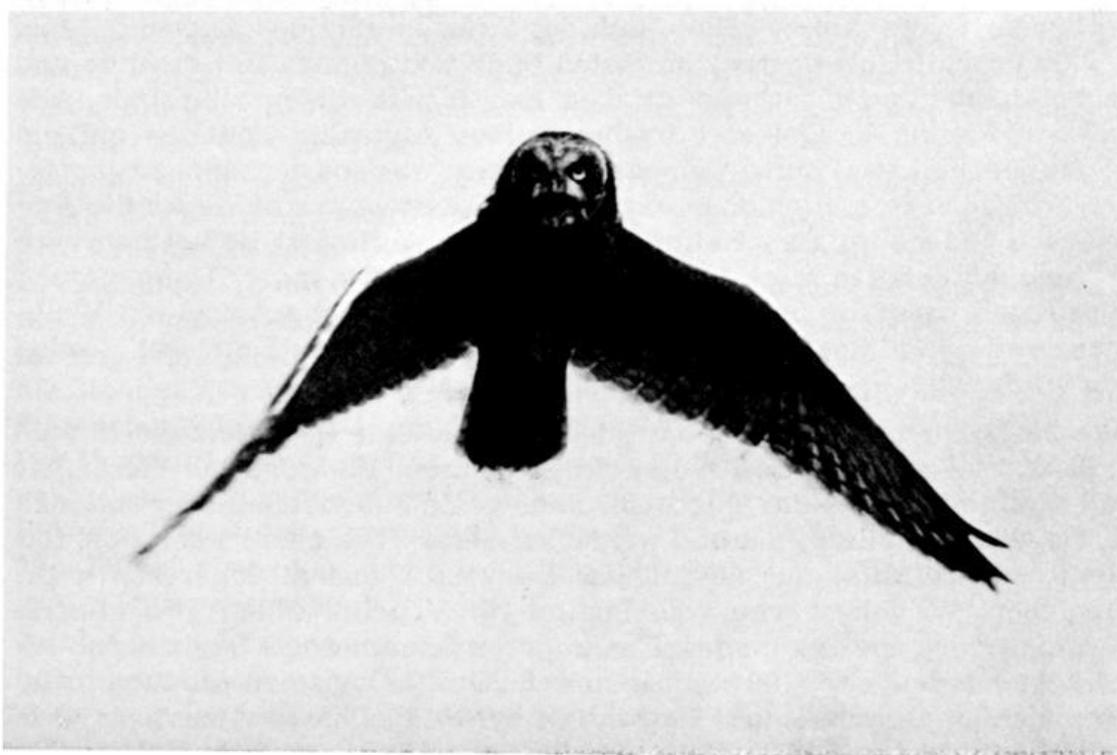
Im Frühjahr 1967 geschah nun etwas Außergewöhnliches. Es stellten sich mehrere Sumpfohreulen ein, die zu balzen begannen. Sie führten auffällige Hochzeitsflüge durch, die Männchen ließen ihr wiedehopfähnliches „hupp hupp hupp“ erschallen. Die Ornithologen hielten den Atem an. Sollten die Vögel wieder zur Brut schreiten?

Wie sich herausstellte, brütete nicht nur ein Paar, sondern gleich fünf! Drei Gelege fanden sich im Ochsenmoor, eines auf der anderen Hunteseite, ein anderes am Omptedakanal. Leider waren nicht alle Bruten erfolgreich. Ein Gelege ging durch vorwitzige Fotografen, ein weiteres durch Kultivierungsarbeiten verloren.

Wie mochte es zu der plötzlichen Wiederbesiedlung des Dümmergebietes gekommen sein? Sicher werden mehrere Faktoren eine Rolle gespielt haben. Einer war ganz gewiß Nahrungsreichtum. Die trockengelegten Flachmoorwiesen begünstigten die Vermehrung der Feldmäuse. Alle vier Jahre kommt es zum Massenaufreten der grauen Nager. 1967 war ein solches Mäusejahr. Nicht so leicht ist die außergewöhnlich große Zahl der Sumpfohreulen zu erklären. Sollten sie nacheinander eingetroffen und alle von dem verlockend gedeckten Tisch festgehalten worden sein? Wirkte vielleicht die Balz des ersten Paares auf die Nachkömmlinge ansteckend?

Eine weitere Erklärungsmöglichkeit läge in starker Vermehrung der Tiere an einem anderen Ort im Vorjahr. Eulen passen ihre Gelegegröße immer dem Nahrungsangebot an. So kann es sein, daß sie in einem Mäusejahr sehr viele Nachkommen hervorbringen. Während des Winters kann es jedoch zum Zusammenbruch der Mäusepopulation kommen. Wo im Vorjahr Nahrung in Fülle war, herrscht urplötzlich Nahrungsmangel. Die Folge davon ist, daß die Eulen größere Nahrungsreviere verteidigen. Mit anderen Worten: Nicht alle Eulen können dort zur Brut schreiten, wo sie im Vorjahr zu Hause waren. Der Überschuß wird vertrieben und muß nun auf die Suche nach einem neuen freien Gebiet gehen. Möglicherweise handelte es sich bei unseren fünf Brutpaaren um solch Vertriebene. Sie hatten das tundraähnliche und gerade zu diesem Zeitpunkt besonders nahrungsreiche Dümmergebiet entdeckt.

Wie sich inzwischen gezeigt hat, ist 1967 ein Ausnahmejahr gewesen. Weder 1968 noch 1969 haben Sumpfohreulen im Dümmergebiet gebrütet.



Die Sumpfohreule weiß sich ihrer Haut zu wehren. Hier greift sie den menschlichen Störenfried an. (Foto: P. Harlan)

Eine flavistische Amsel

VON BERNHARD VARNHORN

An einem sonnigen Januar-Tage letzten Jahres — es war kurz vor Mittag — kam ein Bekannter zu mir mit der interessanten Mitteilung, bei unserer Scheune an der Thölstedter Straße hätte er eine gelbe Amsel gesehen. Er habe das Tier längere Zeit beobachten können, bei der Futtersuche halte es sich etwas abseits von ihren normal gefärbten Artgenossen auf und sei auch wohl etwas scheuer als Amseln hier im Winter zu sein pflegen.

Eine gelbe Amsel? Noch nie hatte ich bis dahin eine solche gesehen, und auch noch nie in der Literatur von solchen gelesen. Da mir mein Besucher als zuverlässiger Beobachter bekannt war und ein interessanter Fall vorzuliegen schien, machte ich mich gleich auf, fuhr zum Beobachtungsort und suchte diesen nach dem seltsam gefärbten Tier ab. Aber von einer gelben Amsel sah ich nichts. Nur einzelne normal gefärbte hüpften und flogen dort bei der Scheune herum, wie sie das täglich zu tun pflegten. Auch in den folgenden Wochen sahen mein Bekannter und ich nichts wieder von diesem abnorm gefärbten Tier. Bis, ja bis an einem naßkalten Februar-Abend mein Bekannter plötzlich wieder vor mir stand, mir etwas in Zeitungspapier Eingewickelter entgegenhielt und nur ganz kurz sagte: „Ick heb de gäle Draußel.“ Heimkehrend von der Kaninchenjagd, so erzählte er, ist mit etlichen anderen Amseln plötzlich auch die „Gelbe“ vor ihm über den Weg geflogen, die er dann erlegte. Als ich sehr neugierig das Zeitungspapier auseinandernahm, lag sie vor mir, die gelbe Amsel. Gelb das ganze Federkleid unten und oben, vom Scheitel bis zur Schwanzspitze. Gelb auch der Schnabel und das Augenlid. Mein Bekannter hatte, als er mir zum ersten Male von diesem Tier erzählte und seine Schönheit pries, nicht übertrieben. Es war wirklich einmalig schön. Alle äußeren Merkmale (gelber Schnabel, gelbes Augenlid) deuteten auf ein Männchen, und zwar auf ein junges Männchen, was aus den spitz auslaufenden Schwanzfedern erkennbar war. — Zum Ausstopfen schickte ich die Amsel nach Oldenburg zum Naturkundemuseum. Auch dort tippte man nach Prüfung der äußeren Merkmale auf ein Männchen. Die innere Untersuchung aber ergab dann zu unserer aller Überraschung, daß die Amsel ein Weibchen war, allerdings mit stark verkümmertem Ovar (Eierstock). Wahrscheinlich wäre sie nicht fortpflanzungsfähig gewesen.

Wie anfangs schon erwähnt, hatte ich noch nie eine flavistische, also eine gelbe Amsel gesehen, noch von solchen gelesen. Während bei dieser Art voll- und teilalbinotische Stücke durchaus keine Seltenheiten sind und man solche, also Weißlinge, hin und wieder zu Gesicht bekommt, scheint die flavistische Farbrarität nur ausnahmsweise vorzukommen. Sogar Herrn Dr. Ringleben, Wilhelmshaven vom Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“ ist, wie er mir schrieb, nur aus der Literatur eine flavistische Amsel bekannt: Im Jahre 1904 wurde in der „Ornithologischen Monatsschrift“ über eine „grau-hellbraune“ Farbrarität berichtet. Das Tier wurde in Ostthüringen erlegt und gelangte in das Museum Mauritianum in X 74 Altenburg. Wahrscheinlich ist das Belegstück dort auch jetzt noch vorhanden. Auch der Präsident der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft Prof. Dr. Erwin Stre-

semann, Berlin, einer der besten Vogelkenner Deutschlands, weiß nur wenig von „gelben“ Amseln. So selten sind diese also. Nun hatte ich dank der Aufmerksamkeit eines hiesigen Landwirtes das unwahrscheinliche Glück, in den Besitz einer solchen Rarität zu kommen. Kunstgerecht und formvollendet ausgestopft ist die gelbe Amsel nun seit etlichen Monaten das wertvollste und meistbestaunte Stück meiner kleinen Vogelsammlung.

Pflanzen die jeder kennt

VON FRANZ RUHOLL

Viel Schönes gibt es in unserer unbegreiflichen Welt: das Lied der gefiederten Sänger, das rauschende Meer, das Herumtollen der Schmetterlinge, der berauschte Klang der Musik, die schneebedeckten Gipfel der Berge.

Was wäre aber die Erde ohne das Lächeln, den Wohlgeruch unserer lieblichen Blumen in der Vielfalt der Farben, Vorbilder für Maler und Bildhauer seit den ältesten Zeiten! Selbst das unscheinbarste Blümchen hat seine Eigenarten.

Da wächst auf Schutt, an Wegen, unbeachtet der Gundermann, Kiek dörn Tuun. Er trägt keine schreienden Farben, ein dezent wirkendes Lila, aber die richtige Farbe für das allerliebste Mauerbienenchen. Da summt es schon heran, kriecht in die Blüte und wird von Pollen überschüttet. Es sammelt ihn für Pollenballen, die es in einem leeren Schneckenhaus versteckt hat. Es bohrt in jedes ein Ei. Der Eingang wird mit Speichel verklebt, Moos als Tarnung darüber gedeckt. Für die Larven ist gesorgt. Der Gundermann trägt echte Zwitterblüten. Es gibt aber auch Pflanzen mit nur männlichen oder nur weiblichen Blüten, zuweilen kommen diese drei Arten auf einer Pflanze vor. Warum? Ein Naturgeheimnis.

Im Mai strahlt dunkelblau am Wege der Gamander-Ehrenpreis. Der helle Teil in der Blüte weist zur Honiggrube in der Blütenröhre. Die beiden einzigen Staubgefäße spreizen sich weit auseinander, gleichsam, um die Besucher zu empfangen. In der Mitte liegt der Griffel. Bald kommt eine bunte Schwebfliege, angelockt durch Nektarduft und Farbe. Sie läßt sich auf die Blüte nieder, umkrallt die Staubgefäße, ein Drehmechanismus wird ausgelöst, die Staubgefäße schlagen unter dem Tierleib zusammen. Die Fliege wird mit Blütenstaub überschüttet für die Fremdbestäubung auf der nächsten Pflanze. Der Weg zum Nektar ist frei. So lustig unschuldig sich das Spiel dieser Fliegen anmutet, so selten grausam halten es ihre Larven. Wie ein Kork in den Flaschenhals, so bohrt sich die Larve in den Körper einer Blattlaus ein. Wie eine Pumpe bewegt sie den Körper vor- und rückwärts, binnen einer Minute ist das Opfer ausgesaugt.

An Straßen und Wiesenrändern sieht man im Mai—Juni ein weißes Blütenmeer, herrlich anzuschauen. Es sind die Dolden des Wiesenkerbels. Manche Straßenwärter haben ihm den Tod geschworen, vernichten die weiße Schönheit mit verderblichen Spritzmitteln. Aber diese Pflanze ist es, die den zu unrecht mißachteten kleinen Fliegen, Käfern, Motten und sonstigen Sechsheinern, die von den vornehmen, farbenreichen Blumen verabscheut werden,

reichen Tisch bietet. Bei einigem Verweilen fällt die große Besucherzahl auf, der Kerbel ist nämlich das Gasthaus am Wegrand; Speis und Trank gibt es umsonst. Manche Dolde gleicht einem Tanzboden, oft mit dazugehöriger Balgerei.

Wie unendlich erfinderisch die Natur ist, um die Bestäubung zu sichern, zeigen zwei bekannte Pflanzen, Schwarzwurz oder große Wallwurz und Berberitze, auch Sauerdorn genannt. Die Schwarzwurz wächst auf vielen Höfen und an Wegen, wird 80 cm hoch. Blätter und Stengel tragen rauhe Borsten. Die blaue Glockenblüte will nicht, daß „Krethi und Pleti“ den reichen Honigbestand plündern. Sie stülpt deshalb die Glockenwand an fünf Stellen nach innen, besetzt sie mit stacheligen Spitzen. Das Insekt kann nun nicht seitwärts zum Honig gelangen, sondern muß den gewünschten Weg durch die kegelartig angeordneten Staubgefäße benutzen. Sie werden auseinandergedrängt, und das Insekt wird mit Pollen beladen für den Stempel einer anderen Pflanze.

Die Berberitze, leicht an den drei Dornen unter den Blättern zu erkennen, trägt gelbe Blütentrauben. Man findet sie in verschiedenen Formen in Gärten und auf Friedhöfen. Die Blutberberitze dient als niedrige Hecke. Die Staubgefäße schließen sich den Kronblättern eng an. Nektar duftet am Grunde des reifen Staubfadens. Sobald ein Bienenchen mit dem Rüssel den Grund des Staubfadens berührt, wirkt dieses wie ein Hämmerchen. Es schlägt nach innen, das Tierchen erhält einen kräftigen Schlag. Erschreckt weicht es zurück, verzichtet aber nicht auf den leckeren „Honig“ und befällt dann pollenbeladen eine Nachbarblüte.

Wo noch irgendeine Pflanze gedeiht, sei es am Wegrand, im Garten, auf magerer Wiese, im Rasen, da findet man dank ihrer großen Keimkraft die Butterblume, nach Löns die allerschönste Blume. Etwa 100 Zungen bilden das Sonnenrad. Löwenzahn nennt es der Botaniker. Ein phantasievoller Kopf will in den schrotsägeförmigen Blättern Ähnlichkeit mit dem Löwenzahn entdeckt haben. An Stelle der Goldblüte bildet sich bald eine silberstrahlige Kugel mit langgestielten Haarkelchen, die sich als Fallschirmchen von dem Blütenboden lösen. Der Wind trägt die Schirmchen mit den Samen segelnd über Dächer, Bäume und Bäche.

Das ist nun nichts Rätselhaftes. aber was sind das für kleine lausartige Tierchen, die auf den Blüten des Löwenzahns eilig hin- und herrennen? Es sind die Larven des Ölkäfers, die weder Pollen noch Nektar wollen. Drei Wochen vor der Blüte grub ein blauer Ölkäfer eine flache Grube in die Erde, legte mehr als 100 Eier hinein und starb. Kaum waren die Larven ausgeschlüpft, eilten sie zur nächsten Löwenzahnblüte und warten nun auf eine Erdbiene. Mit den sichelförmigen Kieferzangen und den scharfen Klauen der Füße klammern sie sich im Haarkleid der Biene fest. Sie lassen sich ins Bienennest tragen, verzehren den Futterbrei und verpuppen sich. Im Frühjahr entsteigt der fertige Ölkäfer der Puppe.

Noch etwas Rätselhaftes über die Butterblume. Im Laufe des Tages kommen wohl ein Dutzend Bestäuber, aber die Pflanze kann darauf verzichten, auch sogar auf Selbstbestäubung. Sie besitzt die Fähigkeit aus einer unbefruchteten Eizelle keimfähigen Samen entstehen zu lassen. Jungfernzeugung nennt man das. Welche Umstände dieser Befähigung zugrunde liegen, weiß man

nicht. Man kann in der Butterblume auch etwas anderes sehen als nur frisches Futter für Stallhasen.

Menschen ohne Scheu und Scham laden bei Nacht und Nebel Dreck und Abfall an irgendeiner Stelle am Wege oder im Walde ab. Kaum einer gibt sich dazu her diesen Schandfleck wegzufahren oder zu übersanden. Pflanzen sind es, die sogenannten Schuttsiedler, die hier Wunder wirken. Für sie gibt es im Haushalt der Natur nichts zu verschwenden. Im Verein mit Spaltpilzen und Algen überdecken nicht gern gesehene Unkräuter diesen Abraum der Kultur, daß neues Leben entstehen kann. Es sind Mieren, Melden, Brenneseln, Ampferarten, Kälberkropf und Gräser. Besonders die Vogelmieren, die gewöhnlichste unter den Unkräutern, überdeckt große Flächen. Weiß glänzen ihre sternartig geordneten Blütenblättchen. In ein paar Jahren ist die Pflanzendecke geschlossen. Der Mensch muß erkennen, daß die Natur, wenn sie nicht von ihm zu sehr gestört wird, sich selbst hilft, dem Auge stets das Wohlgefällige herausformt.

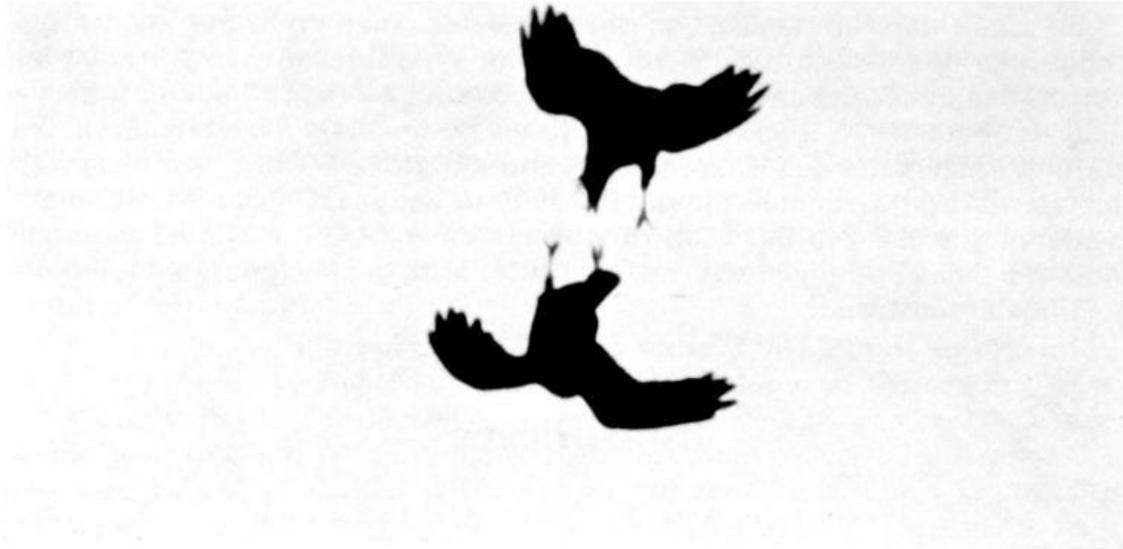
Kunstflieger

VON PAN HARLAN

Im Fliegen sind die Vögel dem Menschen immer noch weit überlegen. Solange es Menschen gibt, haben sie neidisch und fasziniert den Vögeln zugehört, die sich so mühelos und elegant in der Luft zu bewegen verstehen, die von hochoben herunterschauen und weite Strecken unwegsamem Gelände überbrücken können. In vielen Geschichten und Sagen hat sich die Sehnsucht niedergeschlagen, es den Vögeln gleichzutun. Bemerkenswert spät in der Menschheitsgeschichte hat sich diese Sehnsucht in ernsthafte Versuche verwandelt. Besonders interessant an der menschlichen Lufteroberung ist, daß sie erst dann gelang, als man sich vom Vogel als Vorbild löste, als man, mit anderen Worten, einsah, welche unüberwindbar viele technischen Schwierigkeiten bewegliche Schwingen mit sich bringen. Gerade die Beweglichkeit der Schwingen ist aber das Wesentliche des Vogelfluges. Die befiederten Wunderwerkzeuge können die vielfältigsten Flugfunktionen ausüben: Sie können tragen, ihr Auftrieb kann durch Größen- und Formänderung verändert werden, sie können zum Vorwärtstreiben, zum Bremsen und zum Steuern eingesetzt werden. Keinesfalls bewegen sie sich nur auf und ab, wie das dem oberflächlichen Betrachter zunächst scheint. Nein, vom einfachen Ruderflug bis zu komplizierten Bewegungen eines Hubschrauberrotors stecken alle Möglichkeiten in diesem Werkzeug.

Eines freilich lehrt die Naturbeobachtung recht schnell. Auch den Vögeln sind durch ihren Körperbau gewisse Grenzen gesetzt. Bei jeder Art liegen diese anders. Dennoch ist fast jeder Vogel dem Menschen an Vielseitigkeit der Flugmöglichkeiten überlegen.

Heute soll von einigen Begebenheiten berichtet werden, an denen urplötzlich erkennbar wird, wie viel größer die Fluggeschicklichkeit mancher Vogelarten ist, als man eigentlich angenommen hatte. Werfen wir zunächst einmal einen Blick auf unser Bild. Es handelt sich hier um einen der Schnappschüsse, die



Ein seltener Schnappschuß: Zwei Kolkraben im Luftkampf. (Foto: P. Harlan)

vielleicht nur einmal im Leben und dann durch reinen Zufall gelingen. Zwei Kolkraben im Luftkampf sind auf ihm zu sehen. Ein Vogel hat den anderen überflogen, um nun gleich herunterzustoßen und den gefährlichen Schnabelhieb auf den Hinterkopf des Gegners anzubringen. Da dreht sich der untere blitzschnell auf den Rücken, fliegt also verkehrt herum, und streckt dem Angreifer abwehrend seine Füße entgegen. Gleichzeitig bringt er seine gefährdete Stelle aus dem Hackbereich des Angreifers. Mehrmals hintereinander vollzog sich dieses Angriffs- und Abwehrmanöver. Daß es sich dabei um keinen echten Kampf mit Tötungs- oder Vertreibungsabsichten handelte, sondern mehr um ein Spiel im Familienverband, tut nichts zur Sache. Derartige Flugkunststücke wollen eben geübt sein, wenn sie im Ernstfall verfügbar sein sollen. Wahrscheinlich wird der Rabe auf einen angreifenden Wanderfalken oder eine Raubmöwe in gleicher Weise reagieren.

Auch bei uns kann man gelegentliches Aufdemrückenfliegen zu sehen bekommen. Man setze sich nur einmal auf den Dümmerdeich, wenn im Sommer die Rohrweihen ihre Brut zu füttern haben. Sind die Jungen noch klein, bleibt das Weibchen meist bei ihnen, und die Hauptlast des Beutemachens liegt beim Männchen. Kommt nun der Vater mit Futter in den Fängen angefliegen, so erhebt sich das Weibchen vom Nest und fliegt ihm entgegen. Kurz bevor es sich genau unter seinem Gatten befindet, dreht es sich auf den Rücken, der Mann läßt die Beute fallen, und das Weibchen fängt sie mit den Füßen auf. Es ist ein tolles Bild. Ein Danebenfallen der Beute habe ich bislang noch nie feststellen können. Wer ungefähr weiß, wo sich ein Rohrweihenhorst im

Schilf befindet, kann sich hinsetzen und auf das Schauspiel warten. Es erfolgt so sicher wie das Amen in der Kirche.

Nicht nur bei dieser Gelegenheit erweisen sich die Weihen als Luftakrobaten. Auch während der Balz führt das Männchen die tollsten Kapriolen vor: Es überschlägt sich mehrmals hintereinander, läßt sich trudeln, kurz, tummelt sich in der Luft wie ein Fisch im Wasser.

Auch auf der Jagd kommen Kunststücke zur Verwendung. So kann eine Weihe einen ganz kurzen Bogen fliegen und eine Maus gegen die eigene Flugrichtung schlagen. Vor allem im Winter ist das gut zu beobachten. Dann allerdings handelt es sich nicht um Rohr-, sondern um Kornweihen.

Bei den Weihen ist man Flugkunststücke gewohnt. Ganz anders verhält es sich da mit den Schwänen. Wenn man diese schweren Vögel beim Start über das Wasser patschen und dann gradlinig und schwer davonziehen sieht, möchte man ihnen keine besonderen Geschicklichkeiten zutrauen. Als ich einmal am Dämmer den Revierkampf zwischen zwei Höckerschwänen ansehen durfte, wurde ich eines Besseren belehrt. Der Revierverteidiger, in diesem Falle also der Angreifer, überflog den Gegner und ließ sich dann einfach auf ihn niederfallen. Als dies nichts fruchten wollte, erfolgte der Angriff von unten. Es war unglaublich, mit welcher Wendigkeit die richtige Angriffsposition unter dem Gegner eingenommen wurde, aus der heraus sich der energische Schlag mit dem Schnabel gegen die gegnerische Brust führen ließ. Auch bei ganz anderen Gelegenheiten kann man die Flugkunst bewundern, dann nämlich, wenn Vögel Teile ihrer Flugausrüstung verloren haben. So hatte ich eine zeitlang am Futterhaus eine Amsel, der Nachbars Katze den Schwanz ausgerissen hatte. Da dieser zum Steuern benützt wird, erwartete ich entsprechende Plumpheit. Weit gefehlt: Die Flügelbewegung übernahm die Steuerbewegung mit und ließ unsere Amsel so geschickt fliegen, als wenn sie einen Schwanz hätte. Auch bei schwanzlosen Kohlmeisen habe ich Derartiges erleben können.

Eine Geißblatt-Sonderform

VON JOSEF HURKAMP

Jeder wird das an Waldrändern, an Zäunen und in Hecken vorkommende Wald-Geißblatt (*Lonicera periclymenum* L.) kennen, im Volksmund auch „Sugetittkes“ genannt. Der botanische Gattungsname *Lonicera* stammt vom Botaniker Lonicer, Medizinprofessor in Mainz und Stadtphysikus in Frankfurt (*1586). Dieser rechtswindende Strauch — der botanische Artname *periclymenum* (= um—rankende Pflanze) möge dieses ausdrücken — mit gegenständigen Laubblättern ist eine Verbandskennart unserer Eichenwälder (*Quercion roboris — sessiliflorae* Tx), die Trennart des Birkenbruchs (*Betuletum pubescentis* Hueck Tx) und die Trenn- oder Kennart der Kahlschlaggesellschaften (*Lonicera — Rubion silvatici* Tx u. Neum.).

Unser Wald-Geißblatt ist ein besonderes Beispiel des in Mitteleuropa seltenen Typus der „Schwärmerblumen“, denen eine eigentliche Anflugskette fehlt. Der am Grunde der Blumenkrone abgesonderte Nektar kann nur von

Insekten ausgebeutet werden, deren Rüssel so lang ist, daß sie durch die 3 bis 4 cm lange Kronröhre bis zum Honig gelangen können (Taubenschwänzchen, Ligusterschwärmer, Fichtenschwärmer, Weinschwärmer u. a.). Andere Insekten mit etwas kürzerem Rüssel, wie einige Eulen, vermögen höchstens einen kleinen Teil des in der Kronröhre angesammelten Nektars zu erreichen. Die Blüten öffnen sich erst in den Abendstunden. Sie sind durch ihre helle Farbe auch im Dämmerlicht sichtbar und strömen dann einen starken, bei Tage weniger wahrnehmbaren Duft aus. Vor der Blüte in schwebender Stellung verharrend, dringen diese Schmetterlinge mit ihrem Rüssel in die Blüte ein.



(Zeichnung: J. Hürkamp)

Eine unbedeutende Abänderung unseres Wald-Geißblattes, f. *quercina* Weston, ist nun an den Waldrändern bei der Thülsfelder Talsperre nicht selten zu beobachten. Die Laubblätter (meist nicht alle) sind buchtig gezähnt und oft unregelmäßig weißlich berandet (s. Zeichnung).

Droom is'n Drog

VON HANS VARNHORST

Strüwicks Berndken kömen se dat ejerste Maol taumeute. Bi nachtslapen Tied, as de halve Maon as so'n blänkerig Säft aover den Rönnebecker Barg hüng, waßden se as twee hollögde Schemen ut den Daok rut. De haogern Köppe nickden driftig up un daol. Plietsk bleeben se vör üm staohn'n un rögdén sik nien Spier.

Berndken verfeerde sik unbannig, un de Gräsigen güngen üm dör.

Ut den lichten Jagdwaogen köm Wellbrocks Harm hoch, wörd baoben üm grötter as so'n aovergroten, spökerigen Klabauter in dat fluckerige Lecht.

Harm brummelde een poor Wörde vör sik daol, un glieks güng de Fohrt ok wieter . . .

Nüms wüß, wor de beiden faohlen Peere herkömen.

Man dat wüssen se al, Harm wörn olen Peerkerl, een Narrn van'n Peerkerl. Dat seet üm van siene Vöröllern in'e Knaoken.

In'n Sleekamp, bi dat düstere Oge van den mudderigen Kolk, har früaüher altied een Tucht Peere in'e Früahjohrs- un Sommerstied den Wiskegrund trummelt, dat de Kluten stöben. As flutterige Däuker harn de Mähnen in'n Wind weifelt. Up'n Brackkampe harn johrut, johrin de Föhnkes van den güllen Haowern in'n Sünnschien swenkelt. Al för de Peerè!

Den ännern Dag stüнден de Burns up Wellbrocks Hoff vör den groten Meßfaolt, taxeerden, tuckschullerden, nickköppden, reeben sik de Han'n, lachden un schüddelden sik.

Jejao, dat wör'n Gespann!

De Upperhand wör'n Idee manser as de Vannerhand. Dat Handpeerd wör woll'n bäten kroß un stuur in'e Oort. Man dat möß'm gellen laoten, kien Spierken Fett tau väl. De Vörderhand un Achterhand prick un slank, slack un lose in'e Fesseln. Fiene Muskeln löpen an de Flanken daol.

De beiden, üm de dat güng, stüнден stief un still. Se wüssen nich, wat de Lüe wullen. De Ohrn spälden, lää'n sik flack an'n Kopp, riskeden sik piel up, swüngen neewinnig weer nao vörn un lää'n sik weer daol. In de Ogen glörden Funken, blitzerige Funken. Af un tau schüddelde een van de beiden den Kopp, un de Mähnen güngen an de Krupen hoch as Waoterwellen. Dat Handpeerd lichde de lünke Achterhand un bleev mit inknickden Hauf an'e Grund.

„Obacht!“ röp Harm lut, nich tau drieste! Gaoht dor nich tau dichte ran! Dor is nien Verlaot up, se kennt jau nich, un so'n Peerd, — — man weet't nich — —! So batts hest een'n vör'n Brägen. Dann kann di Hörn un Seehn vergaohn, un kien Dokter un Pastor kann di mehr helpen!“

„Dunnerlitken!“ segg Krüsels Gerd, „dat sünd'n poor Kribbelköppe, dat süht'm woll.“

„De kannst kien Ribben in'n Liewe telln, de sünd so fien as Holland!“ mennde Barge Bur sien Fränzken.

„Wenn de lostüert, laot mi'n Stoot an'e Kante gaohn'n“, segg Strucks Gust.

„Nä, Wellbrocks Bur, dat is doch narrschen Kraom!“ röp Remmers Janwilm,

„de Tied för Peere is vörbi, un nu köfst du di so'n Gespann! — — Staatske Peere, dat mott'm seggn. So'n Poor heff siet Menskentien nich mehr unner Wellbrocks Hillen trampelt. Man üm alls in'e Welt, Harm, wat wullt du dormit?! De Trecker is vandaoge de Baos! Steiht he in'n Stall, frett he nich, geiht he up'n Acker, kann he drocker, wenn he Gas krigg. Brukst nich nögen!“ „Frett nich, frett nich? Un de Tinsen un de Sprit? — — Man dat is dat al nich“, — — un stief un stuur kick he an Remmers Bur vörbi, aover dat grote Flach achter den Hoff, „Janwilm, wat hest du för'n Gemäut! Sün'wi noch Burns? Schall ok noch dat leste Peerd starben!? Schall dor nien Jung mehr achter'n Peersteert fleiten?! Schall dor nien Bur mehr mit sien Peerd snacken!? Peer sünd lebännig as du un ik! Läben daut se, läben as du un ik! Wat denkst du, worför heff'k mi de köft?! Ik bruk kien Käklers un Mäklers! För mi alleen sünd de, för mi alleen! Un wenn't för prütt is! Nu weeft, Remmers Bur!“

De Snackeree in'n Dörpe güng 'n heele Tied aover Wellbrocks Bur sien staatske Gespann. Un dat geev Ogen, de dr lüchden, wenn he mit sien Kaläsche dör't Dörp flög. Dat dumpe Rullen un Rummeln wör Musik, den Takt kloppden de beiden Faohlen mit ehr lütken driftigen Haufe. Dat seeg ut, as kloppden se blot mit de Fäute an'e Grund, dat se de Taukiekers 'n Gefallen daun kunnen.

Up een Dag in'e Fröhjohrstied rullde de Waogen de Straoten hendaol dör den Esk. De greunen Hälmkes bäwerden in'n Sünnschien, un Vögels hängen baoben in'e klore Luft. Gün achtern vör den Dannenkamp wör Strucks Gust an't Kunstdüngerstreen. Griese lütke Wulken stünden een Stoot aover de Saot un tründelden dann an'e Grund daol.

Harm leeg breet un taufrä up den weeken Sitz van siene Kaläsche un löt Juffer un Jennken hendaolgaohn. Dat har'n Oort! De beiden swickerden tiedköttig vörut un wiesden, dat dat nien Last wör. Se swävden as lichte Vögels.

Harm güngen väle Gedanken dör'n Kopp van Seien un Meihen, van Mensken un Peere, un wat he belävt har in sien Läben.

Up maol schööt he in'e Höchte, as he van'e Siet dat Rammeln un Snötern van'n Trecker hörde. He keek up'e Siete.

Dor — — —! Dat is doch — — —!

Jüst akkraot schööv sik Janwilm mit sien Stinkkorn an üm vörbi, un so'n Sträke van'n stinkigen Qualm steeg üm in de Näsen.

Dann wör he meist vörbi.

Janwilm keek scheef üm, nickköppde üm tau un gnifflachde.

So wat!

So wat schall'm sik bejen laoten?! Dat wör ja'n Düwelslachen, mennde de Bur.

De Blitz slög bi üm in!

He riskede sik tau siene vulle Höchte, geev Juffer un Jennken de Line free un greep so nao de Swäpen, de lichtfarig an den Schämel bümmelde.

Dat wör'n Signaol för de Faohlen! Se güngen nich, se sprüngen in de Sälen, un dat Leertüg blänkerde un danzde up de Peernackens. Bi dat Knätern un Knallen, wat de Fohrtüge möken, sprüng dat Swengel hen un trügge.

Jüffer un Jennken wüssen, wor't üm güng. Möken sik lang, as wullen se sik an de Grund leggn. De Waogen schaukelde as'n Bottervaogel in'n Sünnschien. Dat güng üm Läben un Dod.

Een Ogenslag leegen de beiden Fohrtüge kägenänner, un Harm un Janwilm keeken sik in de Ogen. De Gesichter glörden van dat grote Beläben.

Harm stünd breetbennig up'n Waogen, un mit siene deepe Stemm snackde he wisseweg mit Jüffer un Jennken.

Up maol schööt ut den Utpuff van den Trecker een Knall, as wenn een de Flinten afdrückde.

Jennken verschrök sik, slög mit den Balg kägen dat Handpeerd, flög trügge un reet de lichte Kaläsche an den Trecker.

In'n Tied van minner as'n Sekunn passejerde dat! Dat geev een Bumsen un Ballern, Holtstücke flögen dör de Luft, de Dießeln bröök, un dör de Luft flögen Holtstücke van den Waogen. De Peere strumpelden in'e Sälen un güngen an'e Grund. De Bur susde in hogen Baogen liek up dat Straotenplaoster.

Un dann wör't up maol still as in'e Karken!

Janwilm har den Trecker an den Straotenrand stüert un löp, löp nao de Peere.

„Mien Gott, dat har'k doch nich wullt, dat har'k nich wullt! Wat'n Mallör, wat'n Mallör!“ brummelde he in een Tur vör sik daol.

Nüms wüß naohar, wor de välen Lüe do drocke herkömen. Harn se bi den Wettlop taukäken? Dat geev'n groten Uplop, un jedereen wull helpen un mit anpacken.

Säben Wäken leeg Harm in't Krankenhuis, un dann kröpelde he ok noch herüm. Marie, sien Wief, besöchde üm allümlütken, un dann leeg he meist apartisch in de Küssens.

Un dann up een Dag vertellde se üm dat, de Veehdokter har Jennken dotschaoten, dat har nich änners mehr gaohn'n. Sien Ogen glörden un wörden grötter un grötter, as he dat hörde, he riskede sik van Pöhl up, man he sackde aohn Kraft weer trügge un löt de Ogen taufalln.

„Marie“, segg he liese, „is — — is Jüffer — — —?“

„Se is gaut bläben, un du schast seehn — — —“

„Ver — — kopen!“ quälde he herut, „ik kann se nich mehr ankieken!“

Dann köm he an een Dag up de Buree trügge, man dat seeg boll so ut, he wör blot de halve Keerl bläben.

In'e Sommertied güng he mit sien Dagstock sinnig nao den Sleekamp. Dor seet he stunnlang unner den hogen Barkenboom up't Glind.

Biller tröken üm dör'n Kopp, Biller!

Vör üm up den Wiskegrund güng de wille Jagd vörbi, Kopp an Kopp, Mähnen an'Mähnen. Dat wörn mehr Peere, as eenmaol up Wellbrocks Hoff lävt harn. Dat lävde, bewägede un rögede sik. De Krupen güngen up un daol, un de Mähnen hängen as flutterige Däuker in'n Wind.

Vör üm bleihde de Wiske, un een Tucht Spreen löpen dor un hackden iewrig mit de Snaobels in'e Grund, as se altied daon'n harn.

Dör't Holt hen hünskede de Specht, dat seeg ut, as wenn dr Rägen köm.

Spääl, Kathrinken!

VON HEINZ VON DER WALL

*Spääl, Kathrinken, spääl!
Blaumen bleiht so gääl.
Hest den wieden Gaorn för di.
Eenmaol is dat Bleihn vörbi —
Spääl, Kathrinken, spääl!*

*Spääl, Kathrinken, spääl!
Hest ja Freid so väl,
danzst in diene lütken Schauh,
un de Sünne kickt di tau.
Spääl, Kathrinken, spääl!*

*Spääl, Kathrinken, spääl!
Blaumen bleiht so gääl,
Blaumen bleiht so gääl un gaut —
Noch hest du dien jungen Maut . . .
Spääl, Kathrinken, spääl!*

Die Legende vom pfiffigen Bauern

VON CONSTANZ VOGEL

Der hinkende Bauer Hoppe war mit Hilfe eines verlässlichen Gehstockes recht und schlecht und rasch genug durch das ebenso beschwerliche wie betörlische Leben gezogen. Sein Stock aus orientalischem Bambus hatte ihm stets wie ein eigenwertiges Stück seiner Seele, ja seines Leibes gegolten, er hatte ihn deshalb mit einem Namen bedacht, ihn Traugott geheißen und vor seinem Tode bestimmt, man solle ihm seinen Traugott mit in den Sarg legen.

Am Himmelstor erschien er deshalb mit seinem Gehstock. Petrus, der eine so bewaffnete Seele noch nie geprüft hatte, war ein wenig verdutzt, wahrte aber seine Hoheit und Würde und bedeutete dem Bauern, daß er nicht in den Himmel gelangen könne, sondern noch eine Weile an einem gottfernen Orte für seine Sünden büßen müsse.

Da bat der Bauer Hoppe listig: „Hoher Himmelspfortner, erlaube mir, daß ich meinen Stock behalten darf!“ Sankt Petrus willigte ein.

Nun frohlockte der Bauer: „Immer, auch auf meinen Irrwegen, war dieser Stock mein Heil, die fromme Stütze meines Lebens, und ich nannte ihn deshalb meinen Traugott: mein Vertrauen in die Liebe und Güte Gottes. Und weil du dieses Heil nie und nimmer von Gott scheiden kannst und weil du mir versprochen hast, daß ich selber mich von dieser Gnade nicht zu trennen brauche, deshalb mußt du mein Anrecht anerkennen und mich mit meinem Gehstock in den Himmel hineinlassen!“

Da merkte Sankt Petrus, daß der Bauer ihn geprellt hatte, und er öffnete ihm, halb himmlisch ergötzt, halb irdisch verdrossen, das goldene Tor.

Hoppe aber hob nun seinen Stock wie ein königliches Zepter hoch und schritt langsam, ohne zu hinken, in seine Seligkeit hinein.

Mein Zeitungsunternehmen

VON ALWIN REINKE †

Ich mochte 11 oder 12 Jahre alt sein, da gründete ich eine Zeitung, eine regelrechte Zeitung. Sie hieß „Dorfzeitung“ und erschien einmal wöchentlich. Nämlich an jedem Samstag. Sie wurde also nicht lästig durch allzu häufiges Erscheinen und war auch nicht von erschreckend großem Umfange. Man konnte sie bequem in fünf Minuten durchlesen, auch wenn man sie genau las.

Ihr Umfang beschränkte sich auf einen halben Aktenbogen, und dieser halbe Aktenbogen war in der Mitte fein säuberlich geknickt, so daß meine „Dorfzeitung“ immerhin 4 Seiten stark war. In der Beschränkung zeigt sich bekanntlich der Meister. Und so war die Dorfzeitung auf kleinem Raume ein Muster von Reichhaltigkeit.

Jede Nummer enthielt einen politischen Leitartikel, kleine politische Nachrichten, möglichst viel Lokales, einiges Vermischtes, Anzeigen und unterm Strich einen richtiggehenden Originalroman, von mir selbst erfunden und verfaßt. Was will man mehr für 10 Pf. pro Nummer? Aber die Sache hatte einen Haken, sogar mehrere Haken. Da war zunächst der Umstand, daß mein Leserkreis nur sehr beschränkt war; er bestand aus meiner Mutter (dem ernstesten Vater durfte ich mit solchen „Damelkram“ nicht kommen, er zeigte dafür keinerlei „Aufgeschlossenheit“); aus meinen Brüdern, wovon meist der eine oder der andere abwesend war, weil er auf dem Gymnasium oder der Universität studierte (oder doch so tat); aus meiner Schwester, den beiden Dienstmädchen und dem Knechte. Letztere drei zahlten nur den halben Abonnementspreis. Dafür bekamen sie die Zeitung auch erst sonntags zugestellt, wenn sie schon etwas zerlesen war.

Sie wurde nämlich nur in einem Exemplar „gedruckt“ (richtiger geschrieben), das von Hand zu Hand ging. Mit einem Wort: ich war Redakteur, Drucker, Verleger und Zeitungsaussträger in einer Person. Dabei hatte ich mit der Einziehung des Abonnementspreises von 10 Pf. pro Nummer und Leser fortwährend meinen Ärger. Ehrlich gezahlt hat eigentlich nur meine Mutter wöchentlich ihren Groschen.

Meine Schwester war zwar eine willige Zahlerin, doch auch nicht immer bei Kasse. Meine Brüder erklärten sich fast regelmäßig für insolvent. Ich glaube auch, daß ich den Dienstboten gegenüber die Zeitungsgelder nicht rigoros genug eintrieb. Das mochte ich „nicht tun“. So waren die Einnahmen, die das Unternehmen abwarf, nur mager. Aber meine Ausgaben waren auch sehr gering, so daß ich immerhin dabei noch auf meine Kosten kommen konnte. Auf das Reichwerden hatte ich es ohnehin nicht abgesehen.

Alle meine Leser aber lasen das Blatt gern. Dafür war es ja auch, wie schon angedeutet, sehr reichhaltig. Ich konnte natürlich nicht alles selbst schreiben. Im Nachdrucken war ich nicht blöde. Ich entnahm unbedenklich manches aus der „Vechtaer Zeitung“ und dem „Westfälischen Merkur“, den beiden Zeitungen, die mein Vater hielt.

Ich erinnere mich noch, daß die „Vechtaer“ damals in Friesoythe einen Lokalberichterstatte hatte, der seine Nachrichten immer ganz kurz faßte, in zwei bis drei Druckzeilen. Das war für mich ein gefundenes Fressen. Ich habe da-

von stets das eine oder das andere in meine „Dorfzeitung“ übernommen, und es ist schwerlich eine Nummer davon erschienen, die nicht eine kurzgefaßte Lokalnotiz aus Friesoythe enthielt.

Die Anzeigen verfaßte ich ausnahmslos allein; sie waren samt und sonders „aus der Luft gegriffen“, hatten also gar keinen praktischen Wert, dafür aber meist einen humoristischen Inhalt. Der Roman war stets ernst. Der erste hieß „Das Kreuz am Wege“ und hatte einen recht rührseligen Inhalt. Der zweite war ein Kriminalroman, worin ein gestohlener Ring eine große Rolle spielte. Ich weiß aber nicht, ob ich ihn zu Ende geführt habe; denn nachdem etwa 15 Nummern meiner „Dorfzeitung“ erschienen waren, stellte sie Knall und Fall ihr Erscheinen ein und schuld daran war nur ein kleiner unschuldiger Druckfehler. Er ganz allein. Das kam so:

Eines Tages lief ganz kurz vor dem Redaktionsschluß die Nachricht ein, daß zum Generalsekretär der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft ein gewisser Dr. Poppe gewählt sei. Es war mir klar, daß ich meinem agrarischen Leserkreis diese wichtige Mitteilung nicht eine Woche lang vorenthalten durfte. Es ließ sich noch gerade einrichten, daß ich die Notiz unter den „Letzten Nachrichten“ unterbringen konnte. Die Korrektur konnte wohl nicht mehr oder nicht mehr gründlich genug gelesen werden. Jedenfalls war darin ein ganz kleiner Druckfehler stehen geblieben, aber er hat tatsächlich genügt, mein blühendes Unternehmen zu Grunde zu richten.

Ja, ja, ich sage nur: Die Druckfehler haben es in sich! Ich hatte nämlich statt „Doktor Poppe“ in der Eile „Dotter Poppe“ geschrieben, also versehentlich nur einen kleinen Haken fortgelassen. Aber meine naseweisen Brüder, die von dem Zeitungsbetrieb mit seiner Eile und Hetze keine Ahnung hatten, fielen über diesen lapsus linguae her und zogen mich auf, daß ich die ganze Freude an der „Dorfzeitung“ verlor, ihr Erscheinen mitten im Quartal einstellte und meine Firma löschen ließ.

So fand die „Dorfzeitung“ ein unrühmliches Ende, lange bevor sich alle Hoffnungen erfüllt hatten, die ich auf sie gesetzt hatte. Es hat sich auch m. W. kein Exemplar davon bis heute erhalten. Schade! Sie würde sonst gewiß jedem Zeitungsmuseum zur Zierde gereichen.

Ik lao die in

VON HANS VARNHORST

*Gaut Aten un Drinken
is för Seel un Lief
noch allied de moiste
Tiedverdriev.
Kiek in bi us,
is't früuh of laod,
hier werd de Speck
in'e Bottern braot.*



Wasserburg Hopen bei Lohne

(Foto: H. Zurborg)

Jan Bädelmann

VON HEINZ VON DER WALL

*Jan Bädelmann
hefft Hölsken an,
de sünd üm vää tau grot.
Jan Bädelmann,
nu segg is an:
Wo kummst in sükke Not?
De Rock is flickt,
de Büxen stückt,
un up den Kopp de Haut':*

*Jan Bädelmann,
nu segg is an,
hest 'n ut de Arken klaut?
Jan Bädelmann
kickt di bloß an
un weet een änner Lied:
Ik heff nix klaut.
Dat geiht mi gaut
in use Welt so wiet.*

De Bruune Hans

HEINZ VON DER WALL

Dei Bruune Hans is dat leßde Perd up Schulthenhoff. — Fröher hebbt freujohrs alltied een off twee Faohlens up dei grote Weiden an dei Kolkbäken sprungen un beistert. Dat is siet een paor Jaohren vörbi. Dei Bur heff sik en Trecker köfft; nu bruukt hei kiene veer off fief Perde mehr. Bloß den Bruunen Hans heff hei behollen. Wenn dei Gaorn bi'n Hus ümdräven werden schall, werd hei vör den Plaug spannt. Un wenn in'n Sömmer dat Heu ut dat natte Brauk haolt werden mott, treckt Hans un Nahvers Schwarte den vullpackten Waogen up dei Straoten. Sei sackt nich in. Ja, un wenn Hochtiet is un dei Brutlüe nao dei Karken föhrt werd, löppt dei Bruune in'n fierliken Draff vör dei Staatskutsch. En paor Blöömkes hebbt sei üm in't Toomtüügs an'n Kopp stäken . . .

Aover faoken heff dei Bur nix för üm tau dauhn. Dann bringt dei Junge den Bruunen Hans nao dei grote Weiden an dei Kolkbäken. Dor kann hei so väl fräten as hei mag. Gröön un zappig waßt hier dat Gras.

An eenen Dag in'n Harvst steiht de Bruune an't Schrikkelwir un kickt up de Straoten, de sik an de Weiden langes treckt. Af un an reckt he den Kopp na ünner un rappt en paar Grasspier af. Dann steiht he weer un kickt. He is meist satt. Dicht vör üm is een Brumbeerbusch; dor fleegt de Lüünkes ut un in. De Bruune verfehrt sik nich van den Larm. He is all an de fuffteihn Jahreolt un kennt dat Laven. Lüünkes hebbt een grot Mul; man dor sitt nix achter.

Dat Weer is miesterig. De Nävel krüppt dör dat Land. Over de Kolkbäken is he so dicht as de Damp, de ut den Waterkädel up't Fүүr in de Köken stiggt. De Sünne hefft vandaagen nich väl tau seggen. Se hefft sik noch nich recht sehn laaten.

De Bruune steiht an'tn Schrikkelwir un luurt. Vanmorgen is de Bur mit'n Trecker un'n Wagen dor achter na de Stadt henföhrt. Bold mott he trügge kaamen. Dann will de Bruune an'n Draht her mitlopen, so wiet as he kann. Wo faken hefft he all den Wagen ut de Stadt her trocken! Alltied, wenn se Tauhus wassen, hefft Schultenbur eene orige Hannvull ut de Haaverkist' haalt . . .

De Bruune hört van wieden een Raatern. Dat mag de Bur mit den Trecker wäsen. Väl kummt hier nicht vörbi; dat Dörp liggt een bäten af van de grote Welt.

Dat Raatern is dichter kaamen. Nu sütt de Bruune dör Nävel un Dunst eenen Trecker üm den Knick bi de Brüggen böögen. Dat Perd spitzt de Ohren. De Wagen is bit baven vull van Kastens, un up den Trecker sitt mit sienen griesen Haut Schultenbur.

He hollt dat Lenkrad in de Hand un stiert stuuv liekut. De Piepen hangt üm schraat ut den Mund. Se is woll nich mehr taugange.

Nu föhrt de Bur an den Bruunen vörbi. Ännertieden hefft he dann mit de Hand Hans tauwenkt. Vandaage lett he sik nix anmarken. Raren Kram! Un worüm drifft de Trecker up de Straaten van eene Kante na de ännere hen un her? De Wagen mit de schworen Kastens schlenkert dor achter an.

De Bruune Hans stampt een paarmal mit de Isaas in den weeken Grund. De Lüünkes stuuvt ut den Brumbeerbusch hoch. De Bruune springt an den Draht langes mit. De Trecker schlüddert. Hollt de Bur dat Stüür nich fast? Ja, siene Hand liggt dor woll up, aver dat is, as wenn dor kien Muck in sitt. — —

Dat hefft de Bruune uk all belävt. Up eenmal föhlde he de Lienen nich mehr. Dann heet dat för üm: Dubbelt uppassen! Un alltied hefft he den Wegg na'n Hoff hen funnen, — wenn de Fahrer up den Buck uk schlööp . . .

Aver nu is dat eene ännere Saake. De Trecker deiht, wat he will. Een Wunner, dat he ümmer noch an de Böme vöbikummt. Lange kann dat nich mehr gaud gahn! Un de Bur sitt stief up den Buck un markt nix . . .

De Bruune haalt ut un springt mit enen Satz över den Draht. Dann över den Graaven! Nu is he up de Straaten. De Isens ünnver de Hööve klingt up dat Steenplaaster. Drocke . . . drocke! He mott na'n Hoff hen! Dor sünd Lüe, de helpen könt!

Büsche, Röwenfeller, Wischen, Hüser fleegt an üm vörbi.

De Bruune kickt nich trügge. Een lütket Wicht stiggt bang van ehr Rad un schufft na den Fautpatt. De Bruune rönnt wieder.

Dor is de Wegg na Schultenhoff! De Porten steiht apen. In't Wagenschuur un tüsken Schüürn un Stall is kien Mensch tau sehn. Nero, de Hund, raost ut siene Hütt' un fangt an't Blääken. Siene Käen scheppert. De Bruune löppt dör de Näendörn up de Daol. Höhner fluttert van de Hillen un kaakelt na buten.

De Junge, een halvwussen Bussen, kummt ut de Waschkaamer; he hefft bloß eenen Holschen an, up den ännern Faut is he barvt. He sütt dat Perd, wo't up de Daol hen und her biestert. He röppt den Bruunen an:

„Hans!“

Dat Perd stüürt foors up üm tau. De Junge löppt üm taumööte. De Bruune pruußt un schmitt den Kopp bisiet, datt de Haore weiht.

„Hans will mi wat wiesen“, denkt de Junge.

He tüürt dat Hanndauk an eene Dörnklinken un schwenkt sik up den Perderüggen. Een Holsch klööttert up de Steene.

Los geih de wille Jagd. Nero nickt an siene Käen; he wull gern mit. De Junge hefft kiene Tied, den Hund lostaumaken. — —

Van wieden all seht se den Trecker. He is vör eenen Appelboom an'n Straatenrand bummst. De Motor tuckert noch. Een paar Kastens sünd van den Wagen tultert. Un wor is de Bur?

De Junge is van't Perd sprungen. He söcht üm. Bold hefft he üm funnen. Schultenbuur liggt in't Gras dicht an'n Straotengraaven.

As de Junge üm anröppt, kummt he langsam hoch. He rifft sik mit de Hand vör den Kopp langes. He hefft nix afkrägen, seggt he, as de Junge üm uphelpt. Man he kann sik doch nich gaut röögen.

„Dat is tauväl wäsen“, seggt de Junge, „twee Nächte up'n Trecker, den Esk bi'n Nahwer plöögen, un kienen Schlaop — — Un vanmorgen all weer na de Stadt — —“

Schultenbur nickkoppt: „Ik was dootmöö. — Aver wat schall man maken, wenn so minn' Lüe up den Hoff sünd? — Se loopt ja alle in de Stadt — — Up'n Lann' will kiener mehr arbeiden — —“

Dann sütt he den Bruunen. „Wo kummt de hierher?“

„Hans hefft mi haolt“, antert de Junge un vertellt, wo up'n mal dat Perd up de Daol larmt hefft.

De Bur kickt den Bruunen mit grote Ogen an.

Dann geiht he na üm hen un straakt sinnig sienen glatten Hals; lange, lange. — —

Na'n Stunn' is alles weer in de Riege. De Junge föhrt den Trecker mit den Wagen na'n Hoff, un de Bur ritt up dat Perd na Hus! Ünnerwechens düsselt he all weer een bäten. Aver he weet: Hans bringt üm seker sienen Weg.

An de Porten töfft de Bursfrau. Schultenbur stigt af, un he vertellt ehr, wo üm dat gahn is. Se maakt af: Wenn he nu weer in de Stadt föhrt, schall de Bruune anspannt werden.

Un de Bruune Hans steiht dor bi un lustert stolt tau.

Ich verehrte einen Dichter

VON ERIKA TAUBER

Heute würde man ihn einen Schriftsteller nennen. Wohl niemand würde ihm große Beachtung schenken. Damals, in meiner Jugendzeit, war das anders. Ihm zu Ehren wurde in seinem Heimatort eine Bank im Park aufgestellt. Seine Gedichte erschienen im „Heimatblatt“, und wir Kinder sahen mit großem Respekt zu ihm auf, zu unserem Lehrer, unserem Dichter.

Einmal wurde ich von meinem Vater zu seiner Wohnung geschickt. Ich hatte etwas abzugeben. Mein Lehrer wohnte weit draußen. Eine ganze Stunde mußte ich laufen, und als ich das Haus endlich fand, war ich sehr enttäuscht. Keine Rosenhecke schmückte den Eingang, keine Blumenpracht blühte zum Lob des Dichters. Das Haus war schmalbrüstig und grau. Der Eingang dunkel. Nur das Lächeln seiner Frau ermunterte mich, einzutreten.

Mein Lehrer saß in seinem Zimmer und arbeitete. Überall lagen engbeschriebene Bogen, auf dem Tisch, den Stühlen, dem Fußboden. Ujeh, wenn mein Zimmer einmal so ausgesehen hätte.

„Ja, es ist ein hartes Brot und eine schwere Arbeit, das Schreiben!“ sagte die Lehrersfrau seufzend. Es klang genauso, als wenn meine Mutter zu Vater sagte: „Mußt du denn schon wieder zur Versammlung?“ „Ja, ja!“ sagte mein Lehrer: „Es liest sich später, wenn es gedruckt ist, so mühelos und leicht.“ Er sah mich an und fragte: „Na, was möchtest du denn einmal werden?“

In diesem Augenblick wußte ich es: „Ich möchte einmal schreiben“, sagte ich. „So, wie Sie!“

Nach den Grundschuljahren kam ich in die große Stadt. Nur in den Ferien war ich zu Hause. Sehr viel dachte ich an meinen alten Lehrer, ihn selber sah ich selten. Einmal sah ich ihn durch den Park wandeln, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Sein Weg führte ihn zu „seiner Bank“, auf der ich saß. Nachdenklich sah er mich an. „Hast du uns nicht einmal besucht? Damals

schrieb ich mein Theaterstück. Wie lange ist das schon her! Vier Jahre!" Er seufzte. „Und es ist niemals aufgeführt worden!"

Nach Beendigung meiner Schulzeit blieb ich in der Stadt. Ich erlernte einen recht prosaischen Beruf. In meiner Freizeit schrieb ich. Oft las ich die Berichte und Erzählungen, die mein Lehrer veröffentlichte. Sie waren für mich immer ein besonders lieber Gruß.

Zufällig sah ich ihn, der mein Vorbild war, an einem Sonnabendmorgen in der Stadt. Schnell lief ich durch das Verkehrsgewühl auf ihn zu und sprach ihn an. „Wie schön!" sagte er mit seiner leisen Stimme. „Ich hätte nicht gedacht, Sie hier wiederzusehen!" Er sagte es so eindringlich, daß ich erschrak. Nun sah ich auch, wie zerbrechlich er wirkte. Seine Hände waren schmal geworden. Wir gingen ein Stück zusammen. Gelbe Blätter lagen auf dem Weg, und das Tuten des Zuges klang schrill zu uns herüber. Ich hätte mich noch gerne lange mit ihm unterhalten; aber die Zeit drängte, und er verabschiedete sich. Eine Weile konnte ich ihn noch sehen, er drehte sich noch einmal um, um mir zuzunicken, dann war er fort.

Gerne hätte ich ihm noch gedankt. Gedankt für das, was er als Lehrer für uns getan hatte. Gedankt auch, weil ich ahnte, daß es kein Begegnen mehr geben würde.

Er war mein Lehrer gewesen und ein Dichter. Heute würde man ihn vielleicht einen Schriftsteller nennen. Würde man ihm Beachtung schenken? Ich verehrte ihn, damals und heute.

Seltsame Begegnung

VON ELISABETH REINKE

*Es war ein Sommermittag. Heißer Sonne
stille Glut vergoldete und reifte
rings die segenschweren Erntefelder.
Die Straße zog ihr flimmerhelles Band
durch dunkelgrünes Haar der Hängebirken. —
Ich trällerte den Weg entlang und war
so kinderroh und wohlgeborgen
in meiner Heimat liebevoller Fülle.
Die Grillen geigten grell, der Goldammern
eintönig Verschen tickte dort und hier. --
Da kam ein Mann daher, ein unbekannter,
mit Stab und Ranzen und zerrissenem Schuh.
Ich hüpfte ungerührt an ihm vorüber.
Doch da ein Schrei! — So brüllte wohl ein wundes Tier.
Erschrocken stand ich, stand erstarrt . . .
Erbebend forschte ich dem Fremdling nach,
der, ohne sich zu wenden, weiter schritt.
Ich blieb erschüttert, konnte nicht ergründen,
was dieser Wutschrei wohl bedeuten mochte,
und wanderte dann ohne Liedchen weiter. —*



Lohner Schulviertel.

(Foto: H. Zurborg)

Dat Spauer

VON HEINZ STRICKMANN

Sachte fallt de weeke Snee up de schlaopende Eern un deekt allns tau met sinen witten Plum. Speukhaftig steiht de Busk un sine Teuge seht ut, as wulln se den Sneeballast afschmieten. Eene aolle Uhle, de in de holle Eeken sitt, röp: „Kumm mit, kumm mit!“ in den stillen Busk un strick nao 'ne kotten Tiet doch alleen af.

Doch ehr Ropen was nich vergäwens wäsen. Se was gaud afsträken, doer vernöhm man 'n Knurren un Kleien un dat köm ut de holle Eeken. Et düerde noch 'ne kotte Tiet un 'n swattet Dier, man kunnt nich es kennen, löp den Eekenstamm harunner, sprüng up de Eern un löp liekut wieder bet an den Rand von den Busk.

Et har uphört tau sneien. Tüsken de Wolken döer straohlt de Mone sinen dämmerigen Schien up de moiye Wintereern un kik den nächtliken Bussen, de noch immer an'n Buskrand sitt, in sin lütke Räubergesicht. De Ohren het he piel upstaohn un lustert nao't Dörp.

Een Köter huhlt un bläkt van't Dörp röwer un de Daiw treckt et vöer, noch 'ne kotte Tiet tau täuwen, üm dann mit 'n paor drieste Sprünge, jede Deckung utnutzend, dichter naot Dörp tau komen. Bet an den eersten Hoff in't Dörp is de aolle Sliker nu kaomen, nu geht he an de Hägen lang un dann noch hunnert Meter, doer is de Heuhnerstall.

Sine Oogen straohlt mördersk, as he an de aollen Fachwark'Müern entlank schlick, 'n bäten kennt he sik ok ut. De Luft schinnt rein tau wäen, niks is tau

hören. De Marder spekuleert, wu he nu wull in den Stall komen kann un et düert ok nich lang, doer het he 'n Lok funnen — un wäge is he.

Nu straohlt sine Oogen erst rech, as he de Heuhner, de Riege nao, een an enern, slaopend up de Stangen sitten süht. He het nu lichtet Spill un baol is de Heuhnerstall in'n Schlachtfeld ümännert. In ehre Dodesangst un Naut kreiht de Heuhner un maokt 'n Speктаokel, dat ok Karo uplustert un luthals losbläkt. Nu was de Marder in sin Element stört un neihde ut. Sinnig schleek he wer an de Hägen lang un dann güng et öewer Umwäge nao de aollen, haollen Eeken, nao sine Räuberborg.

Den nächsten Dag wöer grote Upregung up'n Hoff. Morgens fünnd de Buer dree Heuhner dot in'n Stall un de ännern seeten noch ümmers ängstlik up de höchsten Stangen von den Wiem un dat seeg ut, as wenn se laohm wöern. Dat kunn sik de Buer nich begriepen un let sinen Naober kaomen, de Buer wöer un ok jägerde. De bekeek sik dat un fünnd ok baol dat Spauer von den Marder, dat in den frischen Snee klaouer afteeket wöer. Wat nu noch taudohn wöer, stünn föer ale fast.

Den Püster unner'n Arm, Karo köm ok mit, so trück Wilm Eschkamp los, immer dat Spauer nao. Nao 'ne gaue Stunn stünnen se midden in'n Busk, vöer de holle Eeken. Dat Spauer hörde up. Wilm kloppt mit den Püster an den hollen Boom, man niks rögde sik. He kraomt in sine Tasken un as he niks anners fünnd as 'n paor Fetzen Papier, nimp he sin Taskendook, kleit 'n bäten Snee biesiet un wickelt dröget Low daorin. Dat stickt he nu an un schuf dat brennende Dook in dat unnerste Lock von de hollen Eeken. Dick treckt de Rook baoben ut de Eeken un dat wöer den Marder ok wull naug. He knurrt vergrellt un will baoben utstiegen. Man daorup har Wilm töwt. As he man den gälen Hals seeg, reet hen den Püster hoch un een scharpen Knall gef den Daiw sinen Lauhn. Dat Spauer har üm veroden.

Ernte

VON HANS VARNHORST

*Durch gelbe Wogen läuit ein leichtes Zittern,
lind kost ein Hauch der Ähren wimmelnd Meer.
Darüber wachsen Wolken zu Gewittern,
am Hagen träumt die Luft so bleiern schwer.
Die Magd werkt dort im hellen Sonnenbrande,
Die Haare wogen wie das reife Korn.
Der Himmel loht, es zuckt am Wolkenrande,
und dunkle Stimmen grollen wie im Zorn.*



Napoleon un dei Dirk ut Rechterfeld

VON ELISABETH REINKE

In dat Johr 1811, as dei Franzosen hier in'n Münsterlande dat Seggen harr'n, was dei grote Gemeinde Visbek up Marie Himmelfohrt unnert Hochamt in dei Karken versammelt. Dei Sünne menn dat rein tau gout. In dei Karken was't bi lütken heit as in'n Backaven. Hier un dor füllen Ogen to. Dei leiwe Heergott möss all mit mannig Eenen in Gelägenheit sehn.

Uk den Dirk ut Rechterfeld, son Hühne van 24 Johr, vergüng dat Uppassen. Hei harr ja dei Wäken lang up sine grote Burei schufftet, dat hei den Arnen inbinnen kreeg. Hei was'n Stunne Wäges dör'n Sünnenbrand nao dei Karken marschirt. Wat Wunner, dat üm Slaop överköm, un hei in'n Droom sine Garwen up den Ledderwaogen bör'n dö.

Hei waokde up, as dei Lüe mit Gekrache upstünnen. Hei riskede sick un stünd stramm, as dat Evangelium verläsen wüdd. Dann kömen dei Publikanda. Man wat kümmerden üm dei? Wann dei „Zehnte“ van Roggen un Havern up den „Herrenboden“ aflävert wern möss, of wat süß dei hoge Obrigkeit dei gehorsamen Unnertanen to verordnen harr.

Free van Afgawen was sin öllerlicke Hof uk nich, aober dei was den Adeliggen hörig. Un dat hei to Martini drei Molt Roggen un fief Molt Havern in „unsträflicher Frucht“, tau Wiehnachten een fettet Swien, „hakenrein und nicht unter 150 Pfund“ swor, un so un so to lävern harr, dat wüss hei van buten. Dat köm uk nich van dei Kanzel. Den Adeliggen sin Rentmeister sorgede all dervör, dat dei Pflichtigen sick nich in dei Tied verseegeen.

Ok wenn Eene sine Grammen verkopen wull, wüdd dat afsegt. Man dat harr'n dei van Dirk sinen Hoff nich nödig. Wannehr dei „Kirchenzehnte“ trocken wern schull, dat haar dei Pastor all an'n Sönndag tovörn künnig maakt. Also, wat güng üm dat Bekanntmaoken an?

Mit eenmaol vergüng üm aober doch dei Slaop. Wat köm dor dann noch? „Das organische Senats-Konsulat Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen tut männiglich kund und zu wissen, daß auch im Departement der Oberems die französische Wehrpflicht eingeführt werden soll. Am 1. September haben alle, so im Alter von 20 bis 25 Jahren stehen, sich beim Maire zu melden. Doch will Seine Majestät in Gnaden resolvieren, daß alle Verheirateten von der Dienstpflicht befreit sind.“

Dirk wüdd vör Schreck ganz unandächtig. Hei har dat hochdütsche Gefühl nich ganz verstaohn. Man soväl doch, dat't üm nege angüng.

Disse Napoleon, disse Menskenshinner, dei harr dat mit sine Verfügung jüst up üm afseihn. Pastor harr ehr lessens, as hei nao sinen Vaoder käken harr, düchdig wat van üm vertellt. Un för den schull hei nu Soldaot wern? För den schull hei in Italien of Spanien, of gor in Rußland fechten? Den Mordskeerl schull hei to'n Siegfirn verhelpen? Holtstopp! Dat gev't nich!



Manwo schull hei't maoken? Weglopen of sick verstoppen? Dat güng üm flüchtig dör'n Sinn. Den Hoff in'n Stich laoten? Dat güng jao nich. Man töw, harr hei recht verstaohn? Dann schullen dei „Verheirateten“ free bliewen. Jao, dat was so. Hei harr't richtig verstaohn. Dann was dei Saoke för üm ganz einfach. Also, noch drocke hieraoten.

Bit ton 1. September wörn't leider man 14 Daoge, doch in dei Tied leet sick noch allerhand beschicken. Up eenmaol trück üm'n gräsigen Schreck dör. To'n Hieraoten hör'n jao twei. Dor harr hei bit nu gaornich an dacht. Dat was'n bedenklicken Umstand. An't Hieraoten harr hei in sin ganz Läwen noch nich dacht.

Kennen dö hei woll'n ganze Riege fixe Wichter. Hei övergüng sei alle in Gedanken. So recht wull üm kiene gefallen. Man töw ees! Was der kortens nich ees düchdig över dei Tochter van den eenen Zeller in Astrup praohlt worn? Astrup hörde jao to dei Gemeinde Visbek. Man hei kenn dat Meisje nich. Astrup hör to'n anner Schoolacht, un in'n Komunionunnericht was hei der uk nich mit tosaomen wäsen. Dei Astrupper Hoff was jüst so akkraot un grot as siene öllerlicke Stä, dat harr hei woll hört. Dei beiden Vaoders wören Frönde. Dat stimmde alle, dat Wicht mößt wäsen.

As dei Pastor Amen sä, do was Dirk uk mit siene Gedankenarbeit klor. Harr hei wat van dei Prädigt vertellen schullt, dann was hei der leip anto wäsen. Aober hei was ja kin Schauljunge mehr, hei böwde sei an annern Morgen ja nich upseggen, afgesehn dorvan, dat bi disse Sommer-tied gorkiene Schaule hollen wüdd.

Nao dei Karktied, as dei Lüe vör dei Karken in Bülte bienanner stünnen, sei mössen ja dei Verordnung beküren, do röp Dirk sienen Knecht Jan. „Du, kumm ees her! Gaoh gau nao Hus un bestelle dor, sei schull'n nich mit dat Äten up mi töwen. Ik köm nich to Middag in. Ik schull woll man so gägen Abend an't Hus kaomen. Un dat du dei Päre goot fauerst!“

So, dat was dat! Un nu möß dat Warks fors daun wern. Dor was wohrhaf-tig kiene Tied bi to versümen. Un ampatt, son swor Geschäft, as hei vör sick harr, dor wull hei so drocke es möglichen van af.

Toerst güng hei doch noch äben bi „Griesen Moder“ in. Hei harr in siene Tasken dat Grotenstück funnen, wat hei för'n Klingbühl mitnaomen harr. Eenen Pennig harr hei to Hus jüst nich finnen kunnt. För dei rieke Gaobe harr hei dann driester twei Sönddage den Klingbül vörbi gaohn laoten drüfft. Hei harr bi sien deep Naodenken un sien Vörsickhenkieken nix van dat Insammeln market.

Vör den Groten drükk hei sick'n Klaoren un noch eenen. Dorbi kreeg hei Maut vör sienen sworn Gang. So güng uk dei Tied hen, bit sick dat Karkvolk verlöp. Vör ditmaol kreeg hei woll kien Middag.

As kien Mensk mehr unnerwägs wör, mök hei sick up'n Weg. Klor, dat hei fröndlick in Astrup upnaomen wüdd. So äben vör Kaffeetied. Hei besnackede mit Vaoder un Mauder dat Weer un dei Arnen, bekeek buten mit ehr dei Peere un Kaihe. As sei dann wedder in't Hus güngen, un hei in dei Stube nödigd wüdd, bekeeken dei beiden Ollen üm doch so bi lütken wat neeschierig.

Dirk seeg in, dat't so nich wieder gaohn kunn. Hei möß dermit herut kaomen, wat hei wull: „Ji wunnert jau wisse, dat ik kaomen bin?“

Vaoder un Mauder settden sick praot. Wat dei Dirk up'n Harten harr, dat schull ehr dann doch neie don: „Dat is woll so“, säen sei.

„Ik will't man liek herut seggen, ik bin üm jau Kathrin kaomen.“ Dat sei Kathrin heiten dö, dat wuß Dirk. Dat harr hei all ut dei Snackerei mit dei Öllern vernaomen.

„Um use Kathrin, nu kiek ees an“, füllt dat Mauder herut. „Wor hebt ji jo dann kennen leert?“

„Wi kennt us gornich.“

„Wa-at?“ beide Öllern schöt dei Antwort in't Lachen.

Dirk vertellde dann, wat dor afsegt worn was, un wat hei sick dann överlegt harr. Süh an, dat Afseggen hadden sei uk hört, un dann harr Dirk sik fors resolveiert? Dat gefüllt ehr best, dat was ja'n vernünftigen Jungen, dei Dirk.

Mitdass köm Kathrin mit dat Kafføegeschier in dei Stube. Nu wüdden dei beiden mitnanner bekannt. Sei bekeken sich, sei säen sick'n paor fröndliche Wör, un dann güng't an't Vespenn.

As sei dormit klaor wörn, dei Vaoder harr sehn, dat dei beiden sick woogemoot to keeken, do sä hei to sine Kathrin man so slankweg, worüm dei Dirk kaomen was. Kathrin wüdd ganz rot un dreih sick vör Verlägenheit wat hen un her. Dann sä sei „jao“ taut Spill. Dat was so. Sei harr sick den Dirk sönndaoges all faoken van wieden bekäken, wenn hei nao dei Kark tied bi dei annern Junges staohn dö. Den mögg sei lien.

Dei Angelägenheit was nu drocke in't Reine brocht. Weil dei Saoke grote Iele harr, wör Dirk mit siene Kathrin nao'n halve Stunne all up'n Weg nao'n Pastor, üm dat sei sick anschrieven laoten wullen. Kort nao Sünnergang was Dirk wedder in'n Huse.

Veertein Daoge naohor, an'n 31. August, fier dei ganze Burscup 'n lustige Hochtied. Wioldess seet Napoleon in sin Slott in Paris un kratzte sick argerlick achter dei Ohren, üm dat dei Dirk ut Rechterfeld üm afhanden kaomen was. Sei ähnlick dachte hei van den Kaiser, den hei nicht siegen helpen wull.

Een paar Wöör mit up'n Weg to nehmen

Tohoopsöcht van Erika Täuber

*Goode Deerns und goode Göös
kaamt betieden na Huus!*

*Good Fröhstück ist dat best van ganzen Dag!
Good Aarnt is dat beste van ganze Jaohr!
Ne Goode Fro is dat beste in ganzen Leben!*

*Dat beste Huus is gar niks weert
un allns geiht darin verkehrt,
wenn Vadder väl in Buddel kiekt
un Mudder kiene Büxen flickt!*

Wenn de Botter al is, is dat Smären ut.

Siedlungsforschung mit archäologischen Methoden

Ein Beitrag zur Altersfrage und Entwicklung der heutigen Eschsiedlungen im Oldenburger Münsterland

VON DIETER ZOLLER

Über die frühe Besiedlung des Münsterlandes liegt schon eine ganze Anzahl von Veröffentlichungen vor, die das Problem der Entstehung und des Alters der rezenten Siedlungen vom historischen oder (und) geographischen Standpunkt her zur Beantwortung zu bringen versuchen. Dabei wird häufig eine Kontinuität der Dörfer von der vorgeschichtlichen oder mindestens „alt-sächsischen“ Zeit bis zum heutigen Tage postuliert, die mit Hypothesen über das Alter von Orts- und Flurnamen oder einigen Funden aus vorgeschichtlichen Gräbern oder Siedlungen begründet wird. Dabei ist jedoch folgendes zu bedenken:

1. Die Eindatierung bestimmter Ortsnamen in ein chronologisches Schema ist bis heute noch sehr unsicher.
2. Vorgeschichtliche Funde (Gräber, Siedlungsreste, Einzelfunde) besagen, daß an der Fundstelle (oder deren Umkreis) zu einem bestimmten, chronologisch begrenzten Zeitpunkt ein Gräberfeld oder auch eine Siedlung vorhanden war. Handelt es sich sogar nur um einen Einzelfund, der weder mit einem Grab, einem Gräberfeld oder einer Siedlung in Verbindung zu bringen ist, ist dessen Aussagewert noch begrenzter. Bei der Aufdeckung eines Gräberfeldes wird man in den seltensten Fällen die dazugehörige Siedlung finden und umgekehrt bei Aufdeckung von vorgeschichtlichen Siedlungen selten das dazugehörige Gräberfeld. Hinzu kommt, daß fast nie ein Gräberfeld in seinem ganzen Umfange ausgegraben worden ist, so daß der Zeitpunkt des Belegungsbeginnes und der Aufgabe des Bestattungsortes meist offenbleiben müssen.

Gelegentlich ist bei vorgeschichtlichen Gräbern oder Siedlungen auch eine „Platzkontinuität“ festzustellen, die aber nicht mit einer echten Siedlungskontinuität gleichzusetzen ist. Wenn in der Jungsteinzeit, der Bronze- und Eisenzeit immer wieder der gleiche Platz zu Bestattungen oder Siedlungen gewählt wurde, so muß das nicht bedeuten, daß auch die Bevölkerung in den verschiedenen Belegungsphasen des Platzes die gleiche war. Ein topographisch günstiger Platz kann zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Leuten immer wieder für Bestattungs- oder Siedlungszwecke benutzt worden sein. Zwischen den einzelnen Belegungsphasen können Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte liegen.

Die Jungsteinzeit umfaßt in unserem Gebiet einen Zeitraum von rund 1200 Jahren (etwa 3000—1800 v. Chr.), die Bronzezeit von rund 1000 Jahren (etwa 1800—800 v. Chr.), die frühe und vorrömische Eisenzeit einen solchen von 800 Jahren (800 vor — um Chr. Geb.). Wenn nun in der Gemarkung eines Dorfes ein paar Steinbeile und einige Urnen gefunden werden, besagen diese

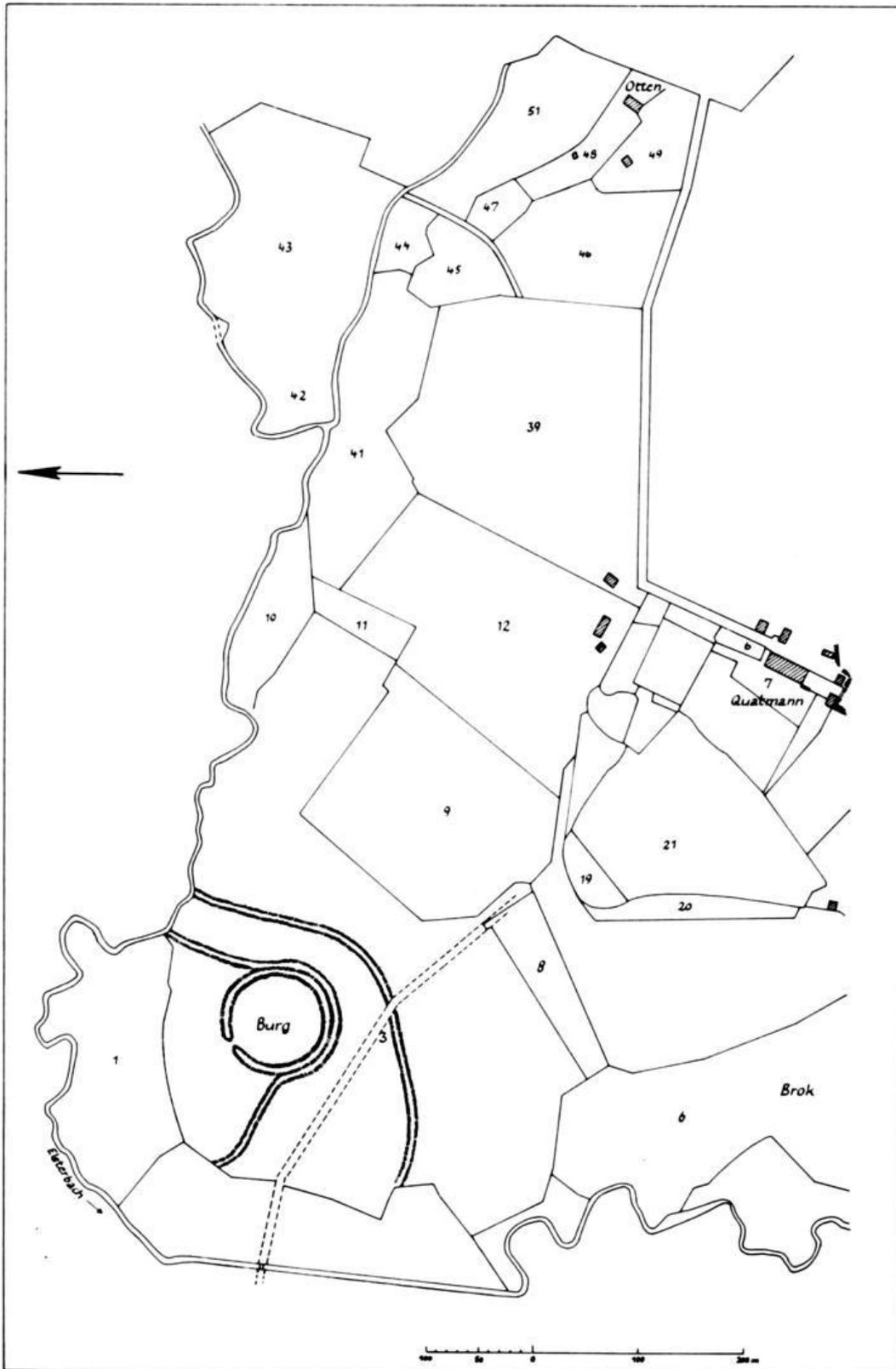


Abb. 1 Ringwall zu Elsten und der Quatmannshof. (Entwurf: D. Zoller)

Funde noch lange nicht, daß das heutige Dorf und seine Bevölkerung damit in Verbindung zu bringen sind. In der vor- und frühgeschichtlichen Zeit, im Mittelalter und bis zum heutigen Tage hat es immer wieder Wanderungen, Verschiebungen, Vertreibungen und Umsiedlungen von ganzen Volksgruppen und Stämmen gegeben. Während diese Vorgänge aber für das Mittelalter und die Neuzeit durch schriftliche Nachrichten überprüfbar sind, teilweise fehlen aber auch schon für das Mittelalter genauere schriftliche Angaben, sind sie für die vorgeschichtlichen Perioden sehr schwer oder gar nicht zu erfassen. Die Volksgruppen der Jungsteinzeit, die in unserem Gebiet ansässig waren, sind uns weder namentlich bekannt, noch wissen wir, was sie für eine Sprache hatten. Diese Gruppen werden von den Prähistorikern nach bestimmten „Leitfossilien“ im Fundinventar benannt. So kennen wir die „Trichterbecherkultur“, die „Standfußbecherkultur“ und die „Glockenbecherkultur“. Für die Bronze-, frühe und vorrömische Eisenzeit sind ähnliche Fachbezeichnungen für die einzelnen Fundgruppen vorhanden, die nun teilweise nach Fundorten benannt werden (z. B. Hallstatt- und Latène-Kultur). Erst in den Berichten griechischer und römischer Schriftsteller tauchen die Namen von Völkern und Landschaften des Nordseeküstenraumes auf. Damit beginnt für die Geschichtsschreibung eine neue Epoche. Neben den Bodenfunden tritt jetzt die schriftliche Urkunde oder Nachricht. Immerhin sind diese schriftlichen Nachrichten im 1. nachchristlichen Jahrtausend noch so spärlich (und sich auch teilweise widersprechend), daß wir noch lange auf die „Bodenurkunden“ angewiesen sind, um ein klareres Bild über die Vorgänge in diesen Epochen zu gewinnen.

Die schriftlichen Nachrichten über unsere Dörfer beginnen etwa in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. n. Chr. Geb. im Zusammenhang mit den Sachsenkriegen und der Missionierung zur Karolingerzeit. In den Lebensbeschreibungen der Heiligen und vor allem in den Besitzregistern der Klöster werden die Namen der Dörfer und der Hofbesitzer aufgeführt. Über die Entstehung der Dörfer geht aber kaum etwas aus diesen Nachrichten hervor. Die Erwähnung von Dorfgründungen ist eine Ausnahme. Über das Aussehen der Dörfer und der einzelnen Höfe, der Wirtschaftsflur und die übrigen Gemarkung ist auch für das frühe Mittelalter den Urkunden recht wenig zu entnehmen. Ja selbst über die Entstehung und den Zweck von großen Burganlagen (z. B. die Ringwälle bei Sierhausen, bei Elsten und die Arkeburg) und ihren Beziehungen zu den gleichaltrigen Siedlungen können wir nichts erfahren (Abb. 1).

Im Gegensatz zu den urgeschichtlichen Siedlungen, deren Entdeckung mehr oder weniger vom Zufall abhängig ist, bietet sich bei den rezenten Esch-siedlungen und den frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Burganlagen die Möglichkeit, durch planmäßig angelegte, archäologische Untersuchungen wesentliche Erkenntnisse über Entstehung und Entwicklung derselben zu gewinnen. Häufig hat sich bei solchen Untersuchungen herausgestellt, daß die Gründungszeit der Dörfer weit vor ihrer ersten urkundlichen Nennung liegt. Vom Verfasser sind in den letzten zehn Jahren eine ganze Anzahl archäologischer Grabungen durchgeführt worden, die dem Problem der Siedlungskontinuität im 1. nachchristlichen Jahrtausend nachgingen¹⁾. Dabei konnte eine erste durchgehende Siedlungsphase von der Spätlatène-Zeit (etwa ab 100 v. Chr.) bis zur späten Völkerwanderungszeit (um 500 n. Chr.) nachgewiesen werden. Für das 6.—7. Jahrhundert n. Chr. fielen bisher sämtliche

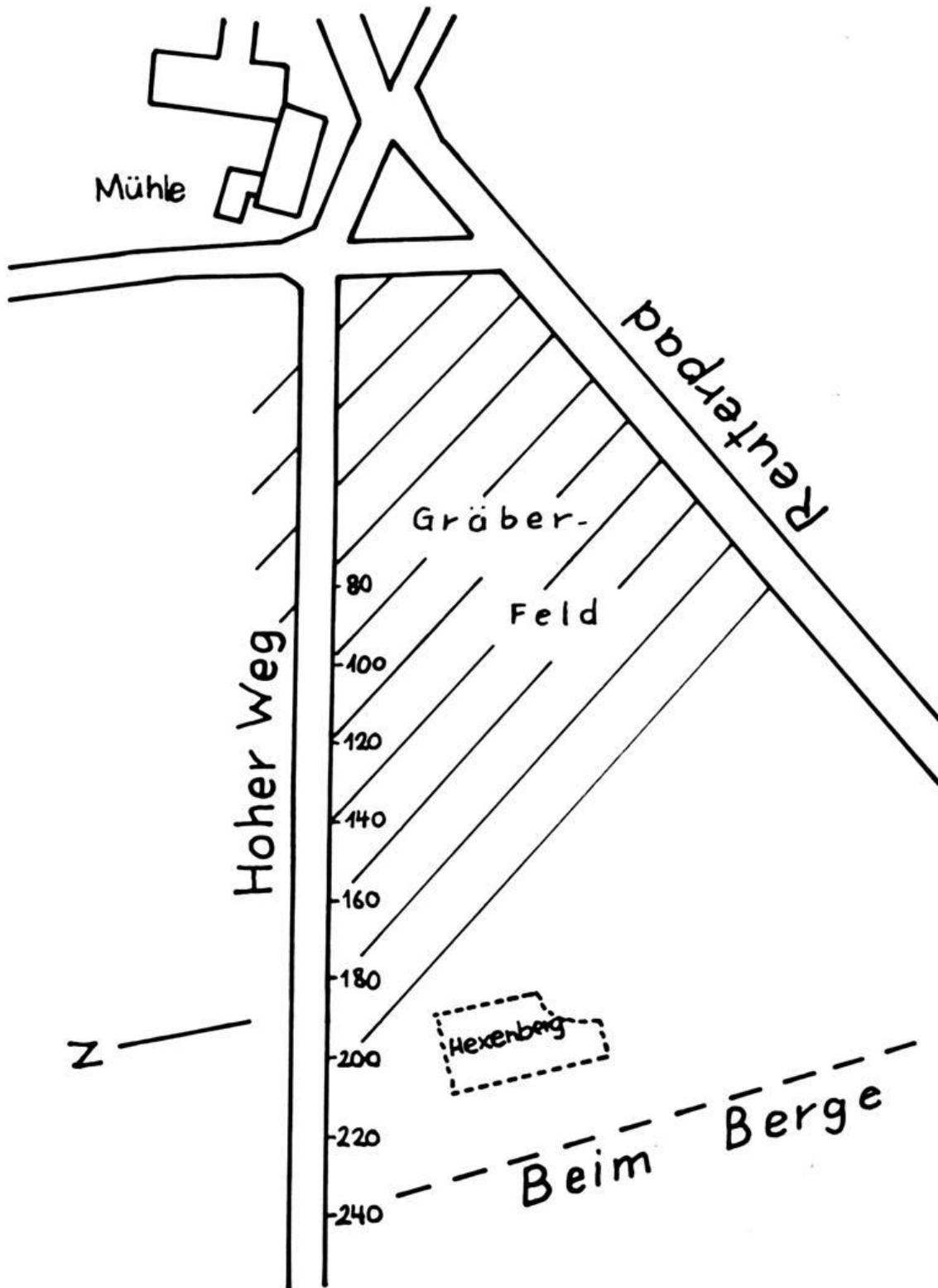


Abb. 2 Lage des Gräberfeldes Drantum.

(Zeichnung: D. Zoller)

Siedlungsnachweise aus, für das 8. Jahrhundert sind sie sehr spärlich. Im 9. Jahrhundert setzt eine neue Siedlungsperiode ein, die kontinuierlich bis heute durchläuft. Die Lage der Siedlungen der ersten Periode (1. Jhdt. v. bis 5. Jhdt. n. Chr.) stimmt nicht mit der Lage der 2. Periode (ab dem 8./9. Jhdt. n. Chr. bis heute) überein, das heißt, unsere jetzigen Eschdörfer liegen nicht an der Stelle der vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen. Die meisten unserer Dörfer mit Esch-Wirtschaftsfluren sind in der karolingisch-ottonischen Zeit gegründet worden, wobei die Initiative häufig von einem adligen oder kirchlichen Grundherren ausging. Es sind auch jüngere Dörfer mit Eschfluren vorhanden, und es wird auch ältere Dorfkerne geben, die vielleicht in die dunkle Zeit des 8. und 7., vielleicht auch noch des 6. Jahrhunderts n. Chr. herabreichen. Die Entstehung und Entwicklung unserer Dörfer läßt sich nicht generell über einen Kamm scheren, da regional allein schon zwischen der süd- und nordoldenburgischen Geest erhebliche Unterschiede zu beobachten sind²⁾. Im Bereich der Landkreise Oldenburg, Cloppenburg und Vechta scheinen einige „Altsiedlungsbezirke“ vorhanden zu sein, in denen eine Überbrückung der Siedlungslücke des 6.—8. nachchristlichen Jahrhunderts möglich wäre.

Ein solcher „Altbezirk“ ist in der Umgebung des Gräberfeldes Drantum (Gem. Emstek) zu vermuten (Abb. 2 und 3). Leider konnte das Gräberfeld im Jahre 1964 nicht vollständig untersucht werden³⁾. Soweit die damalige Grabung ergeben hat, zeigte sich eine Belegungszeit vom Ende des 7. Jhdts. n. Chr. bis in die Mitte oder das Ende des 9. Jhdts. n. Chr. Zum Zeitpunkt der Aufgäbe des Gräberfeldes waren bereits die ersten Kirchen von der Missionszelle Visbek aus gegründet worden. Die Bestattungen wurden dann auf den Friedhöfen bei den Kirchen vorgenommen. Es kann aber kein Zweifel daran bestehen, daß auch nach der Gründung der Kirchen noch eine ganze Zeit lang auf dem Gräberfeld in Drantum weiterbestattet wurde. Während aber der Zeitpunkt der Auflassung des Gräberfeldes einigermaßen genau feststeht, muß der Beginn der Belegungszeit offenbleiben. Es wurde nämlich festgestellt, daß westlich der untersuchten Grabungsfläche noch weitere Gräber vorhanden sind, die sich etwa bis zum ehemaligen Megalithgrab „Hexenberg“ erstrecken. Bei der Zerstörung dieses Steingrabes im Jahre 1906 wurde beim Umkuhlen der Erde in der Nähe eine Streitaxt aus Eisen (sog. „Franziska“) gefunden. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um eine Beigabe aus einem spätvölkerwanderungszeitlichen oder frühmittelalterlichen Männergrabe, denn Streitäxte dieser Art waren vom 5.—7. Jhdt. n. Chr. in Gebrauch. Abgesehen davon ist hier aber ein sächsischer Friedhof vorhanden, der noch mit heidnischen Süd-Nord-Körperbestattungen und Pferdeopfern belegt ist und sich kontinuierlich mit christlichen West-Ost-Körperbestattungen fortsetzt. Die großen Kreisgrabenanlagen mit den doppelten Pferdebestattungen, den Pflanzensetzungen und dem Leichenbrand wird man wohl als Grabmäler hochgestellter Persönlichkeiten ansehen müssen, deren Hügel mit den hölzernen Mahnmalen weit in der ganzen Umgebung zu sehen waren. Während der Sachsenkriege sind sie zerstört und eingeebnet worden, da sich in den zugeschütteten Gräben bereits West-Ost-Bestattungen befanden. Nach der Beendigung des Krieges und zu Beginn der Missionierung muß eine Weihe des Begräbnisplatzes durch christliche Priester vorgenommen worden

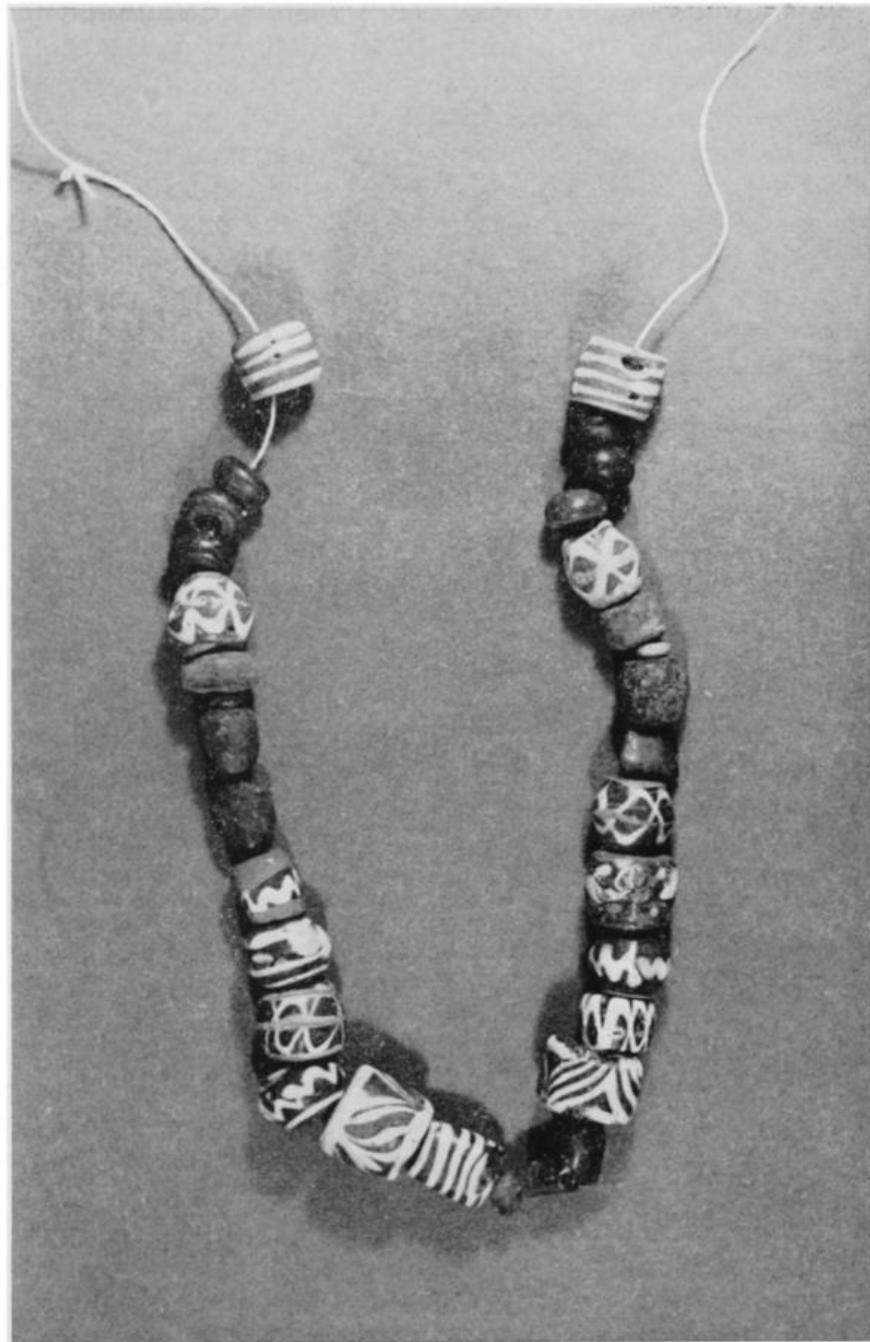


Abb. 3 Perlenkette aus einem Frauengrab des Gräberfeldes Drantum.
(Foto: Siedlungsarchäologische Forschungsstelle Bad Zwischenahn)

sein. Auch die ersten Taufen heidnischer Sachsen dürfte hier stattgefunden haben.

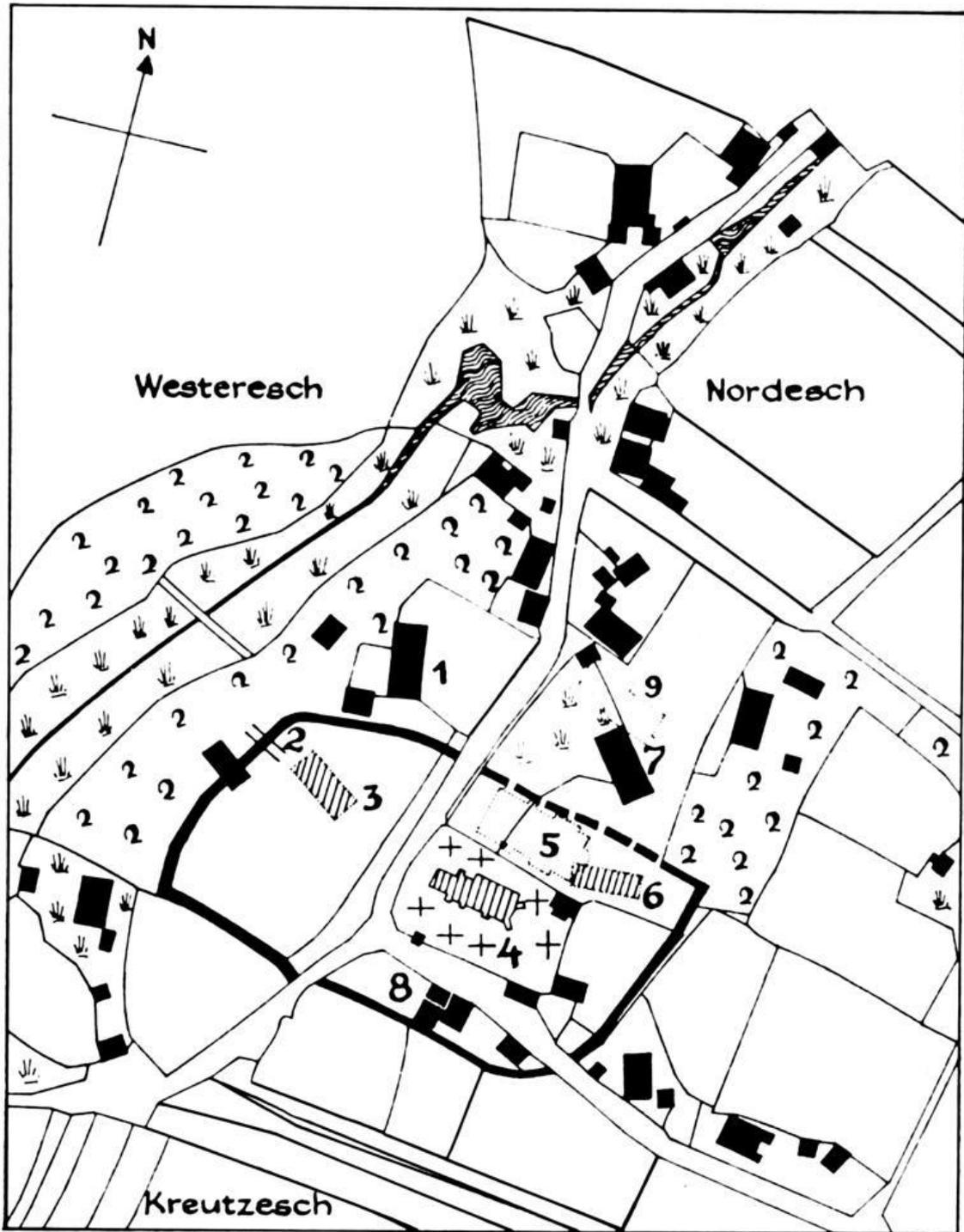
Das Gräberfeld liegt im Kreuzungspunkt von mehreren Wegen, die zu den umliegenden Dörfern führen. Von diesen Dörfern werden in einer Urkunde aus dem Jahre 947 (Osnbr. Urk. Buch I/90) Sülzbühren (Selispura), Bühren (Burae), Garthe (Garta), Emstek (Emphstece) und Drantum (Driontheim) genannt, also etwa 50—100 Jahre nach der Aufgabe des Gräberfeldes Drantum. Es liegt nun die Vermutung nahe, daß einige dieser Dörfer bis in die Zeit vor der karolingischen Eroberung zurückgehen könnten. Hier wären also in den Dorfkernen (vor allem Garthe, Emstek und Drantum) unter den Höfen oder im näheren Bereich derselben interessante Grabungsergebnisse zu erwarten. Mit Hilfe der Keramik und anderer Fundstücke ließe sich das Alter der Höfe und Dörfer recht genau bestimmen.

Beim Abbruch eines Hofes oder bei bereits aufgelassenen Höfen, deren ehemaliger Standort heute als Garten oder Weide dient, sind solche Untersuchungen ohne allzu große Schwierigkeiten durchzuführen. Sollte die Möglichkeit zu einer größeren Flächengrabung bestehen, die jeder anderen Grabungsmethode vorzuziehen ist, können manchmal auch noch anhand der Pfosten- und Schwellbalkenverfärbungen die Grundrisse und Ausmaße der Häuser festgestellt werden.

Im Mittelalter hat es auch öfters nach Bränden oder aus anderen Gründen Verlegungen der Gebäude innerhalb des Hofareals gegeben, wie sich bei einer Grabung des Dorfkernes von Langförden (Kr. Vechta) gezeigt hat. Langförden war siedlungsarchäologisch insofern interessant, als hier die Möglichkeit gegeben war, eine mittelalterliche „curtis“, also einen Zentralhof aus der Zeit der Villikationsverfassung, zu untersuchen. In den Urbaren des Klosters Werden an der Ruhr wird in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr. Langförden erstmalig erwähnt. Auf die Einzelheiten der Grabung brauche ich hier nicht einzugehen, da sie von mir bereits anderweitig veröffentlicht worden sind⁴⁾, so daß ich mich hier kurz auf das Ergebnis beschränken kann.

Im 9. Jahrhundert lag zwischen der Niederung am Westeresch und dem heutigen Kirchplatz eine Siedlung, zu der sich wahrscheinlich schon im gleichen Jahrhundert eine Holzkirche gesellte. Bei der Kirche befand sich der Pfarrhof, der im Laufe der folgenden Jahrhunderte zwei- dreimal um einige Meter nach Norden verlegt wurde (Abb. 4). Im 11. Jahrhundert entstand wahrscheinlich die erste Steinkirche aus Granitfindlingen. In dieser Zeit wurde auch der Meierhof unmittelbar der Kirche gegenüber erbaut. Auch er wurde später mehrere Male um einige Meter verlegt, um etwa im 15. Jahrhundert an die Stelle gesetzt zu werden, an der er bis zu seinem Abbruch im Jahre 1967 stand.

Im 12. und 13. Jahrhundert waren Kirche, Pfarrhof und Meierhof von einem Wall umgeben, der die „curtis“ und die „ecclesia“, wie sie in einer Urkunde von 1337 genannt werden, umschloß. Die von dem Wall eingeschlossene Fläche hatte eine Länge von 175—180 m und eine Breite von 90 m. Man darf sich unter dem Wall aber keine eigentliche Befestigungsanlage vorstellen. Er diente vielmehr als „Knick“ der Abgrenzung des grundherrschaftlichen Areals und der Kirche. Diese kurze Zusammenfassung der Grabungsergebnisse zeigt schon auf, wie gut sich historische Nachrichten und archäologische Untersuchungen ergänzen können.



Langförden Flur III

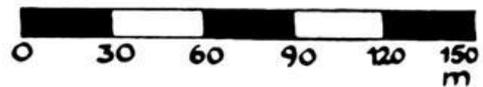


Abb. 4 Lageplan der „curtis“ Langförden.

(Entwurf: D. Zoller)

1 jetziger Meierhof
2 Wallschnitt
3 Lage des Meierhofes
im Mittelalter

4 alte Laurentius-Kirche
5 neue Kirche
6 Pfarrhof 10.—12. Jhd.
7 Pfarrhof 13.—19. Jhd.

8 Findlingsfundament
(Speicher?)
9 jetziges Pfarrhaus



Abb. 5 Webegewichte (gebrannter Ton) aus einer Grubenhütte des 10. Jhdts. in Langförden.
(Foto: Siedlungsarchäologische Forschungsstelle Bad Zwischenahn)

Sehr wichtig wäre es, auch einmal die Höfe zu untersuchen, die ehemals dem Kloster Corvey unterstanden oder sogar von ihm gegründet wurden. Diese Höfe waren nicht nur zentrale Verwaltungs- und Sammelstellen, sondern auch häufig Produktionszentren handwerklichen Gewerbes. Ob hier das Handwerk voll- oder nur nebenberuflich als „Hauswerk“ betrieben wurde, vermag noch nicht entschieden zu werden. Sehr wahrscheinlich wurde die handwerkliche Tätigkeit in den meisten Fällen „nebenberuflich“ als Zusatz zur landwirtschaftlichen Arbeit ausgeübt. An erster Stelle wäre hier die Herstellung von Gewändern aus Wolle und Leinen zu nennen.

Bei der Grabung in Langförden wurden die Reste einer Grubenhütte aus dem 10. Jahrhundert hinter der neuen Kirche gefunden, die zum ältesten Pfarrhof als Wirtschaftsbau gehörte. Auf der Sohle der Grube lagen die Trümmer eines verbrannten Senkrecht-Webstuhles. Die aus gebranntem Lehm bestehenden Webegewichte saßen noch in der gleichen Reihenfolge im Boden, wie sie vom brennenden Webstuhl herabgefallen waren (Abb. 5).

Die „curia“ Vesenbühren mußte unter anderen Abgaben auch Schüsseln und Gefäße an Corvey abliefern. Es ist also zu vermuten, daß auf diesem Zentralhof eine Töpferei vorhanden war. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß im Mittelalter neben dem Ton auch das Holz zur Herstellung von Gefäßen eine große Rolle gespielt hat. Es könnte sich also auch um Holzgefäße und Schüsseln handeln. Dann wäre auf dem Hofe ein Drechsler tätig gewesen. Bei der Grabung auf der Burg Elmendorf, den berühmten „Drei Bergen“ am Nordufer des Zwischenahner Meeres, wurden im Burggraben große Mengen an Tellern, Schüsseln und Daubenschälchen (Abb. 6) aus Holz gefunden⁵⁾.

Die einheimische Tonware bestand vom 9.—12. Jahrhundert zumeist aus Kugeltöpfen und Kugelkannen, erst ab dem 13. Jahrhundert kommt neben den dreifüßigen Tongrapen noch eine ganze Anzahl weiterer Gefäßtypen auf (Abb. 7). Neben dieser einheimischen Keramik kommt aber schon seit etwa dem 10. Jahrhundert Importkeramik aus dem Rheinland vor. Die großen Töpferzentren um Köln (Badorf, Pingsdorf, Walberberg usw.) und im übrigen Niederrheingebiet führen ihre hartgebrannte und rot bemalte Ware im gan-

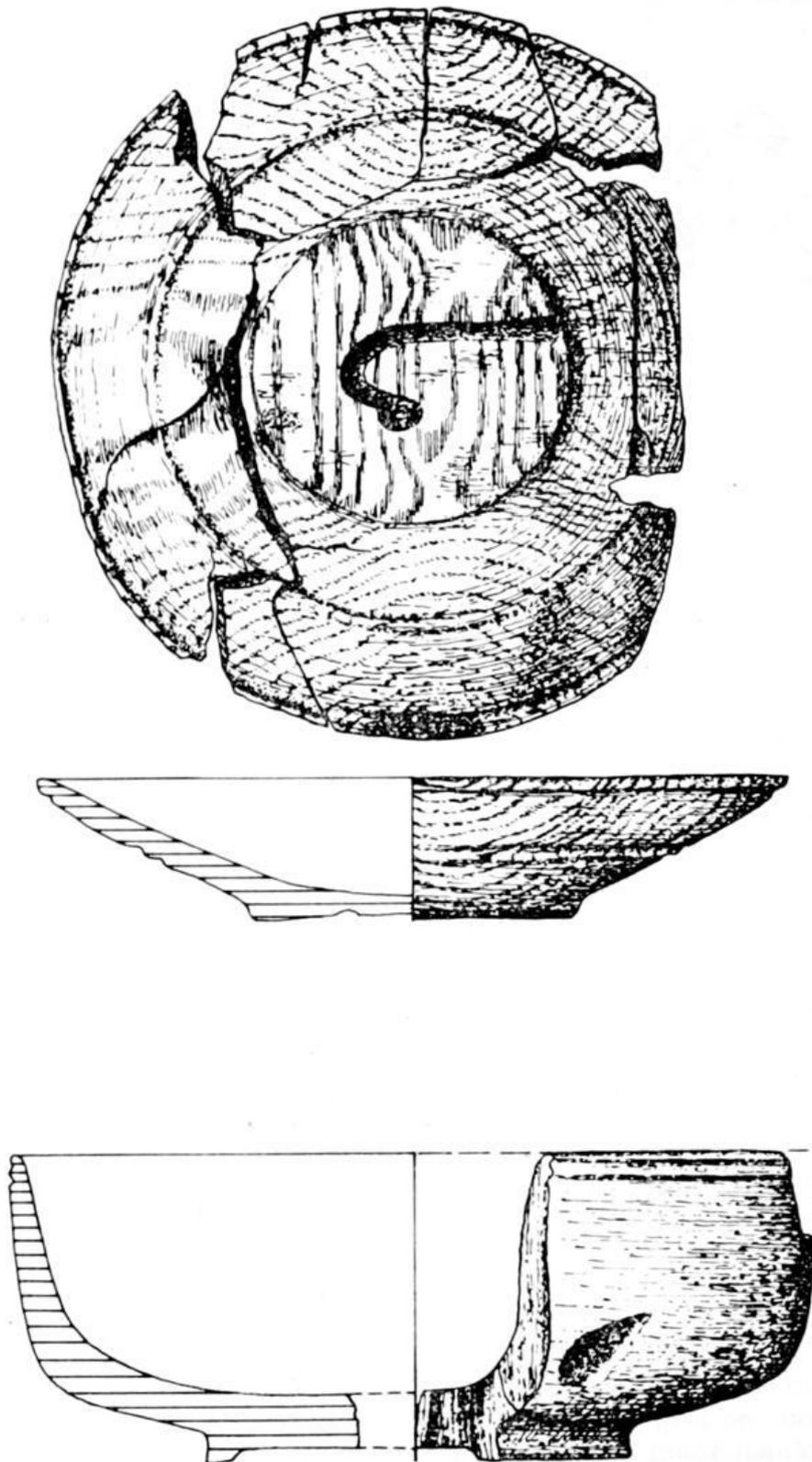


Abb. 6 Gedrechselte Holzgeräte (Teller und Schüssel) des 13. Jhdts. aus dem
Burggraben der Burg Elmendorf.
(Zeichung: Siedlungsarchäologische Forschungsstelle Bad Zwischenahn)



Abb. 7 Kugeltopf des 10. Jahrhunderts,
Langförden.



Abb. 8 Scherbe eines Pingsdorf-
gefäßes mit Bemalung,
10. Jhdt., Langförden.

(Fotos: Siedlungsarchäologische Forschungsstelle Bad Zwischenahn)

zen Nordseeküstenraum und dessen Hinterland ein. Die „Pingsdorf-Keramik“ ist geradezu ein „Leitfossil“ für die frühen Perioden der Althöfe unserer Eschdörfer. Im 13. Jahrhundert wurde die „Pingsdorfkeramik“ durch das „Siegburger Steinzeug“ abgelöst. Auf den Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts treten neben Ton- und Holzgefäßen auch Gegenstände aus Bronze (Schüsseln, Grapen, Leuchter) auf, die nach ihrer Fertigungsqualität als „Luxusware“ angesehen werden müssen. Auch diese Bronzegegenstände dürften zum größten Teil aus dem Rheingebiet importiert worden sein. Interessanterweise lassen die Importfunde auf den Höfen ab dem 13. Jahrhundert nach, während sie auf den Burgen des Adels weiterhin vertreten sind. Die Pingsdorf-Keramik läßt sich noch fast auf allen Althöfen finden, die spätere Siegburg-Keramik ist auf den Höfen nur sporadisch vorhanden, auf den Burgen gehört sie zur Standardausrüstung des Haushaltes. Vom 13.—15. Jahrhundert ist auf den Höfen die etwas eintönige Schwarziridenware und die jüngere blaugraue Irdenware vom nordwestdeutschen Typ vertreten. Ab dem 16. Jahrhundert taucht das rheinische Steinzeug schon etwas häufiger neben der nun rotgebrannten und glasierten Irdenware auf. Der Gebrauch von kostspieligem Zinngerät war im Mittelalter auf den Dörfern noch eine seltene Ausnahme. Erst ab dem 17. Jahrhundert ließen sich bei Dorfgrabungen Zinngeräte (meist Löffel) feststellen. Da das Altzinn jedoch immer wieder in Tausch gegeben wurde, besteht kaum Aussicht, bei Dorfkernuntersuchungen den frühesten Ansatzpunkt für die Verwendung von Zinn zu finden. Gut erhaltene Gegenstände lassen sich häufig aus alten Brunnen bergen.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die Untersuchung unserer Eschdörfer mit archäologischen Methoden unter anderem folgende Ergebnisse erbringen können:

1. Die Feststellung des absoluten Alters der Höfe und des Dorfes.
2. Erkenntnisse über die alte Dorfform und ihre Entwicklung zum heutigen Stand.
3. Beiträge zur Entwicklung des niedersächsischen Bauernhauses und der dazugehörigen Wirtschaftseinrichtungen (Speicher, Brau- und Backhäuser, Brunnen usw.).
4. Erkenntnisse zum Problem der allgemeinen Siedlungs- und Platzkontinuität.

Daß diese Grabungen auch noch eine Fülle an Fundmaterial zur bäuerlichen Kulturgeschichte, zum bäuerlichen Handwerk, zum Handel- und Münzwesen, zum Brauchtum und zur Volkskunde erbringen können, ist durch die oben gemachten Ausführungen, die die Grabungsbeiträge zu diesen Themen nur flüchtig streifen konnten, sichtbar gemacht worden. Noch sind die Möglichkeiten für solche Untersuchungen gegeben. Bei der strukturellen Veränderung der Dörfer, der Wirtschaftsfloren und der gesamten Landschaft ist der Zeitraum, in dem sich solche Forschungen bewegen können, aber sehr knapp geworden.

Literaturverzeichnis:

Zoller D.:

1. a) Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Kern des Dorfes Gristede. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Bd. 33/1964.
b) Gristede, Ein Beitrag zur Siedlungsarchäologie auf der Nordoldenburger Geest. *Archaeologia Geographica* 10/11, 1961/63 (1965), 39—50.
c) Die Ergebnisse der Grabung Gristede, Kreis Ammerland, im Jahre 1966. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen, Bd. IV/1969.
2. Zoller, D., Burg Elmendorf. Eine Dreihügel-Motte im Landkreis Ammerland. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen, Bd. IV/1969.
3. Zoller, D., Die Missionierung des Lerigaues im Spiegel des Gräberfeldes Drantum. In: *Vorchristliche Frühgeschichte Niedersachsens*. Lippe 1957.
4. Zoller, D., Eine Dorfkernuntersuchung in Langförden, Kr. Vechta. *Die Kunde*, Neue Folge 18/1967.
5. S. o. Anm. 2.

Spätkaiserzeitliche Funde aus Augustenfeld bei Lönigen

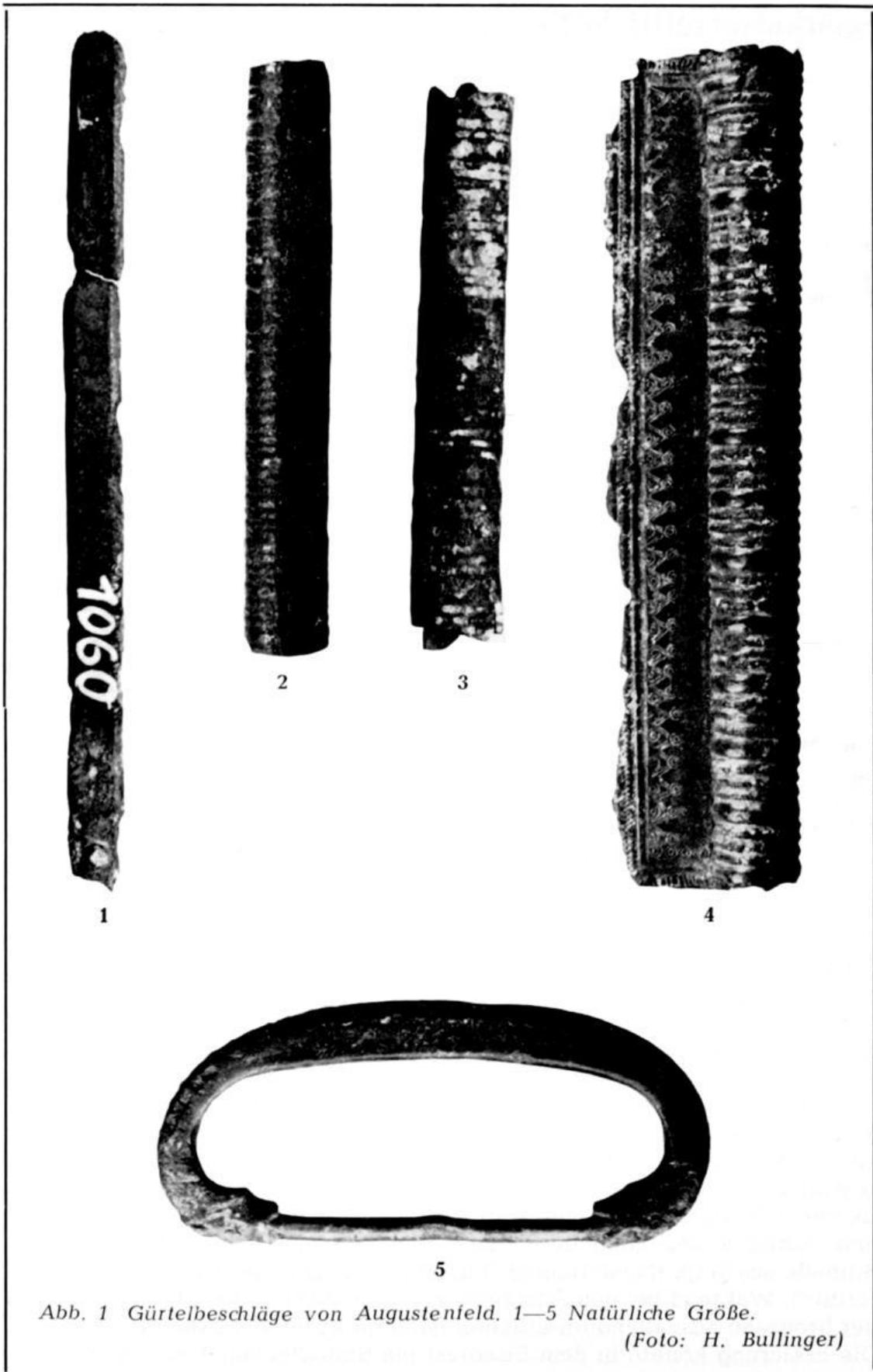
— Aus der Sammlung des Museumsdorfes —

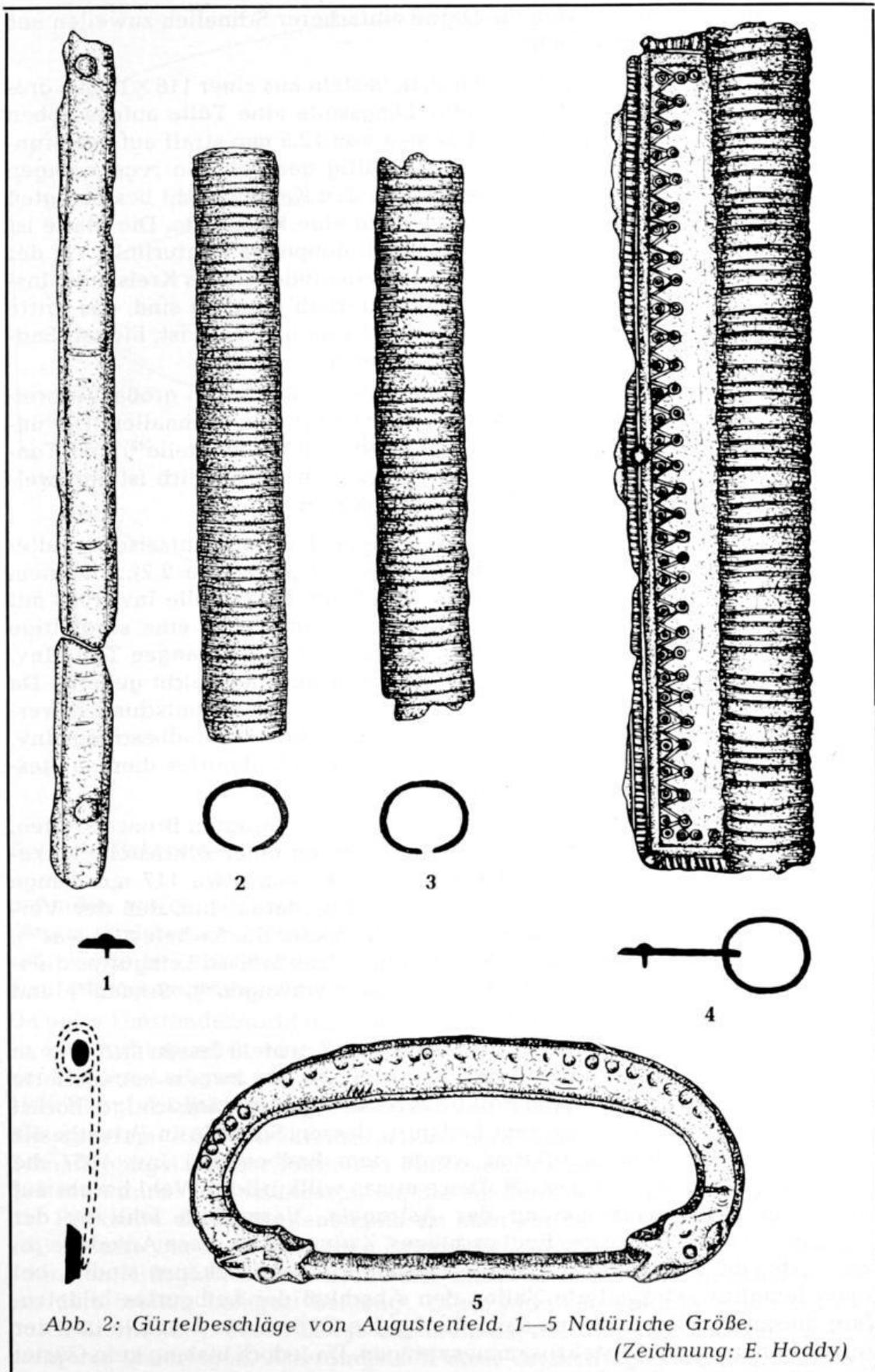
VON HERMANN BULLINGER

Außer zwanzig römischen Münz- und vier Terra-sigillata-Funden hatte J. Pätzold in seinem 1955 erschienenen Aufsatz „Römisches aus dem Oldenburger Land“ auch neunzehn weitere Funde kartiert¹⁾, die zwar auf die Beziehungen zwischen Römern und Germanen hinweisen, aber nicht eindeutig als Beute- oder Handelsgut unterscheidbar sind. Neben dem Typ der kerbschnittverzierten Gürtelbronzen²⁾, wie er vom Grabfund aus Herbergen (Kr. Cloppenburg)³⁾ repräsentiert wird, tritt ein auch im Oldenburgischen vertretener zeitlich etwa parallel, eher etwas später zu datierender Typ von Gürtelbronzen, der einfacher ornamentiert ist und die Beliebtheit dieses römischen Trachtbestandteiles in der Germania libera erkennen läßt⁴⁾. Es handelt sich um punzverzierte Schnallen und Beschläge, die einerseits in den weströmischen Provinzen auftreten⁵⁾, andererseits aber auch in großer Anzahl neben kerbschnittverzierten Gürtelbeschlägen von den Sachsen zwischen Weser und Elbe getragen wurden⁶⁾. Ob es sich bei den einfacheren Schnallen um provinzialrömische Produkte handelt, die ihren Weg zu den Germanen fanden, oder ob diese Bronzen von germanischen Handwerkern imitiert wurden⁷⁾, läßt sich nicht klar entscheiden, da die Herstellung dieser gegossenen Werke keine allzu großen handwerklichen Fähigkeiten voraussetzte⁸⁾.

Zur Gruppe der einfacheren, mit Punzeinschlägen ornamentierten Gürtelbeschläge zählen Gürtelbronzen von Augustenfeld b. Lönigen, Kr. Cloppenburg (Niedersachsen), die sich in Verwahrung des Museumsdorfes Cloppenburg befinden⁹⁾. Dem Tagebuch¹⁰⁾ des Museums ist zu entnehmen, daß die Bronzen wahrscheinlich 1935 von einem Landwirt Mesch aus Augustenfeld aus mehreren zerstörten Gräbern geborgen wurden. Sicherlich hatte man mehreren Bestatteten Gürtel mit ins Grab gegeben. Denn aus dem Fundbericht geht hervor, daß eine zweite Schnalle in den Besitz des Lehrers gelangte¹¹⁾. Zum Besitz des Museumsdorfes aus diesem Fundkomplex gehören eine Schnalle, ein Endbeschlag, zwei astragalierte Tüllen und ein Gürtelverstärker.

Die aus Bronze gegossene Schnalle, Inv. 1062 (Abb. 1,5 u. 2,5), ist 75 mm breit, der Dorn hat sich nicht erhalten. Die Kanten des auf seiner Oberseite mit Kreispunzeinschlägen ornamentierten Schnallenbügels sind leicht abgeschrägt; die Enden laufen in Tierköpfe aus. Deutlich sind Auge und Ohr des stilisierten Tieres zu erkennen. Beide Tiere beißen gleichsam in die rundstabförmig gebildete Achse, in die der heute verlorene Bronze- oder Eisendorn eingehängt war (vgl. Abb. 1, a). Als Parallelen für diese wohl im Wachsuschmelzverfahren¹²⁾ gegossene Schnalle seien genannt Schnallen aus Spontin (Belgien)¹³⁾, Molenbeek-Saint-Jean (Belgien)¹⁴⁾, Pons-Marais (Frankreich)¹⁵⁾, eine Schnalle unbekanntes Fundortes im Museum Laon (Aisne)¹⁶⁾, eine Schnalle aus Wijk (Niederlande)¹⁷⁾ und eine Schnalle aus Carnuntum (Österreich)¹⁸⁾. Während bei den Schnallen aus Molenbeek, Pons-Marais und Laon der bronzene Schnallendorn erhalten ist, fehlt er bei der Schnalle aus Wijk. Die Erklärung könnte in dem Eisenrest am Schnallenbügel von Spontin ge-





sehen werden: offenbar waren die Dorne einfacherer Schnallen zuweilen aus Eisen, das sich nicht erhalten hat.

Das Endbeschlag, Inv. 1057 (Abb. 1,4 u. 2,4), besteht aus einer 116×16 mm großen rechteckigen Platte, auf deren eine Längsseite eine Tülle aufgeschoben ist. Diese Tülle sitzt bei einem Durchmesser von 12,5 mm straff auf der Bronzeplatte auf, verziert mit einem sehr sorgfältig gearbeiteten regelmäßigen Astragalmuster. Parallel den Rändern der an den Kanten leicht beschädigten Platte läuft zwischen zwei eingetieften Linien eine Kerbleiste. Die Platte ist ornamentiert mit hängenden Dreiecken¹⁹⁾ mit doppelter Konturlinie. An der Spitze und in der Fläche jedes Dreiecks sitzt ein eingepunztes Kreisauge. Insgesamt drei Niete, von denen zwei fragmentarisch erhalten sind, das dritte durch das Nietloch an einer Ecke des Rechtecks nachweisbar ist, hielten Endbeschlagplatte und Ledergurt ehemals zusammen.

Endbeschläge wie das von Augustenfeld haben eine ähnlich große Verbreitung in den weströmischen Provinzen wie die Kerbschnittschnallen. Die unserem Stück am nächsten stehenden Parallelen aus Tongrenelle²⁰⁾ und Tongeren²¹⁾ sind Einzelfunde, so daß keine Aussage mehr möglich ist, mit welchem Schnallentyp sie dort vergesellschaftet waren.

Ähnlich der Tülle des Endbeschläges sind die beiden fragmentarisch erhaltenen Tüllen, Inv. 1058 (Abb. 1,3 u. 2,3) und Inv. 1059 (Abb. 1,2 u. 2,2), mit einem Astragalmuster verziert; während die noch 77 mm lange Tülle Inv. 1058 mit ihrem Durchmesser von 12 mm trotz starker Patinaschicht eine sorgfältige Astragalierung erkennen läßt, ist der Astragal der 81 mm langen Tülle Inv. 1059, deren Durchmesser 11,5 mm beträgt, ausgesprochen seicht gekerbt. Da beide Tüllen etwas verdrückt sind, kann heute nicht mehr entschieden werden, ob die Tüllen auf einer Platte saßen wie die Tülle des Endbeschlägs Inv. 1057, oder ob sie direkt als Abschluß eines breiten Leibgurt es dienten, dessen Enden sie in ihrem Schlitz aufnahmen.

Die beiden 7,5 mm breiten und an den Kanten abgeschrägten Bronzestreifen, Inv. 1060 und Inv. 1061 (Abb. 1,1 u. 2,1), passen an einer Bruchstelle so zusammen, daß sie sich zu einem Gürtelverstärker von etwa 117 mm Länge rekonstruieren lassen. Ein erhaltenes Niet weist darauf hin, daß der Verstärker auf einem Ledergurt von etwa fünf Millimeter Stärke befestigt war²²⁾. Solche langen Verstärker, die zur Versteifung eines breiten Leibgurt es dienten, sind zahlreich gefunden worden, so in Nymwegen²³⁾, Schaan²⁴⁾ und Basel²⁵⁾.

Von den insgesamt fünf Gürtelbronzen aus Augustenfeld lassen sich vier zu einem vollständigen Leibgurt ergänzen (Abb. 3). Die zweite astragalierte Tülle bleibt bei diesem Rekonstruktionsvorschlag unberücksichtigt; höchst wahrscheinlich gehört sie zu dem Leibgurt, dessen Schnalle in Privatbesitz gelangte. Bei der Rekonstruktion wurde dem Endbeschlag Inv. 1057 die Tülle Inv. 1058 gegenübergestellt. Diese etwas willkürliche Wahl beruht auf der besseren Übereinstimmung der Astragale. Vermutlich fehlt zu der Tülle Inv. 1058 die Platte des Endbeschläges. Zwingend ist diese Annahme jedoch nicht, da vollständig erhaltene Gürtelgarnituren bekannt sind²⁶⁾, bei denen lediglich astragalierte Tüllen den Abschluß des Leibgurt es bildeten. Nach diesen Parallelen wären dann die beiden Tüllen, die Schnalle und der Verstärker zu einem Gürtel zusammenzufügen. Da jedoch bislang kein Gürtel

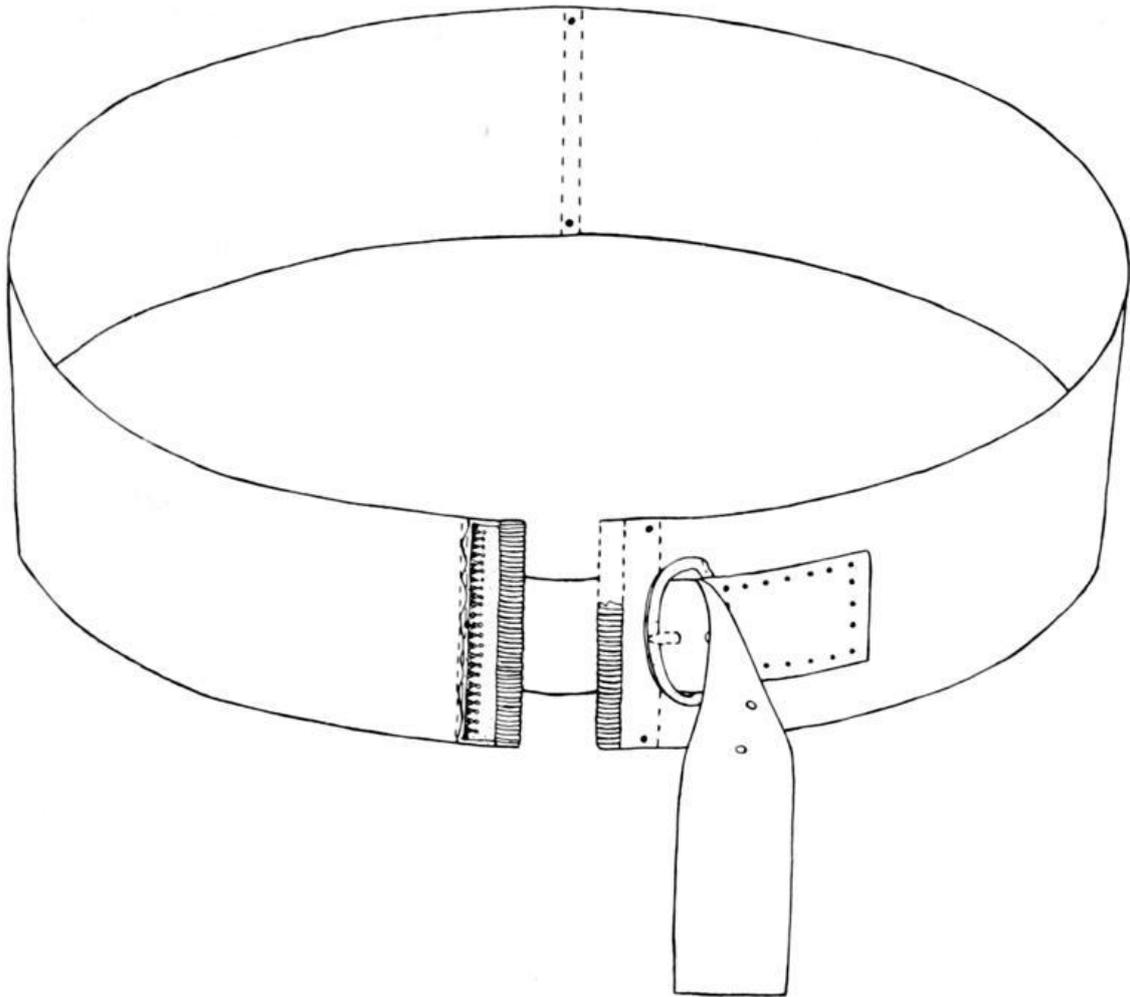


Abb. 3: Rekonstruktionsversuch d. Gürtels v. Augustenfeld.

(Zeichnung: E. Hoddy)

gefunden wurde, bei dem einerseits eine Tülle mit Platte als Endbeschläg diente, andererseits lediglich eine Tülle auf dem zweiten Leibgürtende saß, wurde bei dem Rekonstruktionsversuch eine heute verlorene Platte in den Montagevorschlag einbezogen.

Da unter Umständen nicht das vollständige Grabinventar geborgen wurde, ist es auch nicht möglich, eine Entscheidung zu treffen, wie viele Gürtelverstärker auf dem Leibgurt aus Augustenfeld saßen. Der Sitz der Gürtelbronze Inv. 1060/61 auf der Rückseite des Leibgurtes bleibt daher hypotetisch.

Bei unserem Rekonstruktionsversuch wird davon ausgegangen, daß der Schnallenbügel auf der Platte des Endbeschlägs auflag. Diese Montage wird gesichert durch Abnutzungsspuren, die bei ähnlichen Garnituren sowohl auf der Rückseite des Schnallenbügels als auch auf der Vorderseite der Endbeschlägplatte beobachtet werden können²⁷⁾. Die Schnalle wird durch einen schmalen Hilfsgurt, dessen Breite sich nach der Schnallenbügelachse richtet, auf dem breiten Leibgurt befestigt. Diese Montage erscheint gerechtfertigt durch Zierniete²⁸⁾, deren Länge ein Indiz darstellt für das Zusammenhalten mehrerer Lederlagen. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß zwei

andere Befestigungsmöglichkeiten für Schnallen dieses Typs nicht in jedem Fall ausgeschlossen werden können.

Der Hilfsriemen, der für den Zusammenhalt der beiden breiten Leibgurten zu sorgen hatte, mußte durch den Schnallenbügel von unten her kommend durch einen Ausschnitt im Leder des breiten Leibgurtes zum Dorn geführt werden. Das Leder, das an der Stelle des Ausschnittes saß, wurde nach unserer Rekonstruktion entfernt. Es wäre jedoch auch möglich gewesen, dieses Leder, um die Bügelachse gelegt, nach hinten rückwärts umzuschlagen und mit dem Leder des breiten Leibgurtes zu vernieten. Ein zusätzlicher Hilfs-gurt, wie er in unserer Rekonstruktion zur Befestigung der Schnalle auf dem Leibgurt verwendet wird, hätte sich dann erübrigt. Da jedoch keine Niete erhalten sind, aus deren Länge auf eine zweifache oder dreifache Lederlage geschlossen werden kann, geben wir einem Hilfs-gurt zur Schnallenbefestigung den Vorzug, wie er auch von Laur-Belart bei der Rekonstruktion des Gürtels von Kaiseraugst²⁹⁾ verwendet wird.

Weiterhin kann nicht völlig ausgeschlossen werden, daß an der Achse der Schnalle Inv. 1062 ehemals eine Schnallenplatte befestigt war. Die Mehrzahl der Schnallenbügel dieses Typs wurde zwar ohne Schnallenplatte gefunden — an einem Schnallenbügel, der dem von Augustenfeld nahesteht, hat sich jedoch eine Platte aus Bronzeblech erhalten³⁰⁾. Wenn auch dieser Schnallenbügel mit etwas anderen Punzformen als der von Augustenfeld ornamentiert ist, so deutet der Fund doch darauf hin, daß zumindest theoretisch auch die Schnalle von Augustenfeld ehemals aus drei Teilen bestanden haben könnte, nämlich aus Bügel, Dorn und Platte. Dann wäre zu überlegen, ob die Schnalle mit einem Hilfs-gurt befestigt war, dessen eines Ende zwingenartig von dem Blech der Schnallenplatte gehalten, auf dem breiten Leibgurt angenäht oder aufgenietet war. Mit R. Laur-Belart und seiner Rekonstruktion des Gürtels von Basel-Aeschenvorstadt möchten wir eine solche Montage auch dann für die Schnalle von Augustenfeld annehmen, wenn an der Schnallenbügelachse ehemals eine Platte gewesen sein sollte. Für diesen Rekonstruktionsvorschlag, der im Prinzip mit unserer Rekonstruktion Abb. 3 übereinstimmen würde, sprechen Messungen an anderen Garnituren, die ergaben, daß das Leder zwischen der Schnallenplatte eine geringere Stärke hatte als das Leder, auf dem die Endbeschlägplatten aufgenietet waren.

In der Literatur wird zuweilen eine von unserer Rekonstruktion abweichende Montage³¹⁾ der Schnalle vorgeschlagen: die Schnallenplatte, durch den Ausschnitt im Leder unterhalb der Bügelöffnung geschoben, sitzt direkt auf dem breiten Leibgurt. Ob die Schnalle vermittels eines Hilfsgurtes auf dem Leibgurt befestigt war oder ob auf einen solchen zusätzlichen Lederstreifen verzichtet werden konnte, muß von Fall zu Fall entschieden werden, setzt aber immer eine genaue Messung der Nietlängen voraus³²⁾, soweit dies der Erhaltungszustand der Niete an Gürtelbronzen gestattet. Solche Messungen sind an der Schnalle von Augustenfeld nicht möglich; da zudem keine Schnallenplatte vorhanden ist, möchten wir an unserer Rekonstruktion, die einen Hilfs-gurt für die Schnalle vorsieht, festhalten.

Die Datierung des Gürtels von Augustenfeld in die ersten Jahrzehnte des 5. Jahrhunderts stützt sich auf einen Grabfund aus Spontin, Grab F, zu dessen Grabinventar außer einer Schnalle ähnlich der hier vorgelegten Bronze ein

Glasbecher und eine Goldmünze Constantins III (407—411) gehören³³⁾. In gleicher Weise wie ein reich ausgestattetes Grab von Helle (Oldenburg)³⁴⁾, dessen Beigaben von J. Werner als Beleg für „die starke Abhängigkeit der Küstenzone von der linksrheinischen Entwicklung auch in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts“ gedeutet wurden³⁵⁾, erhellen die Funde von Augustenfeld die Beziehungen wirtschaftlicher oder militärischer Art zwischen Germanen und einer gallo-romanischen Bevölkerung in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts.

Meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. G. Haseloff, in Dankbarkeit zum Geburtstag gewidmet.

Anmerkungen:

- 1) J. Pätzold — H. Schönberger, *Oldb. Jb.* 55, 1955, 115 ff.
- 2) Vgl. G. Behrens, *Schumacher-Festschrift* (1930) 287 ff.
- 3) Pätzold — Schönberger 117 Nr. 16.
- 4) J. Werner, *Kriegergräber aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts zwischen Schelde und Weser. Bonner Jahrb.* 158, 1958, 372 ff.
- 5) Die Vorlage der gesamten spätrömischen punz- und kerbschnittverzierten Gürtelgarnituren wird durch den Verfasser vorbereitet.
- 6) Werner a. a. O. 384.
- 7) Für „Schnallen mit festem Beschlag“ nimmt J. Werner an, daß sie im Maasgebiet und Nordfrankreich, eventuell aber auch am Niederrhein und an der Nordseeküste gegossen wurden; vgl. Werner a. a. O. 391.
- 8) Dazu H. Bullinger, *Spätantike Gürtelbeschläge. Dissertationes Archaeologicae Gandenses* 12 (1969) 11 ff.
- 9) Für die Publikationserlaubnis schulde ich Dank dem Direktor des Museumsdorfes, Herrn Dr. H. Ottenjann. Die Zeichnungen verdanke ich Miss E. Hoddy, Köln.
- 10) Seite 1246 ff.
- 11) Daß an der Fundstelle mehrere Gürtel in einem oder mehreren Gräbern niedergelegt wurden, wird auch durch die Existenz der astragalierten Tülle Inv. Nr. 1059 belegt, die etwas anders verziert ist als die Tüllen Inv. Nr. 1057 und 1058.
- 12) Beim Wachsaußschmelzverfahren wird ein Wachsmo­dell mit Ton ummantelt; nach dem Einfließen und Erkalten der Bronze muß die Form zerschlagen werden, um das Gußstück zu erhalten. Die abgerundeten Kanten an Vorder- und Rückseite des Schnallenbügels deuten darauf hin, daß die Schnalle mit diesem Gußverfahren und nicht in Klappformen hergestellt wurde.
- 13) A. O. Mus. Namur. A. Dasnoy, *Quelques tombes de la région namuroise datées par des monnaies. Annales de la Société archéologique de Namur* 48, 1955, 5 ff. u. Pl. I; auch in *Annales de la Société archéologique de Namur* 53, 1966 Fig. 9 zu S. 185.
- 14) A. O. Mus. Brüssel. Loë, *Belgique Ancienne III* (1937) 253 u. Fig. 101 Nr. 6.
- 15) A. O. Mus. Rouen, Inv. 1873. Für die freundliche Erlaubnis, diese Schnalle studieren zu dürfen, schulde ich Mme. Elisabeth Chirol, Conservateur des Musées Départementaux, Dank.
- 16) Inv. 0565. Für die Hilfe bei der Materialaufnahme im Mus. Laon danke ich Mme. A. N. Rollas.
- 17) A. O. Mus. Flehite, Amersfoort. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn J. Ypey, Amersfoort.
- 18) A. O. Deutsch-Altensburg, Inv. 12985. J. Werner, *Spätrömische Gürtelgarnituren in Keilschnitt-Technik aus Niederösterreich. Ö. Jh.* 26, 1930, Abb. 40 zu S. 58.
- 19) Vgl. B. Salin, *Die altgermanische Thierornamentik*² (1935) Abb. 364. Das nahezu gleiche Ornament auch auf einer Schnallenplatte von Tongrenelle, A. O. Namur. N. Aberg, *Den germanska stjärnornamentiken under 3 — och 400-talet e. Kr. Antikvarisk Tidskrift för Sverige* 21, Nr. 3, 1 ff. u. Fig. 70.
- 20) A. O. Namur; unpubliziert.

- ²¹⁾ A. O. Lüttich. M. Vanderhoeven, Quelques pièces franques provenant de Tongres ou des environs et conservées au Musée Curtius à Liège. *Chronique Archeologique du Pays de Liège* 48, 1957, 10 u. Pl. 4,3.
- ²²⁾ Zur Lederstärke von spätröm. Leibgurten vgl. E. Schmid, Das Leder der zwei spätröm. Gürtel aus Augst/BL., Römerhaus und Museum Augst. *Jahresbericht* 1967, 1968, 24.
- ²³⁾ A. O. Rijksmuseum G. M. Kam, Nijmegen. Abgeb. bei J. Werner (1958) Taf. 77,1.
- ²⁴⁾ E. Ettliger, Die Kleinfunde aus dem spätröm. Kastell Schaan. *Jahrbuch des Hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein* 59, 1959, 225 ff. und Taf. 7,8.
- ²⁵⁾ R. Laur-Belart, Ein frühchristl. Grab aus Basel. *Urschweiz* 23, 1959, 57 ff. und Abb. 37.
- ²⁶⁾ Vgl. Garnitur von Heßheim. F. Sprater, Römische Gräberfunde von Heßheim bei Frankenthal. *Pfälzisches Museum* 27, 1910, 1 ff.; H. Bullinger, Spätkaiserzeitliche Gürtelbeschläge aus der Pfalz. *Mitteilungen des Hist. Vereins der Pfalz* 67, 1969, 170 und Taf. 9,1—6 und Taf. 13.
- ²⁷⁾ So z. B. an der Garnitur von Galgenberg bei Cuxhaven, Grab 29. K. Waller, Der Galgenberg bei Cuxhaven (1938) Taf. 49,2; H. Bullinger, *Dissertationes Archaeologicae Gandenses* 12 (1969) Taf. LV, 1—1a.
- ²⁸⁾ Vgl. Zierniete der Garnitur von Basel-Aeschenvorstadt, Grab 379. R. Laur-Belart, *Urschweiz* 23, 1959, 59.
- ²⁹⁾ Ebenda Abb. 39.
- ³⁰⁾ F. O. unbekannt, A. O. Laon, Inv. 0.564. Unpubliziert.
- ³¹⁾ So z. B. für die Schnalle des Gürtels von Dorchester, Grab 1; A. O. Ashmolean Museum Oxford, Inv. 1886. 1448. Vera I. Evison, Quoit Brooch Style Buckles. *The Antiquaries Journal* 48, 1968, 231 ff. und Fig. 1.
- ³²⁾ Die Niete an den langen Verstärkern der Garnitur von Dorchester deuten auf eine Leibgurtstärke von zwei Millimeter hin; da die kurzen Verstärker Nietlängen von fünf Millimetern aufweisen, muß der Hilfgurt, an dem die Riemenzunge hing, drei Millimeter stark gewesen sein. Die drei erhaltenen Niete der Schnallenplatte lassen Vorder- und Rückseitenblech drei Millimeter weit auseinanderstehen. Demnach muß die Schnalle an einem drei Millimeter starken zweiten Hilfgurt befestigt gewesen sein und kann nicht direkt auf dem nur zwei Millimeter starken Leder des Leibgurtes gesessen haben. Die Rekonstruktion von V. I. Evison ist, zumal sie die gleichen Nietlängen gemessen hat (Evison a. a. O. 239), in zwei Punkten zu berichtigen:
- a) Der Gürtel des Kriegers von Dorchester bestand aus einem zwei Millimeter starken Leibgut und zwei Hilfgurten von je drei Millimeter Stärke.
- b) Der Schnallenbügel lag direkt auf der Platte des Endbeschlägs auf. Dies ist zu belegen durch Abnutzungsspuren an der Schnallenbügelrückseite und der Vorderseite der Endbeschlägplatte. Neben dem Gürtel vom Galgenberg, Grab 29 (vgl. Anm. 27), bestätigen Funde aus dem Gräberfeld von Rhenen eine solche Montage.
- ³³⁾ Vgl. Anm. 13.
- ³⁴⁾ A. O. Mus. Oldenburg, Inv. 4864—4869. *Oldenburger Jahrb.* 30, 1926, 170 ff.
- ³⁵⁾ Werner a. a. O. 385.

Visbek

Quellenanalysen zu den Anfängen des Christentums im Oldenburger Münsterland

VON WILHELM HANISCH

In Visbek wurde eine eindrucksvolle Festwoche zur Erinnerung an die 1150jährige Wiederkehr des 1. September 819 veranstaltet. Was bedeutet dieser Tag und was bedeutet der Begriff Visbek überhaupt?

An diesem Tag hat Kaiser Ludwig der Fromme zu Aachen eine Urkunde ausgestellt¹⁾, in der Visbek zum ersten Male genannt wird. Es ist die Rede von dem ehrwürdigen Manne Castus, Vorsteher der Fischebechi genannten Kirche. Dieser Kirche sind ungenannte Kirchen im Lerigau untertan. Ebenfalls ungenannte Kirchen im Hase- und im Fenkigau gehören ebenfalls zu dieser Kirche. Dann wird gesagt, Castus sei an den Kaiser mit der Bitte herangetreten, er möchte zur Mehrung seiner bei Gott anrechenbaren Verdienste diesen heiligen Ort in seinen Schutz nehmen und ihn durch die Immunität sichern. Der Kaiser hat aus Liebe zu Gott diese Bitte, die rechtens und obendrein auch vernünftig war, erfüllt. Die *ecclesia quae vocatur Fischebechi* steht seit diesem Tage unter dem persönlichen Schutze des Kaisers, der ihr zu diesem Zwecke Immunität verleiht. Wir kommen auf die Urkunde zurück.

In Visbek ist zunächst der Tatbestand gegeben, daß es hier einen Mann mit Namen Castus gibt, dem der Kaiser den ehrenden Beinamen *venerabilis* gibt. Er ist Vorsteher einer *ecclesia*, die Visbek heißt. Ihr sind Kirchen im Lerigau direkt unterworfen, was bei den Kirchen im Hase- und im Fenkigau nicht der Fall ist. Sie gehören lediglich zur Kirche Visbek. Wer war Castus und was bedeutet *ecclesia quae vocatur Fischebechi*?

Aus anderen Quellen wissen wir, daß Castus mit seinem Lehrer Liudger und dessen Bruder Hildigrim nach Rom und von dort nach Monte Cassino gezogen ist²⁾ und daß er dem von Liudger gegründeten Kloster Werden eine Anzahl höriger Familien geschenkt hat, die dem Kloster ganz bestimmte Dienstleistungen erbringen müssen³⁾.

Nur diese drei Quellen nennen Castus bei seinem Namen. Nur die Urkunde von 819 enthält ein sicheres Datum. Wir wissen nicht, wann er geboren und wann er gestorben ist. Es gibt keine Lebensbeschreibung von ihm. Aber wir können uns ein Bild von ihm machen. Wir gehen davon aus, daß er im Jahre 819 den Höhepunkt seiner Jahre überschritten hatte und etwa 60 Jahre alt gewesen ist. Nach dieser Berechnung wäre er um das Jahr 760 geboren.

Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich erschließen, daß er, wenn er ein Sachse gewesen ist, ein freier Sachse war. Denn der Mönch von St. Gallen berichtet in den Taten Karls d. Gr.⁴⁾ von den zwei Söhnen eines Müllers, die Leibeigene des Klosters Bobbio waren. Es ziemte sich nicht, sie zur Verwaltung eines Bistums oder einer Abtei zu erheben. Sie haben aber nacheinander die Propstei im Kloster Bobbio sehr tüchtig verwaltet, was der fromme Mönch in St. Gallen allerdings nicht ihrer Tüchtigkeit, sondern dem Verdienst des hl. Columban zuschreibt. Die Stelle besagt, daß Leibeigene, Söhne eines Unfreien, nicht Bischöfe bzw. Äbte werden können. Voraussetzung dazu ist freie Geburt und also Zugehörigkeit zum Geburtsstand der Adligen oder der Freien.

Auch seine Schenkungen nach Werden beweisen, daß Castus ein Freier war. Bei bestimmten „Gütern“ vermerkt das Verzeichnis: quod Castus dedit. Es kann sich nur um Privateigentum gehandelt haben. Im besonderen kann es nicht Eigentum der ecclesia Visbek gewesen sein, weil die Veräußerung von Kirchengut prinzipiell verboten war und kaum anzunehmen ist, daß Visbek inzwischen so reich geworden sein könnte, daß es es sich leisten konnte, „Güter“ in seiner unmittelbaren Nähe, im Leri- und im Hasegau, ohne Gegenleistung von seiten Werdens abzustößen. Dem widerspricht nicht, daß bei Westonstedi (Westerburg, Gem. Wardenburg) steht: desolatum est, ibi fuit ecclesia et 5 familiae. Abgesehen davon, daß sie nicht mehr vorhanden war, wäre die Kirche als solche nicht zum Geschenk gemacht worden; wohl aber die fünf hörigen Familien.

Als selbst Unfreier hätte Castus ja nie Unfreie zu Eigentum haben und mit ihnen nach freiem Ermessen schalten und walten können. Er war also ein freier Mann und in der Lage, seine Leibeigenen zu verschenken.

Die nächste Frage ist wohl die, auf welche Weise Castus-Gerbert Christ geworden ist. Sie läßt sich nicht beantworten. Sicher ist, daß er ein Schüler war, daß sein Lehrer der hl. Liudger gewesen ist und die Schule in Doccum gestanden hat. In Analogie zum hl. Ansgar (* 801, † 3. 2. 865) könnte man an Knabenkauf denken. In der Lebensbeschreibung⁵⁾ steht, Anskar und Gautbert hätten in Dänemark sich eifrig nach Knaben umgesehen, die sie kaufen und zum Dienste Gottes erziehen wollten. König Harald habe ihnen einige ihm gehörende Knaben geschenkt, welche ihren Unterricht genießen sollten. So sei es gekommen, daß sie in kurzer Zeit eine Schule für 12 und mehr Knaben errichten konnten. An einer anderen Stelle wird gesagt, sie hätten bei den Dänen und Slawen eine Anzahl Knaben gekauft bzw. andere aus der Gefangenschaft befreit, um sie zum Dienste Gottes zu erziehen.

Gerbert war wohl kaum ein Däne und sicher kein Slawe. Es ist wahrscheinlicher, daß er eine Geisel gewesen ist. Von solchen ist immer wieder die Rede⁶⁾. An einen freiwilligen Akt seiner christlichen Eltern möchte ich nicht glauben. Wenn Castus Sachse gewesen ist, wird man in Rechnung stellen müssen, daß die Christianisierung gewaltsam erfolgt ist⁷⁾.

Gerbert ist Schüler Liudgers in Doccum. Altfrid sagt²⁾, Liudger sei sieben Jahre hier gewesen. Da die Romreise in das Jahr 784/785 zu setzen ist, besagt das, daß Liudger zwischen 777/778 und 784/785 in Doccum war und Gerbert beim Aufbruch nach Rom mindestens das Jünglingsalter erreicht haben dürfte, das ihn reisefähig machte. Das bedeutet weiter, daß Gerbert bereits in den ersten Jahren der Sachsenkriege Karls d. Gr. Christ geworden ist, vielleicht erst in Doccum. Es ist notwendig, auf die Ereignisse einzugehen⁷⁾:

Nach Beendigung des Langobardenkrieges sandte Karl 774 Truppen nach Sachsen; sie kämpften die hessischen Gebiete frei. 775 unternahm Karl einen großen Zug zur Weser und Oker. Die Eresburg wurde wieder aufgebaut und die Unterwerfung der Sachsen erreicht. 776 gelobten sie bei der Begegnung mit Karl zu Lippspringe die Annahme des Christentums und die Unterordnung unter die fränkische Herrschaft. Nach der Taufe zahlreicher Sachsen hielt Karl die Verhältnisse für so geklärt, daß er 777 einen großen Reichstag der Franken inmitten des Kerngebietes der Sachsen, in Paderborn, ansagte und durchführte. Wieder empfangen viele Sachsen die Taufe. Sie faßten sie als Annahme des Friedensvertrags auf, verpfändeten Freiheit und Besitz als



St. Vitus, Skulptur aus Visbek, Weichholz, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Rechten das Modell der spätromanischen Visbeker Kirche haltend.

(Foto: Archiv Museumsdorf)

Sicherheit für die Erfüllung des mit den Franken eingegangenen Vertrages. Von innerer Überzeugung kann nicht die Rede sein. Die Unterweisung in der christlichen Lehre erfolgte erst nach der Taufe, die, wie gesagt, als Anerkennung auch der fränkischen Herrschaft aufgefaßt wurde. Karl behielt diese Abfolge: Zuerst die Taufe, dann erst die Unterweisung, bei und setzte sich damit in Gegensatz zur Missionspraxis. Er fand keinesfalls den Beifall der Vertreter der Kirche. Seine herrschgewaltige Persönlichkeit verstand es gleichwohl, ihren Willen als den allein maßgebenden durchzusetzen. Dem Westfalenfürsten Widukind und seinen Anhängern, die sich in Paderborn nicht unterworfen hatten, gelang es von 780 an, den Widerstand der Sachsen gegen die Unterwerfung unter die Franken und gegen die Annahme des Christentums immer wieder zu entfachen. Karl war zwar noch 780 der Meinung, er könne nunmehr das sächsische Gebiet systematisch an die Bischöfe und Äbte seines Reiches zur Taufe und Predigt aufteilen. So berief er z. B. den

Angelsachsen Willehad, der bisher im Raume von Groningen und in der Landschaft Drente missioniert hatte, von diesem Arbeitsfeld ab und schickte ihn nach Sachsen in die Landschaft Wigmodia zwischen Weser und Elbe. Die von Karl seit 780 planmäßig betriebene Mission zielte noch nicht auf die Einrichtung von Bistümern im Sachsenlande. Er wußte sehr wohl, daß sie erst am Ende einer längeren Entwicklung der Missionsarbeit stehen konnte. Die Hoffnungen, die er sich nach den Erfolgen und Verträgen von 776/777 auf eine religiöse und politische Eingliederung der Sachsen ins Frankenreich gemacht hatte, wurden durch den zunehmenden Widerstand unter Widukind rasch und empfindlich gestört. Es gelang ihnen 782, den Franken im Süntelgebirge eine erhebliche und verlustreiche Niederlage beizubringen. Die Folge war ein hartes Zuschlagen Karls, das im Strafgericht zu Verden die volle Schwere des Kriegsrechts zur Anwendung brachte. Die beiden nächsten Jahre sind durch schwere Kämpfe gekennzeichnet, die sich bis zur Hase im Norden ausdehnten. Während dieser Kämpfe, hinter denen als bewegender Faktor der Kampfgeist Widukinds stand, mußte auch Willehad aus dem ihm zugewiesenen Missionsfeld weichen. Er konnte über das Meer nach Friesland entkommen. Eine Reihe seiner Gefährten aber fiel unter dem Schwert an den verschiedensten Orten. Willehad nutzte die unfreiwillige Muße zu einer Romreise und begab sich dann für zwei Jahre ins Kloster Echternach, um dort das Ende der Verfolgungen in Sachsen abzuwarten. 785 schienen sich ihm die Verhältnisse so gewandelt zu haben, daß er Karl auf der Eresburg aufsuchte und mit dessen Zustimmung sich wieder in sein altes Missionsgebiet begab. Die genau gleichen Ereignisse bestimmen das Schicksal des Friesen Liudger, (* um 742, † 26. 3. 809 in Billerbeck in Westfalen) der auch auf zweieinhalb Jahre außer Landes zu gehen gezwungen ist. Während seiner Doccumer Jahre stößt Gerbert-Castus zu ihm. Doccum ist der Ort, wo am 5. 6. 754 der hl. Bonifatius erschlagen worden ist⁸). Auf der Schule von Doccum kommt Gerbert in eine Tradition zu stehen, die direkt zum Apostel der Deutschen zurückführt. Angesichts der Tatsache, daß Visbek corveyisch geworden ist und somit in eine ganz andere, aus der Verbindung mit Corbie an der Somme zu erklärende Richtung gelangt ist, erscheint es hier notwendig, die Verbindung zu Bonifatius zu betonen. Gerbert ist sozusagen der Urenkel. Sein Lehrer Liudger ist Schüler Gregors von Utrecht, und dieser ist Schüler des hl. Bonifatius. Nach dem Tode Gregors (775) schickt dessen Nachfolger in Utrecht, Albrich, Liudger zur Missionsarbeit nach Deventer, wo die Grabstätte des hl. Lebuin ist. Um die Jahre 775/7 empfängt er von Albrich die Priesterweihe und geht erneut nach Friesland. Von hier wird er 784 vertrieben. Aus Italien zurückgekehrt, wird er von Karl um 787 wieder nach Friesland geschickt. Er wirkt vorzugsweise im Raume Groningen-Norden. 792 ernennt ihn Karl zum Leiter der Sachsen- und Friesenmission unter gleichzeitiger Abordnung nach Westfalen. Liudger nahm seinen Sitz in Münster und gründete dort ein Kanonikerstift als Mittelpunkt für seine Mitarbeiter. Im Jahre 796 organisierte Karl die Sachsenmission nach Vorschlägen Alkuins (* um 730 in York aus edlem Geschlecht, † 19. 5. 804 in Tours) neu. Nach dem Jahre 785 sind in Sachsen viele Zentren missionarischer Tätigkeit entstanden, deren Wirken von einem wirklichen Erfolg begleitet war. Das Christentum und die Stellung der Missionare waren in diesem entscheidenden Jahre so fest verankert, daß beim Aufflammen einer neuen Aufstandsbewegung 793 nicht noch einmal ein solcher völliger Bruch in der missionarischen

Tätigkeit eingetreten war, wie er zwischen 782 und 785 geschehen war. Zwar waren die Kämpfe in den Jahren 794—797 zwischen Paderborn und dem Lande Hadeln an der Nordsee erheblich und mußten mit starkem Einsatz fränkischer Kräfte geführt werden. Aber die Sachsen waren rascher als früher zur Unterwerfung bereit. In diesen Kämpfen griff Karl zu einem neuen Mittel: Auf dem Sendfeld verfügte er im Jahre 794 die Aussiedlung eines Drittels der Bevölkerung. Er hoffte, auf diese Weise die Betroffenen rascher seinem Reiche und damit der fränkischen Religion und Staatsauffassung eingliedern zu können.

Wie um den Abschluß der Aufstandsbewegung zu bekunden, verbrachte Karl den Winter 797/8 und das erste Frühjahr bis zum Osterfest in Herstelle an der Weser, unweit vom späteren Corvey und Höxter. Schon im Oktober 797 hatte er auf dem Hofstage zu Aachen in Anwesenheit von Sachsen aus allen Teilen des Landes das Capitulare Saxonicum erlassen. In den neuen Rechtsfestsetzungen für Sachsen wird das harte Kriebsrecht der Capitulatio de partibus Saxoniae stillschweigend außer Kraft gesetzt. Wie sonst im Frankenland tritt das Kompositionsverfahren an seine Stelle. Die christlichen Priester und die Königsboten werden unter erhöhten Königsschutz gestellt. Dem König wird gestattet, die Bannbuße zur Friedenswahrung bis zu 1000 Schilling zu erhöhen, wobei 1 Schilling der Preis für ein junges Rind war. Das einheimische Recht der Sachsen, die *ewa Saxonum*, wurde nunmehr als in Geltung befindlich angesehen und praktiziert.

799 fand wieder ein großer Reichstag in Paderborn statt. Noch einmal kam es zu einer großen Aussiedlung sächsischer Familien in die verschiedensten Gebiete des Reiches. Ihr Land in Sachsen wurde an die Bischöfe, an die fränkischen Grafen und Lehensleute vergeben. Die Zahl der in Sachsen angesiedelten Franken stieg. Die Aufstandsbewegung dauerte jetzt nur noch im äußersten Norden und jenseits der Elbe fort. Dort kam es nach einem Feldzug bis zur Elbe im Jahre 804 zur Verpflanzung der gesamten Bevölkerung. Die Gebiete östlich der Elbe wurden den Abotriten überlassen, in der Landschaft Wigmodia wurden sichere Ansiedler angesetzt. Mit dieser Maßnahme war der Sachsenkrieg zu Ende geführt. Die Missionsarbeit, das Gewinnen des Vertrauens der Sachsen für das Christentum, dauerte noch weitere Jahre an.

Nach Altfrit (§ 21) bestellte Karl Liudger zum Lehrer im Stamme der Friesen in festen Grenzen: Vom Ostufer des Flußes Lauwers über die fünf Gaue Hugmerki, Hunisga, Fivelga, Emisga, Federitga und über die Insel Bant. Also über das spätere Ostfriesland. Dieses sein Missionsgebiet behielt er in Münster in seiner Obhut. Sie wurden in das Bistum einbezogen und verblieben bei ihm.

Zu Beginn des 9. Jahrhunderts waren die äußeren Grenzen der sächsischen Bistümer noch nicht linear festgelegt; sie waren aber schon in den Grundzügen umrissen. Auf weite Strecken trennten Wald und Moor die Siedlungsgebiete, und erst die sich anbahnende und fortschreitende Rodung und Binnenkolonisation ermöglichte die Gestaltung der Bistumsgrenzen im einzelnen. Innerhalb der Bistumsgrenzen setzten sich allmählich auch die Sprengel der einzelnen Kirchen gegeneinander ab. Karl selbst, so unbeugsam er auf der Annahme des Christentums und auf der Erfüllung der angeordneten Leistungen, vor allem der Zehntpflicht, bestand, griff nicht in die Einzelgestal-

tung der kirchlichen Bezirke ein. Er ließ hier dem organischen Wachstum und dem Erfolg der einzelnen Kräfte einen weiten Spielraum. Er hat nach langen Mühen, in unermüdlicher Festigkeit seines Geistes sein Ziel in Sachsen erreicht. In Sachsen setzte sich das Bewußtsein des Ausgleiches der beiden Völker und ihres Aufgehens ineinander durch. Es fand seinen Niederschlag in der auf den Namen Karls des Großen im 10. Jahrhundert gefälschten Gründungsurkunde für Bremen, in der in etwas anderer Gewichtsverteilung davon gesprochen wird, daß sich die Sachsen nicht so sehr den Franken als vielmehr Gott unterworfen haben⁹⁾.

Bei seinen Missionsreisen stützte sich Liudger zuerst auf das Petruskloster Zelle in Brabant¹⁰⁾. Um 790 errichtete er in Münster ein monasterium. Um 800 gründete er die Abtei Werden. Liudger war kein Mönch. Er hatte nur die monastische Profeß¹¹⁾. Er trug weder Mönchskleidung noch hielt er sich an die Speisesatzungen der Benediktinerregel. Die *vita III*¹²⁾ bezeichnet ihn darum ausdrücklich als Kanoniker. Werden ist erst ein Mönchskloster geworden. Das geschah nach dem Tode des Gründers, der hier begraben ist. Liudger hatte ausdrücklich befohlen, daß er außerhalb der Kirche an ihrer Ostseite begraben werde. Er war niemals damit einverstanden, daß ein Toter in seiner Kirche ruht, die ja geweiht war¹³⁾.

Dem fränkischen Mönchtum trat in Karl dem Großen ein Herrscher entgegen, der dem eigentlich monastischen Anliegen, der Absonderung von der Welt zugunsten einer kompromißlosen Bezogenheit auf Gott hin innerlich sehr fern stand. Karl betrachtete das Mönchtum als Glied der Reichskirche. Von dieser forderte er nicht die Absonderung von der Welt, sondern Aktionen in der Welt und für die Welt. Das Mönchtum konnte an dieser Aktion in der Welt und für die Welt nur teil haben, wenn seine Klöster und Konvente intakt, aktionsfähig waren. Zahlreiche Bestimmungen der Gesetze Karls bzw. seiner Synoden dienten der Erhaltung oder Herstellung dieser Aktionsfähigkeit. Seine Gesetze propagierten die Benediktinerregel. Für Karl war sie weniger eine monastische denn eine disziplinäre Norm. Im Jahre 802 versuchte er, das gesamte fränkische Mönchtum auf die Regel des hl. Benedikt als einziger Lebensnorm festzulegen. Mangel an geistig-psychologischer Vorbereitung auf einen solchen, in Anbetracht der monastischen Tradition seines Reiches revolutionären Schritt hin, die zutage getretene Opposition führender Kirchenmänner (Alkuin, Adalhard von Corbie) und nicht zuletzt seine eigene Abkehr von seinem Programm, verurteilten diesen Versuch zum Scheitern: Die Klosterreform unterblieb. Ein weiterer Grund für das Scheitern lag im Mönchtum selbst. Trotz seines sehr differenzierten Erscheinungsbildes war es noch immer in der Lage, die Aufgaben zu erfüllen, die Karl ihm zugedacht hatte, die aber im Grunde außerhalb des eigentlichen Monastischen lagen. Es bewährte sich im Rahmen der fränkischen Reichskirche als Träger der karolingischen Reichskultur. Seine Vertreter in den neu eroberten Gebieten dachten, fühlten und handelten als Repräsentanten der fränkischen Macht. Die ungleich schwierigeren Aufgaben der Kolonisation und der Glaubensverkündigung vertraute Karl nur den aktiven, einsatzbereiten Gruppen des fränkischen Mönchtums an. Er förderte die Klöster und Neugründungen östlich des Rheins durch reiche Schenkungen und erteilte ihnen Privilegien, die neue Rechte schufen. Durch den Rechtsakt der Tradition zog er in den Randgebieten des Reiches im Südwesten und Osten die Klöster an sich. Hinter alldem

stand ein wohldurchdachter Plan, die kalkulierende Voraussicht, die letztlich den großen Herrscher ausmachen.

Karl der Große hinterließ die kirchliche Organisation noch nicht ganz vollendet als Erbe seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen. Mit ihm kommen wir auf Visbek zurück.

Aus dem eben Gesagten können Rückschlüsse auf die tatsächlichen Verhältnisse gezogen werden. Aus dem Gang der Kriegereignisse ergibt sich, daß Karl in den Jahren 784, 785 und 796 persönlich in Südoldenburg gewesen ist. Für ganz Sachsen und besonders für Südoldenburg ist Karls Vorgehen im Jahre 785 entscheidend. Nach dem Bericht Einhards⁶⁾ weilte er in der Eresburg und

zog mit erlesener Mannschaft aus, die Gauen der Sachsen zu verwüsten und ihre Dörfer zu plündern. Er machte den Sachsen einen höchst unruhigen Winter, indem er sowohl selbst als durch die Unterführer das ganze Land durchstreifen ließ und mit Mord und Brand verheerte. Nachdem er mit solchen Verwüstungen den ganzen Winter hindurch fast alle Gegenden der Sachsen schwer heimgesucht und am Ende des Winters Zufuhr aus dem Frankenlande herbeigeschafft hatte, hielt er zu Padrabrunni in hergebrachter Weise die allgemeine Versammlung seines Volkes. Nachdem dies abgemacht war, zog er nach dem Bardengo, und wie er hier hörte, daß Widukind und Abbio sich in dem Sachsenland jenseits der Elbe aufhalten, ließ er sie durch sächsische Abgesandte auffordern, ihren Ungehorsam aufzugeben und sich ihm zu unterwerfen. Als sie aber im Bewußtsein ihrer Ubelthaten Abstand nahmen, sich des Königs Schutz anzuvertrauen, gelobte er ihnen nach ihrem Wunsche Strafflosigkeit und gestand ihnen auch die Geiseln zu, die sie sich für ihre Sicherheit ausbedungen, und ließ sie ihnen durch Adalwin, einen seiner Hofleute, zuführen, und nun erschienen sie mit diesem vor dem König auf dem Hofgut Attiniacum und ließen sich taufen. Der König war nämlich, nachdem er den Adalwin um sie zu holen weggeschickt hatte, nach dem Frankenland zurückgekehrt. Jetzt hatte diese hartnäckige sächsische Treulosigkeit für einige Jahre ein Ende.

Unter den Gauen, die er mit Mord und Brand verheerte, war auch der Dersigau. Die Annalen von Petau vermelden: Carolus venit Dersia et combussit ea loca. Er zog von hier über Wildeshausen an die Weser. Aus der Tatsache, daß der Enkel Widukinds mit Sicherheit in Wildeshausen das Alexanderstift gegründet und ihm der Ort als solcher gehörte, läßt sich schließen, daß schon sein Vater Wicbert und Widukind selbst im mächtigen Hof zu Wildeshausen einen festen Stützpunkt gehabt haben, der in den Kriegen gegen Karl als Hauptquartier und mit größerer Wahrscheinlichkeit als Nachschubbasis gedient hat. Ebenso sicher ist, daß Widukind in ganz Südoldenburg, also im Leri-, im Hase- und im Dersigau Grundbesitz hatte. Diese materielle Basis schaltet Karl nun auf verschiedene Weise aus: Den Dersigau brennt er aus, den Hasegau läßt er links liegen und den Lerigau nimmt er unzerstört in Besitz und macht aus ihm Königsland. Denn es ist erobertes Land. Der Sieger verfährt mit ihm nach seinem Dafürhalten. Seiner südoldenburgischen Nachschubbasen beraubt und hinter die Elbe zurückgewichen, sieht sich Widukind gezwungen, sich Karl zu ergeben. Das geschieht durch die Taufe.

Diese Annahme aus einer sicherlich sehr gewagten Interpretation der Vorgänge des Jahres 785, die wir ja nur aus fränkischen Quellen erfahren, beruht auf der Interpretation des Güterverzeichnisses der Abtei Werden von um 890, soweit die „Güter“ in Südoldenburg zur Frage stehen³⁾. Ich kenne keinen eindeutigeren Beweis für die völlige militärische Eroberung und die Unterwerfung Südoldenburgs. Die Besiegten müssen Tribut und Landschuld zahlen. Der nächste Schritt ist die militärische Eingliederung des Gebietes. heriscillinc ist Heerschilling, heriban ist Heerbann, herimaldre ist Heermalter, mansio ist Einquartierung. Dazu kommen Geld- und Sachleistungen. Das Bei-

spiel Bunnan im Hasegau, quod dedit Castus, ist für die Bewertung wichtig: Die sechs Hörigen müssen zusammen 120 Scheffel Weizen, den ganzen Heerschilling, den Heermalter und die Einquartierung aufbringen. Die Naturalleistungen konnten in dieser Höhe schon bestanden haben, als Gerbert ihr Herr war. Aber weder er noch nach ihm Werden hatten einen Einfluß auf die Festlegung der Leistungen dieser 6 homines für das Heer. Die Naturalleistungen konnte Werden für sich behalten, die anderen mußte es eintreiben und dem Staat abliefern. In Bunnan mußten die 6 homines jederzeit mit Einquartierung rechnen. Diese Gastungs- und Herbergspflicht ist in Calveslage, wo die meisten Leistungen genannt werden, besonders klar: quando census colligitur, mansionem parant; wenn die Eintreiber des Zehnten in Calveslage erscheinen, ist ihnen, ihren Begleitern und den Reit- und Gepäcktieren von den dazu Verpflichteten Herberge zu geben.

Hier ist der Ansatzpunkt zu einer anderen wichtigen Frage: Hat Castus die Kirche in Visbek auf seinem eigenen Grund und Boden gegründet und war sie also seine Eigenkirche? Die Schenkungen an Werden stellen den Rechtsakt der Tradition dar. Daß Karl solche Traditionen mehrminder erpreßte, ist uns schon bekannt. Der bisherige Klosterherr gibt sein Eigentumsrecht an dem dem König übertragenen Kloster auf¹⁰⁾. Der König stellt das betreffende Kloster in seinen speziellen Schutz und begründet damit sein Herrschaftsrecht über das Kloster. Es berechtigt ihn, es zu verleihen. Normalerweise aber zog der Herrscher die Königsabteien zu beträchtlichen Leistungen heran. Etwa die Kloostervorsteher zu diplomatischen oder kirchenpolitischen Missionen, die Abteien selbst, freilich nur die reichsten, zur Gestellung von Truppenkontingenten¹⁴⁾. Er beanspruchte für sich, seine Familie und seine Beauftragten das Gastungs- und Herbergsrecht und verlangte dem Kloster bestimmte regelmäßige Abgaben ab.

In Visbek gibt es kein Kloster mit einem abbas an der Spitze, sondern eine ecclesia mit einem abba. 819 verleiht der Kaiser nicht einer ihm tradierten Königsabtei Immunität, sondern dieser ecclesia. Werden ist zunächst Privatstiftung. Es ist anzunehmen, daß Castus die betreffenden Hörigen in Südoldenburg dem hl. Liudger persönlich und also vor dem Jahre 809 gemacht hatte. Bei der freundschaftlichen Verbindung mit Liudger und seiner sozialen Stellung könnte man durchaus an eine Eigenkirche in Visbek denken. Wir stoßen aber auf Schwierigkeiten. Werden steht heute noch. In Visbek, wo in Parallele zu Münster eher an ein Kanonikerstift als an ein Mönchkloster zu denken wäre, fehlt für das Jahr 819 die Hauptsache: das Stiftsgebäude mit der Stiftskirche, so wie z. B. in Wildeshausen. Die so ungemein eindrucksvollen Bauwerke in Werden und Wildeshausen zwingen ebenso wie die Überlegung, daß die nach allen Seiten hin missionierenden und Mutterkirchen gründenden Gehilfen des Castus ja doch wohl von einem festen Punkt ausgegangen sind, geradezu dazu, für das Jahr 819 mit einem Haus zu rechnen; mag man es sich auch noch so einfach vorstellen, wozu in Anbetracht der Schenkungen, die Castus seinem verehrten Lehrer und Leiter der Sachsenmission gemacht hatte, gar keine Veranlassung besteht. Werden und das Alexanderstift kann man als Eigenkirchen bezeichnen¹⁵⁾. Es ist für sie typisch, daß sie nicht missioniert und keine Mutterkirchen gegründet haben. Das aber ist das Charakteristikum Visbeks. Man könnte sagen: An ihren Taten sollt ihr sie erkennen. Eben ihre Taten lassen erkennen, daß das Alexanderstift in

sich etwas völlig anderes gewesen ist als die nach außen wirksam gewordene Kirche Visbek. Die Öffentlichkeitsarbeit hat zur Voraussetzung, daß der Träger derselben öffentlich-rechtlichen Charakter besitzt. Dieser schließt gedanklich die Eigenkirche und die Gründung auf eigenem Grund und Boden aus und besagt umgekehrt, daß die öffentlich-rechtliche Institution *ecclesia Fischechi* auf öffentlich-rechtlichem Grunde steht, also auf Königsland. Man wird im Blick auf die Zukunft Visbeks hinzufügen können: Genauso wie Corvey auf Königsgrund steht¹⁶).

Wann ist das geschehen? Als frühestes Datum bietet sich das Jahr der Rückkehr aus Italien (787) an. 790/792 gründet Liudger das monasterium und das Kanonikerstift in Münster. Hier dürfte Castus, der gleich wie der hl. Liudger kein Benediktiner gewesen ist, zunächst zu denken sein. Als Leiter der Sachsenmission würde Liudger dann seinen Schüler in Doccum und Begleiter in Italien zur Mission ausgesandt haben mit dem Auftrag, im Leri-, im Hase- und im Fenkigau Kirchen zu gründen und ihnen die Organisation zu geben, wie sie uns im Diplom Ludwigs des Frommen vom 1. September 819 entgegentritt und wie sie Liudger in seiner *parochia*¹⁷) vorbildlich selbst auf die Beine gestellt hat. Als am wahrscheinlichsten bieten sich also die ersten Jahre nach 792 an. Ungefähr also 10 Jahre nach der Eroberung und Eingliederung des Lerigaues, in welchem Visbek ja liegt. Man darf annehmen, daß das Land befriedet gewesen ist und der Aufbau der *ecclesia* mit dem Mittelpunkt in Visbek in Frieden vor sich gegangen ist.

Wo ist das geschehen? Bezeichnenderweise erscheint Visbek nicht im Werdener Verzeichnis. In nächster Nähe liegen im Lerigau die Dörfer Hanstedt, Düngrtrup, Calveslage, Langfördern, Erlte (?), Nord-Halen. Sie unterscheiden sich sprachlich von Visbek, das nichts anderes bedeutet als Fischbach. Während Sula (Suhle, Gem. Lastrup) im Hasegau ein *vicus* ist und im Lerigau Hanstedt, Düngrtrup, Rechterfeld (Gem. Visbek) *villae* sind, läßt sich das Dorf Visbek für das Jahr 819 nicht nachweisen. Das hat sehr erhebliche Schwierigkeiten zur Folge bzw. erhöht die bisherigen beträchtlich: Aus der Urkunde von 819 ist weder die Existenz einer Visbek heißenden dörflichen Siedlung im Bereiche des heutigen Dorfes Visbek evident zu machen, noch kann man sie dahin interpretieren, daß es an einem bestimmten Punkte dieses Dorfes ein festes Bauwerk gegeben haben muß, der lokalisierte Mittelpunkt der *ecclesia Fischechi*. Interpretiert man genau, so ergibt sich als Örtlichkeit lediglich der Wasserlauf des Fischbaches. Für unsere Begriffe ist es aber unvorstellbar, daß die Christianisierung Südoldenburgs und die mindestens für den Lerigau als straff anzusehende Organisation der *ecclesia* quasi unter freiem Himmel an einem Bach vor sich gegangen sein sollte, der sich von anderen Bächen dadurch hätte unterscheiden müssen, daß es in ihm Fische gegeben hat.

Nach allgemeiner Meinung stand der „Bau“ dort, wo heute die Pfarrkirche steht. Als Fischbach wird allgemein der Wasserlauf zwischen „Pfarrberg“ und dem Friedhofs- und Krankenhausgelände angesehen. Die Meinung wurde gestützt durch Funde in der nächsten Umgebung der Kirche. Sie wurden als direkte Beweise dafür gedeutet, daß hier das Kloster des Castus gestanden hat, und Mönchskutten an den Skeletten taten das übrige. Diese Funde bei Bauarbeiten sind nie fachmännisch gesichtet und bestimmt worden. Trotz der Möglichkeiten der Wissenschaft ist im besonderen bis heute ungeklärt,



wer der Tote gewesen ist, der beim Bau des Heizungskellers im Herbst 1950 gefunden worden ist¹⁸). Die Augenzeugenberichte der Bestattung auf dem neuen Friedhof gehen hoffnungslos weit auseinander. Soweit überhaupt noch möglich, kann hier nur der Wissenschaftler die Sachverhalte klären. Zum jetzigen Zeitpunkt muß man sagen, daß die wichtigsten Fragen, die nur in Visbek selbst beantwortet werden können, ungelöst sind. Wir sind also darauf angewiesen, weiterhin die schriftlichen Quellen zu interpretieren und die Verhältnisse in Visbek durch Rückschlüsse aus anderen Quellen zu erschließen.

Wir haben oben gesagt, in Visbek habe es kein Kloster mit einem Abt an der Spitze gegeben, sondern eine ecclesia mit einem abba. 819 habe der Kaiser nicht einer ihm tradierten Königsabtei Immunität verliehen, sondern dieser ecclesia. Dagegen stehen der viert- und der drittletzte Satz des Kontextes der Urkunde: *Praedictam vero abbatiam illius circumquaque per diversos pagos sitam. Nemo fidelium nostrorum ei exinde aliquid abstrahere aut prohibere praesumat.* Diese für die Lösung der Frage, womit wir im Jahre 819 in Visbek zu rechnen haben, so entscheidend wichtigen Sätze fallen im Oldenburgischen Urkundenbuch unter den Tisch. Hier ist gesagt, daß Visbek eine Abtei und Castus ihr Abt gewesen ist. *illius* und *ei* drücken zusätzlich aus, daß sie ihm gehört hat.

Dazu paßt zunächst, daß im erzählenden Teil des Stückes (*Narratio*) davon die Rede ist, Castus sei an den Kaiser mit der Bitte herangetreten, er möchte diesem heiligen Ort Immunität verleihen. Von einer Tradition ist dabei keine Rede, und Visbek ist ganz deutlich also keine Königsabtei. Der Kaiser tut das, was im Sinne der Bitte zu tun war und was in seine Zuständigkeit fällt: Er verbietet den öffentlichen Beamten jedwede Ausübung ihres Amtes in der Immunität Visbek, schenkt die aus den Gütern (*rebus*) *prefatae ecclesiae* dem Staatshaushalt zufließenden Gefälle derselben ecclesia und verlangt als Gegenleistung lediglich das Gebet für sich, seine Gattin und Kinder und für das ihm von Gott verliehene Reich.

Die beiden zitierten Sätze haben es nun an sich. Der erste, vom zweiten im Original deutlich durch einen Punkt und den folgenden Großbuchstaben getrennte Satz ist kein Satz und ergibt für sich keinen Sinn. Zusammen gelesen, wie im Abdruck von Wilmans¹⁹), ist zu übersetzen: Niemand von unseren getreuen Beamten möge es wagen, ihm etwas von seiner weithin über verschiedene Gaue sich erstreckenden Abtei abzuziehen oder Verbote (*prohibere*) zu erlassen. Die doppelte Nennung des Castus (*illius* und *ei*) ist überflüssig; ebenso das *exinde*, mag man es übersetzen mit „von da her, hieraus, daraus“ oder zeitlich „hierauf, nachher, seit jener Zeit, seitdem“. Wie immer: Es ist ein schlechter lateinischer Satz. Völlig unverständlich ist der Sinn des ersten Satzes, die Abtei, die sich auf verschiedene Gaue erstreckt. Einen Sinn hätte anstelle der *abbatia* die *praefata ecclesia* aus den zwei Sätzen vor diesen ergeben. Sie erscheint in dem Sinnzusammenhang der *Dispositio* und ist nicht zu beanstanden. Der unvollständige Satz würde also heißen: Seine vorgenannte, in verschiedenen Gauen verstreut gelegene Kirche. Eine solche schließt logisch die Lokalisierung an einem bestimmten Orte aus. Das stimmt mit dem überein, was wir über die ecclesia *Fiscbechi* sagten. Abgesehen von der Unsinnigkeit des Belegenseins (*sita*) einer Abtei in verschiedenen

Gauen, verlangt die *abbatia* geradezu die Lokalisierung an einem bestimmten Ort in einem Abteigebäude.

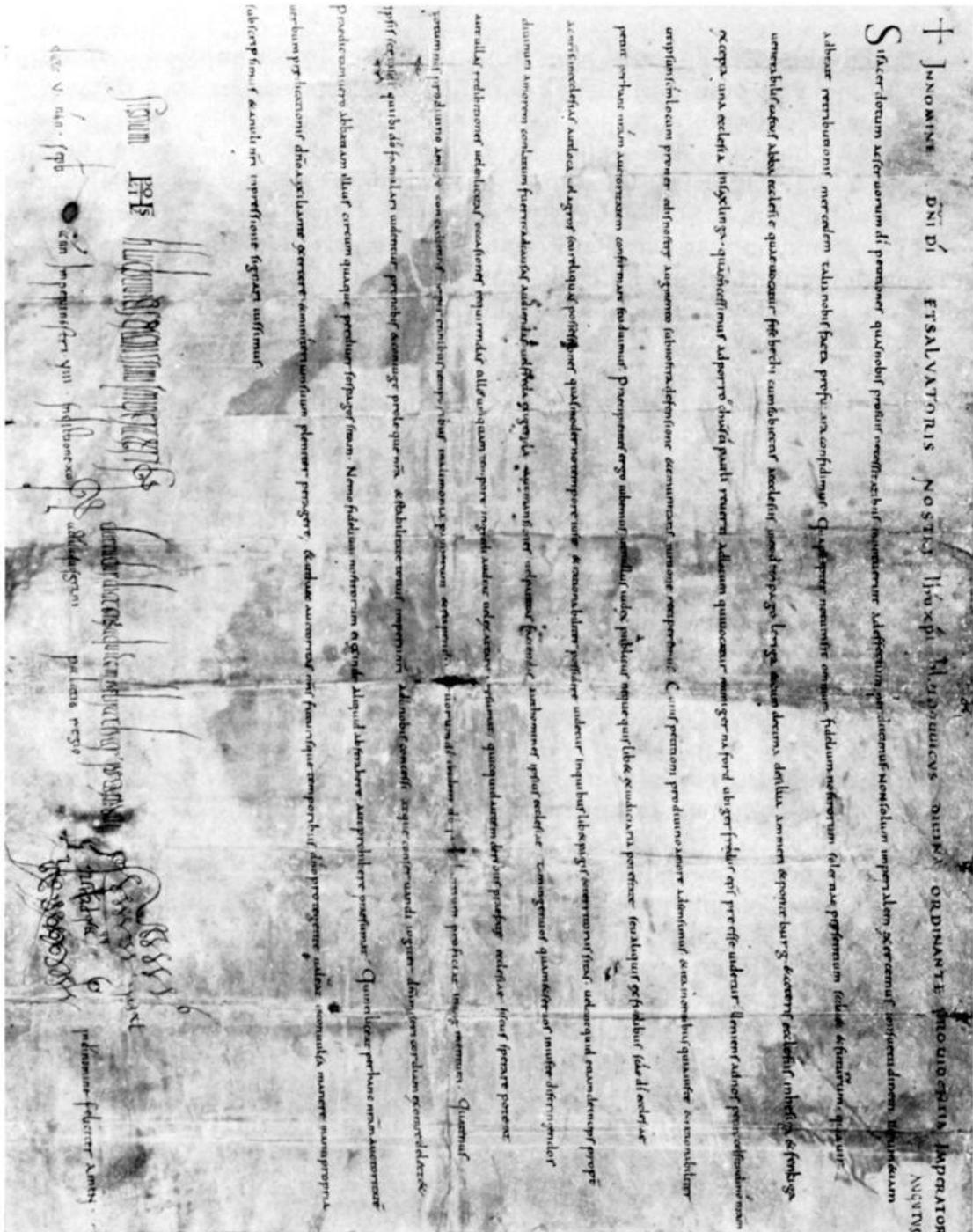
Die überflüssige Verwendung von *illius* und *ei* erinnert an die überflüssige Verwendung von *cum* und *et* bei der Interpolation von *et cum decima de silva Ammeri et Ponteburg* in den Originaltext²⁰). Es liegt der Verdacht nahe, daß auch die beiden Sätze eingefälscht worden sind. Der Zweck der in Corvey vor dem 17. Juni 983 entstandenen Verunechtung der echten Urkunde Ludwigs d. Fr. vom 1. September 819, die mit der Tradition Visbeks 855 nach Corvey gekommen war, ist, den Rodungszehnten zu bekommen. Im Original war von den untertänigen Kirchen im Lerigau und den dazugehörenden Kirchen im Hase- und im Fenkigau die Rede. Die Zahl dieser Gaue wird nun durch Ammeri und Ponteburg vermehrt. Um möglichst viele Rodungszehnten aus möglichst vielen Gaue in die Hände zu bekommen, veranlaßt Abt Liudolf, daß dem ersten Satz der *Dispositio* das möglichst unbestimmte in *quibuslibet pagis et territoriis sitas* angehängt wurde. Und wieder dem Text des Originals folgend, kommen dann die beiden überflüssigen Sätze. Von der Gesamtheit der Gaue, aus denen man durch diese Einfälschungen Rodungszehnten ziehen wollen, her gesehen enthält der erste eine gewisse Logik: In so vielen Gaue ist die Abtei gelegen. Im Jahre 983, 128 Jahre nach der Tradition Visbeks nach Corvey, konnte man in Anbetracht des Zieles, das Abt Liudolf vorschwebte, von Visbek sehr wohl als von einer Abtei sprechen. Corvey ist eine Abtei, Visbek war eine Abtei. Das Anliegen verlangte im Gedanken-gang des Fälschers geradezu die Existenz einer Abtei. Nur eine Abtei vermag in so vielen Gaue „gelegene“ zu sein, aus denen man Geld zu bekommen hofft.

Das bedeutet: Fälschende Interpolationen sind: *et cum decima de silva Ammeri et Ponteburg*, dann in *quibuslibet pagis et territoriis sitas* und schließlich *Praedictam vero abbatiam illius circumquaque per diversos pagos sitam. Nemo fidelium nostrorum ei exinde aliquid abstrahere aut prohibere praesumat.* Die vorzunehmenden Einfälschungen machten es notwendig, das Eingangs- und das Schlußprotokoll und den gesamten Kontext des Originaldiploms auszuradiieren und den so erweiterten Text zu Pergament zu bringen. Der Fälscher war ein miserabler Lateiner. Der Schreiber hat nicht nur nicht die Schrift des Originals nachschreiben können, er hat auch vergessen, die *Signumzeile* ebenfalls auszuradiieren. Damit war der Zweck der ganzen Fälschungsaktion vertan: Technisch so plump ausgeführt und in so einem schlechten Latein geschrieben, durfte man in Corvey nicht damit rechnen, daß jemand darauf hereinfallen würde.

Bis auf die eingefälschten Stellen ist der ursprüngliche Text beibehalten worden und dieser ist einwandfrei. Der Inhalt ist die Bitte des vortragenden Vorstehers der Visbek heißenden Kirche gewährte Immunität in der üblichen Form des *Introitusverbotes* für die öffentlichen Beamten. Sie haben in einer Immunität keine Amtsgewalt.

Es bleibt also bei dem Satz: In Visbek gibt es kein Kloster, sondern die Kirche Visbek. *Castus* sagt, sie sei ein heiliger Ort. Damit kommen wir auf das Dilemma zurück, denselben nicht gefunden zu haben.

Die Kirchen im Leri-, Hase- und Fenkigau bilden zusammen die *ecclesia Fischechi*. Die Untertänigkeit der ersteren besagt hier eine straffe Organisation, die 819 in der Gegend um Löningen und Freren noch nicht erreicht



Die Urkunde des Jahres 819

ist. Ubereinstimmend hat man von einem Sprengel gesprochen. 819 ist dieser zwar noch mit dem Missions Sprengel identisch. Die Mission ist aber schon abgeschlossen²¹⁾, und die Kirche Visbek steht fertig abgeschlossen vor uns. In Parallele zu dem, was Liudger von Münster aus auf die Beine gestellt hat und was sich Castus mit größter Wahrscheinlichkeit zum Vorbild genommen hat, ist es berechtigt und zunächst tunlich, von der Parochia des Castus von Visbek zu sprechen. Liudger war Bischof, Castus nicht. Aber sie sind ranggleich: Die Anrede venerabilis vir ist die offizielle Anrede eines Bischofs

und eines Abtes, die ja ranggleich sind. Als abba der Kirche Visbek steht Castus auf der gleichen Ebene mit dem Vorsteher der Kirche Münster. Damit ist nicht gesagt, daß der gleiche Rang der Vorsteher den gleichen Rang ihrer Kirchen bedingt habe. Daher hat auch niemand behauptet, Visbek sei eine Bischofskirche und der Sprengel sei ein Bistumssprengel gewesen. Der Diktatvergleich mit der Urkunde Ludwigs d. Fr., mit der er der Kirche von Halberstadt die Immunität bestätigt, weist die beiden Kirchen als solche als gleichrangig aus.

Auch die Halberstädter Urkunde ist nicht original überliefert²²⁾ und hat verfälschende Interpolationen. Sie ist fünf Jahre früher als die Visbeker ausgestellt und hat zum gleichen Inhalt die Immunität. Nur daß diese als bereits bestehend erneuert wird. Die gleichen Inhalte werden übereinstimmend wie folgt formuliert:

Visbek (819 September 1)

In nomine domini dei et salvatoris nostri Iesu Christi. Hludouuicus divina ordinante providentia imperator augustus. Si sacerdotum ac servorum dei petitiones, quas nobis pro suis necessitatibus innotuerint, ad effectum perducimus, non solum imperialem exercemus consuetudinem, verum etiam ad beate retributionis mercedem talia nobis facta profutura confidimus. Quapropter notum sit omnium fidelium nostrorum solertiae presentium scilicet et futurorum, quia vir venerabilis Castus abba ecclesie quae vocatur Fiscbechi que est constructa in pago Leriga cum subiectis aecclisiis in eodem pago Leriga et ceteris ecclesiis in Hesiga et Fenkiga excepta una ecclesia in Saxlinga, quam concessimus ad parrochiam sancti Pauli reverti ad locum qui vocatur Mimigernaford, ubi Gerfridus episcopus preese videtur

veniens

ad nos petiit celsitudinem nostram, ut ipsum sanctum locum pro mercedis nostre augmento sub nostra defensione et emunitatis tuitione recipereus.

Cuius

petitioni pro divino amore assensimus et ita in omnibus, quia iuste et rationabiliter petiit, per hanc nostram auctoritatem confirmare studuimus.

Praecipientes ergo iubemus ut nullus iudex publicus neque quislibet ex iudiciaria potestate seu aliquis ex fidelibus sanctae dei ecclesiae ac nostris in ecclesias aut loca vel agros seu reliquas possessiones, quas moderno tempore iuste et rationabiliter possidere videtur in quibuslibet pagis et territoriis sitas vel quicquid etiam deinceps propter divinum amorem conlatum fuerit, ad causas audiendas vel freda exigenda aut mansiones vel paratas faciendas aut homines ipsius ecclesiae tam ingenuos quam et servos iniuste dstringen-

Halberstadt (814 September 2)

In nomine domini dei et salvatoris nostri Iesu Christi. Ludewicus divina ordinante providentia imperator augustus. Si sacerdotum ac servorum dei petitiones, quas nobis de necessitatibus innotuerint, ad effectum perducimus, non solum imperialem exercemus consuetudinem, verum etiam ad beate retributionis mercedem talia nobis facta credimus profutura. Quapropter notum sit omnium fidelium nostrorum industrie presentium scilicet et futurorum, quia vir venerabilis Hildegimus Catholanensis ecclesie episcopus qui est rector Halberstadensis ecclesie que est constructa in honore Christi sui que prothomartiris Stephani super fluvium Holtemna in pago Hartingowe, cuius parrochia pii patris nostri Karoli imperatoris augusti statuto determinata est hiis pagis Darlingowe et Northuringowe et Belkesheim, Hartingowe, Sua-

veniens

via et Hasingowe ad nos detulit nobis emunitates genitoris nostri, in quibus continebatur, quomodo ipsam sedem sub plenissima defensione et emunitatis tuitione semper habuisset. Pro firmitatis namque studio petiit nos idem prefatus episcopus, ut ei denuo similia pro mercedis nostre augmento concedere et confirmare deberemus. Cuius petitioni pro divino amore assensimus et ita in omnibus, quia iuste et rationabiliter petiit, per hanc nostram auctoritatem studuimus confirmare.

Praecipientes ergo iubemus, ut nullus iudex publicus neque quislibet ex iudiciaria potestate seu aliquis ex fidelibus sancte dei ecclesie ac nostris in ecclesias aut loca vel agros seu reliquas possessiones, quas moderno tempore iuste et rationabiliter possidere videtur in quibuslibet pagis et territoriis sitas vel quicquid deinceps etiam propter amorem divinum collatum fuerit, ad causas audiendas vel freda exigenda aut mansiones vel paratas faciendas aut homines ipsius ecclesie tam ingenuos quam servos



dos aut ullas redibitiones vel inlicitas occasiones requirendas ullo umquam tempore ingredi audeat vel exactare presumat. Quicquid autem de rebus

prefate ecclesie fiscus sperare poterat, totum nos pro divino amore concedimus, ut perennibus temporibus in alimonia pauperum et stipendia servorum dei ibidem deo famulantium proficiat in augmentum, quatenus ipsis servis dei, qui ibi deo famulari videntur, pro nobis et coniuge proleque nostra et stabilitate totius imperii nostri a deo nobis concessi atque conservandi iugiter domino misericordiam exorare delectet. Praedictam vero abbatiam illius circumquaque per diversos pagos sitam nemo fidelium nostrorum ei exinde aliquid abstrahere aut prohibere presumat; quin ei liceat per hanc nostram auctoritatem verbum predicationis domino auxiliante exercere et ministerium suum pleniter peragere.

Et ut haec auctoritas nostris futurisque temporibus domino protegente valeat inconvulsa manere, manu propria subscripsimus et anuli nostri impressione signari iussimus.

Signum Hludouuici serenissimi imperatoris Durandus diaconus advicem Helisachar recognovi

Data (V) non. Septembr. anno imperii nostri VIII, indictione XII, actum Aquisgrani palatio regio

in dei nomine feliciter amen

iniuste distringendos aut ullas redibitiones vel illicitas occasiones requirendas ullo umquam tempore ingredi aut exactare presumat. Insuper etiam prescriptorum incolas omnes pagorum

prefate ecclesie decimas suas fideliter persolvere pro divino amore iubemus et donamus, ut omnibus temporibus in alimoniam pauperum et stipendia servorum dei ididem deo famulantium proficiant in augmentum, quatenus ipsis servis dei, qui ibidem deo famulari videntur, pro nobis et coniuge proleque nostra et pro stabilitate totius imperii nostri a deo nobis concessi atque conservandi iugiter domini misericordiam exorare delectet. Predic- tam vero

parrochiam illius circumquaque per diversos pagos sitam nemo fidelium nostrorum ei exinde aliquid abstrahere aut prohibere presumat; quin ei liceat per hanc nostram auctoritatem verbum predicationis domino auxiliante exercere et ministerium suum plene peragere. Et ut hec auctoritas nostris futurisque temporibus domino protegente valeat inconvulsa manere, manu propria subscripsimus et anuli nostri impressione signari iussimus.

Data IIII. nonas septembris anno incarnationis domini DCCCXIII indictione VIII, anno primo imperii nostri; actum Aquisgrani palatio

in dei nomine feliciter amen

Die Übereinstimmungen im Formular der echten Teile und in den durch das schlechte Latein leicht erkennbaren Interpolationen sind offensichtlich. Der Grund für die Verfälschung der Urkunde für Halberstadt ist der gleiche wie in der Urkunde für Visbek: die Zehnten. Die diesbezügliche Einfälschung von Insuper etiam prescriptorum incolas omnes pagorum . . . decimas suas fideliter persolvere . . . iubemus et donamus ist recht plump. Wie in der Urkunde für Visbek versucht worden war, die Zahl der zehntpflichtigen Einwohner um die des Ammerlandes und von Ponteburg zu vermehren, ist das hier durch die verhältnismäßig große Anzahl der Gaue geschehen. Diese Aufzählung ist der irrelevanteste Teil des Stückes.

Doch darum geht es nicht. Uns kommt es darauf an, vermittelt des Diktatvergleiches zu erfahren, was die ecclesia Fiscbechi gewesen ist. In beiden Urkunden geht es in der Reihenfolge der Beurkundung zunächst um die Immunität. Dann am Schluß um die dem Kaiser ebenfalls obliegende Verpflichtung für die Religion als solcher. Aus dieser seiner Autorität heraus erlaubt er Hildigrim und Castus in einer echten, wenn auch formelhaften Wendung, mit Hilfe Gottes dessen Wort zu verkünden (verbum predicationis exercere) und die gottesdienstlichen Handlungen in vollem Umfang auszuführen (ministerium suum plene peragere). Die Aufnahme dieser Wendungen war 814 und 819 offenbar noch durchaus notwendig, obzwar Halberstadt bereits eine parochia und Visbek angeblich eine abbatia gewesen sind, die

Kirchenorganisationen als solche also als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Mit anderen Worten: der Missionsauftrag ist keinesfalls beendet. In Visbek ist das ganz deutlich: Die weiter entfernten Kirchen sind noch nicht so weit wie die im Lerigau. Mission tut nach wie vor not.

Vom Sächsischen Annalisten²³⁾ erfahren wir, daß Hildigrim am 19. 6. 827 zu Christus heimgegangen ist. Er hat die kirchlichen Einrichtungen in der ihm anvertrauten Parochie wohl getroffen und 35 Kirchen für Laien in seinem Bistum Halberstadt gegründet. Außerdem vollendete er die von seinem Bruder, dem Bekenner und Bischof Liudger begonnene Kirche und weihte sie zu Ehren der Märtyrer Johannes und Paulus. Für ihn wird Thiatgrim, ein Neffe derselben Bischöfe Liudger und Hildigrim vom Kaiser Ludwig eingesetzt. Er starb als 2. Bischof von Halberstadt am 8. 2. 840. Seine Leiche wurde zu der seines Vorgängers und Blutsverwandten Hildigrim in das Kloster Werden gebracht.

Wir dürfen hinzufügen: die Brüder Liudger und Hildigrim und unser Castus-Gerbert waren die Gefährten der Italienreise. Alle drei erreichen Bischofsrang. Interessant ist Hildigrims Doppelstellung als Bischof von Chalons und rector der parochia Halberstadt. Die Tatsache als solche warnt davor, diese und die ecclesia Fiscbechi geringer als ein Bistum zu bewerten. Es war keine Degradierung, daß der Bischof einer französischen Diözese nach Sachsen gegangen ist und hier als „kleiner Mann“ von Grund auf beginnen mußte. Und es ist keine Minderung, daß Castus nur 12 Mutterkirchen gegründet hat. In seinem sehr viel kleineren Missionsbezirk hat er damit in kurzer Zeit ein Werk vollbracht, das dem Liudgers und Hildigrims gleich ist. Im Geiste von Doccum hat es das Dreigespann angegangen und nach einheitlichem Plan gestaltet und zu Ende geführt. Vom Dritten wissen wir nicht, wann er zu Christus heimgegangen ist.

Zwischen 819 und 855 liegt eine ganze Generation. Wir wissen nichts über sie und ihr Tun, Daß es Mühe war und daß der abba kaum hatte die Hände in den Schoß legen können, möchten überleitend zwei Stellen des Mönches von St. Gallen²⁴⁾ zeigen. Die erste wirft ein Licht auf die Anfänge zurück: Karl überließ vorsichtiger Weise keinem seiner Grafen, mit Ausnahme derjenigen, die an der Grenze, den Barbaren zunächst, angestellt waren, mehr als eine Grafschaft, gab auch keinem Bischof eine königliche Abtei oder Kirche, wenn nicht sehr entscheidende Gründe dafür sprachen. Fragten ihn seine Ratgeber oder Vertrauten nach der Ursache, so antwortete er: „Mit jenem Gute, jenem Meierhof, mit dieser kleinen Abtei oder Kirche versichere ich mir die Treue eines ebenso guten oder besseren Vasallen, wie der Graf oder Bischof ist.“

und

Wo nach kaiserlichem Gebot ein Werk zu unternehmen war, Brücken oder Schiffe zu bauen, oder Fähren oder schlammige Wege zu reinigen, zu pflastern oder auszuführen, dergleichen besorgten die Grafen durch ihre Stellvertreter und Beamten, wenn die Sache nicht von Bedeutung war. Den wichtigeren Arbeiten und besonders wo es neues zu bauen gab, durfte sich kein Herzog oder Graf, kein Bischof oder Abt entziehen. Wenn Kirchen, die unmittelbar zum Königsgut gehörten, mit Tafelwerk oder mit Wandgemälden zu schmücken waren, besorgte das der nächste Bischof oder Abt. Waren sie von neuem zu errichten, mußten alle Bischöfe, Herzöge und Grafen, auch Äbte und sonstigen königlichen Kirchenvorstände, nebst allen, die Lehen vom König hatten, sie vom Grund bis zum Giebel mit emsigster Arbeit ausführen.

Liudger und Hildigrim sind kanonisiert worden. Castus und sein, dem Werke dieser Heiligen gleiches Werk ist in Vergessenheit geraten. Als Visbek dem Kloster Corvey einverleibt wurde, geschieht etwas, was bei aller Vorsicht bei Wertungen nach Rückschritt aussieht. In Visbek scheint es nach 819 nicht so recht weitergegangen zu sein. In der Urkunde, ausgestellt zu Aib-



Die Urkunde aus dem Jahre 855

ling am 20. März 855, überträgt Ludwig der Deutsche dem Kloster Corvey seine Zelle Visbek samt ihrem Besitz und verleiht ihr Immunität mit der Mahnung, für den Gottesdienst in ihr zu sorgen, und dem Verbot, sie zu Lehen zu geben²⁵). Bemerkenswert ist auch hier die Interpolation der Zehnten in die Aufzählung des Besitzstandes. Die Narratio berichtet, daß der venerabilis abbas Warin, der de nostra concessione das Kloster Corvey regiert²⁶), den König gebeten und ihn dahingehend beeinflusst hat, daß dieser kraft seiner

Autorität die ihm gehörende (iuris nostri) Zelle Fischboeki im Lerigau dem Kloster Corvey anschließt. Das geschieht durch den Rechtsakt der Tradition. Die Zelle Visbek soll für ewige Zeiten unter der Macht und Gewalt (ditio) Corveys bestehen bleiben (consistere)²⁷). Der König macht sie mit sämtlichem lebenden und toten Zubehör dem Kloster Corvey untertan (subditam). Sie steht fortan unter dem Recht Corveys. Der Zweck ist der folgende: Visbek muß bestimmte Leistungen übernehmen und aufbringen, damit die Mönche in Corvey den Gottesdienst geneigter ausführen (propensius exequendum). Die Zelle Visbek darf daher in ihrem Bestand nicht gemindert werden noch darf dieser hinterzogen werden. Und sie darf nicht transferiert werden. Selbstverständlich sind auch die öffentlichen Beamten aus der Immunität Visbek ausgeschlossen. Diese erscheint hier durch das Introitusverbot nur scheinbar zum ersten Male verliehen. Andererseits wird der Abt berechtigt, zum Zwecke der militia Christi über die Zelle zu disponieren, zu verfügen und was rechtens zu tun ist durchzuführen. Gegenleistung ist auch hier wieder nur das Gebet für Kaiser und Reich. Eines muß vermieden werden: Der Abt ist gehalten, dafür zu sorgen, daß in Visbek der Dienst Gottes nicht vernachlässigt wird und Personen zu Schaden kommen. Auf ewig und auf ewig zu Nutz und Frommen der Mönche von Corvey.

Das ist das Gegenteil der landläufigen Meinung, Visbek sei aufgelöst worden. Ganz im Gegenteil: Visbek soll ewig bleiben. Es hat nur aufgehört, selbständig zu sein. Der neue Zweck ist die Dienstleistung für Corvey.

Ganz folgerichtig spricht das Diplom von der Zelle Visbek und drückt durch das Diminutiv aus, daß es sich um eine kleine Zelle gehandelt hat. Das Wort hat wie das Wort Kirche eine doppelte Bedeutung. Sie läßt sich sehr anschaulich in der Vita Anskars und Rimberts⁵) belegen, wo es einmal heißt²⁸), Anskar habe die Einsamkeit geliebt. Dazu hatte er sich eine passende Zelle bauen lassen, die er als sein Ruheheim und seinen Trostborn zu nennen pflegte. Hier ist aber die andere Bedeutung gemeint²⁹): „Auch verlieh der Kaiser / Ludwig d. Fr. / , weil jener Sprengel / des Erzbistums Hamburg / in einer gefahrvollend Gegend lag, damit derselbe durch die drohende Wut der Barbaren nicht ganz zu Grunde gerichtet würde, und weil er überhaupt zu klein war³⁰), eine Zelle in Gallien namens Turholt³¹), zum besten des neuen Amtes und zu beständigem Nießbrauch für das junge Erzbistum Hamburg“. „Dem Bischof Gauzbert schenkte der Kaiser die Celle, die Erzbischof Ebo von Reims zu Welanao (Wela, jetzt Münsterdorf bei Itzehoe) erbaut hatte als einen Zufluchtsort mit der Bedingung, daß dieselbe für ewige Zeiten mit diesem Amte verbunden bleiben solle.“ Das folgende ist dann sehr interessant:

Nach dem Tode Ludwigs d. Fr. (840) entstand wegen der Teilung des Reiches eine große Verwirrung, wodurch auch das Sendamt Anskars teilweise gefährdet wurde. Die Zelle Turholt war nämlich dem Kaiser Karl zugefallen und dieser löste sie aus dem Lehnsverbände, welche sein Vater angeordnet hatte, und verlieh sie Reginar. Da der König (Ludwig d. Deutsche) keine diesem Zwecke entsprechende Zelle besaß, das benachbarte Bistum der Bremer Kirche aber gerade ohne Hirt war (am 25. 8. 847 war Bischof Leuderich gestorben), so beschloß Ludwig der Deutsche, diese Anskar zu verleihen. In einer öffentlichen Versammlung seiner Bischöfe und Getreuen verhandelte er, ob er nach kanonischem Recht zuständig sei, so zu verfahren. Anskar hat dem nur mit Widerstreben beigepflichtet. Auf Geheiß des Königs wurde diese Angelegenheit von dem Konzil der Bischöfe erwogen. Diese erwiesen durch viele bereits vorgekommene Beispiele, daß die Bremer Kirche sehr wohl zur Unterstützung mit dem Erzbistum Hamburg verbunden werden könne. Nachdem diese Verordnung von den Bischöfen erlassen worden

war, übernahm Anskar auf Geheiß des Königs die Regierung des Bremer Sprengels als Ersatz für die Zelle Turholt.

Die Entscheidung über die Zukunft der Bremer Kirche fiel auf dem Konzil von Mainz im Oktober 847. Über die Zelle Visbek entschied der König in eigener Kompetenz zum besten und zum beständigen Nießbrauch Corveys. Und dieses hat dann für Jahrhunderte davon Gebrauch gemacht. Die meisten der von Castus, der nicht zur Ehre der Altäre gelangt war, gegründeten Kirchen stehen unter dem Schutz des hl. Veit von Corvey. Auch die Pfarrkirche in Visbek, die an der Stelle steht, wo früher einmal das Kloster gestanden haben soll. Im Jahre 855 waren aber erst die Fundamente dazu gelegt³²⁾. Im Jahre 1950 ist man auf die Fundamente einer Kirche aus dem 11./12. Jahrhundert gestoßen¹⁸⁾, und diese sind ja nicht identisch mit den Fundamenten, die 855 vorgefunden wurden. Vielleicht geben die Seeversteinerungen und der außerordentlich große Anker³²⁾ dem Geologen einen Hinweis, wo diese Fundamente gestanden haben.

Anmerkungen:

- 1) Original im Staatsarchiv Münster, Bestd. Corvey Urk. Nr. 2 Auszugsweiser Druck mit irreführendem Apparat von Gustav Rühning, Oldenburgisches Urkundenbuch II Nr. 2.
- 2) Das Leben des heiligen Liudger von Altfred. Übersetzt von Albert Wassener, Essen 1957, § 21, S. 22 f. — Die Textstelle ist abgedruckt bei Wilhelm Hanisch, Drantum-Visbek-Wildeshausen. In: Frühes Christentum zwischen Weser und Ems im Spiegel der sächsisch-friesischen Gräberfelder Drantum und Dunum. Ausstellung in der Burg Arkenstede des Museumsdorfes in Cloppenburg (1968); Wiederabdruck in: Volkstum und Landschaft 30, Cloppenburg 1968, Nr. 72, S. 10 f.
- 3) Hier zit. nach Gustav Rühnings Auszug aus dem Verzeichnis der Einkünfte des Klosters Werden aus Gütern in der Osnabrücker Diözese von um 890 im Urkundenbuch von Südoldenburg (Oldenburg 1930) Nr. 9.
- 4) Der Mönch von St. Gallen über die Taten Karls des Großen, übersetzt von Wilhelm Wattenbach, Berlin 1850 — Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit (GDV) IX. Jahrhundert, 13. Band, S. 11.
- 5) Leben der Erzbischöfe Anskar und Rimbert. Übersetzt von J. C. M. Laurent, Berlin 1856 — GDV IX. Jahrhundert, 8. Band, S. 20 und S. 30.
- 6) Vgl. z. B. Einhards Jahrbücher. Übersetzt von Otto Abel, Berlin 1850 — GDV IX. Jahrhundert, 2. Band, S. 69—73 zum Jahre 785.
- 7) Heinrich Büttner, Mission und Kirchenorganisation des Frankenreiches bis zum Tode Karls des Großen. In: Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben. Hrsg. von Wolfgang Braunsfels, I (Düsseldorf, 3. Aufl. 1967), S. 454—487, bes. S. 468 ff. Da das Gesamtwerk den neuesten Stand der Forschung festhält, wurde auf die wörtliche Übernahme Wert gelegt.
- 8) Leben des hl. Bonifatius von Willibald. Übersetzt von Wilhelm Arndt, Berlin 1863 — GDV VIII. Jahrhundert, 2. Band. Der folgende Bericht (S. 46) ist zwar als Wundergeschichte zu werten, kann aber zur Frage des Standortes des Schulgebäudes von Wert sein: Am Ort, wo sein Blut vergossen wurde, sollte nach dem Beschluß des Stammes und eines ungemein großen Teiles des Gesamtvolkes der Friesen vom Erdboden aus ein ungemein großer Erdwall errichtet werden, um Ebbe und Flut zu wehren. Auf diesem gedachte man endlich eine Kirche, wie es auch nachher geschah, zu erbauen und an demselben Ort ein Wohnhaus für die Knechte Gottes herzustellen. Als man nun den gedachten Hügel beinahe ganz im Bau vollendet und auch die Wohnungen sich ihrem Ende näherten, hatten die Bewohner und Nachbarn dieses Ortes eine Unterredung über den Mangel an ungesalzenem Wasser. Da stieg Abba, Graf jenes Gaues und dieses Ortes auf Befehl König Pippins, der Hauptveranlasser dieses Werkes war, auf ein Pferd. Dieses brach ein und so wurde eine Wasserquelle gefunden.
- 9) MG.DKar 245. Zit. Büttner a. a. O. S. 475.
- 10) Das folgende ist meist wörtlich übernommen von Josef Semmler, Karl der Große und das fränkische Mönchtum. In: Karl der Große, II (Düsseldorf 1967), S. 254—289.
- 11) Vgl. dazu Altfred a. a. O. § 30.
- 12) Vita s. Liudgeri, ed. W. Diekamp, Die Geschichtsquellen des Bistums Münster 4 (Münster 1881), S. 109. Zit. Semmler a. a. O. S. 282.



- ¹³⁾ Altfrid a. a. O. § 32.
- ¹⁴⁾ Vgl. dazu z. B. Ermoldus Nigellus Lobgedicht auf Kaiser Ludwig und Elegien an König Pippin. Übersetzt von Th. G. Pfund, Berlin 1856 = GDV IX. Jahrhundert 3. Band. Vorwort S. I—II: Ermoldus nahm als Abt des Benediktinerklosters Aniane im Jahre 824 am Kriege gegen die Briten teil. Nach der Sitte des karolingischen Zeitalters zogen die Äbte als die Gefolgsherren ihrer Klosterleute an deren Spitze mit zu Felde.
- ¹⁵⁾ In der vita Anskarii von Rimbert (Anm. 5) wird erzählt (S. 24), daß sich der Vorsteher des schwedischen Hafens Birka, Herigar, einer der beliebtesten Ratgeber des Königs Björn, taufen ließ und unerschütterlich im Glauben der Kirche blieb. Er baute sogar bald auf seinem eigenen Erbgut eine Kirche, in der er sich im Dienste Gottes aufs eifrigste übte
- ¹⁶⁾ Vgl. Widukinds Sächsische Geschichten. Übersetzt von Reinhold Schottin. Mit einer Vorrede von Wilhelm Wattenbach. Berlin 1852 = GDV X. Jahrhundert 6. Band, hier Vorrede S. VIII.
- ¹⁷⁾ Vgl. Joseph Prinz, Die Parochia des hl. Liudger. Westfalia sacra. Quellen und Forschungen zur Kirchengeschichte Westfalens I (Münster 1948).
- ¹⁸⁾ Hierüber liegt nur eine Eintragung in der Pfarrchronik und ein undatierter Bericht „Jahrhunderte alte Grabstätte unter der alten Visbeker Kirche“ in Das Oldenburger Münsterland im Tagesspiegel vor. (Die Reste einer Lederkasselle aus diesem Priestergrab gelangten ins Museumsdorf Cloppenburg. Die exakte Restaurierung ergab eindeutig, daß es sich um eine Glockenkasselle aus dem 18. Jahrhundert handelt. Ausführlicher Bericht darüber erfolgt im Jahrbuch 1971. Die Redaktion.)
- ¹⁹⁾ Roger Wilms, Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen I, 5 (Münster 1888).
- ²⁰⁾ Wilhelm Hanisch, Rastedensia. Untersuchungen zur älteren oldenburgischen Geschichte (Vechta 1962), Exkurs I, S. 333 ff.
- ²¹⁾ Dem widerspricht nicht, daß der Kaiser Castus ausdrücklich Missionsauftrag erteilt: *liceat ei verbum predicationis exercere*.
- ²²⁾ Der Ausdruck erfolgt hier vereinfacht aus Ernst Müller, Beiträge zu Urkunden Ludwigs des Frommen. II. 4. Die Urkunden für Halberstadt, Visbek und Korvey. In: Neues Archiv für die ältere Geschichte Deutschlands 48, 1930, S. 348—351.
- ²³⁾ Der sächsische Annalist. Übersetzt von Eduard Winkelmann. Berlin 1864 = GDV XII. Jahrhundert, 5. Band, 2. Hälfte, S. 8 f. Seine Angabe a. a. O. S. 3, Karl sei im Jahre 781 nach Sachsen gekommen und habe es in 8 Bistümer eingeteilt und die Grenzen derselben festgesetzt (Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Paderborn, Minden, Münster und Osnabrück) kann sich nicht auf die folgenden Ausführungen über Hildigrim beziehen: Dem hl. Märtyrer Stephanus ließ er an dem Orte, der Saligenstide heißt, jetzt aber gewöhnlich Asterwik genannt wird, ein Kloster erbauen und weihen und als er lange weit und breit nach einem treuen und klugen Verwalter gesucht, den er über die Hausgenossenschaft Gottes setzen könnte, um ihr Speise zur rechten Zeit zu geben, bestimmte er zu diesem Amte auf Befehl des römischen Papstes Adrian den hl. Hildegim, den Catalaunischen Bischof, welcher von heiligen Eltern, nämlich dem Vater Rhiatgrim und der Mutter Liasburg entsprossen und auch der Bruder des hl. Liudgers, des Bekenner und ersten Münsterschen Bischofs war. Vgl. unseren Text. Nach dem Lexikon für Theologie und Kirche V (Freiburg 1960) Sp. 346 war Hildigrim seit 802 Bischof von Châlons-sur-Marne. Nach dem Tode seines älteren Bruders und Lehrers Luidger erbte er die Abtei Werden und missionierte seit ca. 815 bei den Ostsachsen, besonders im Raum Halberstadt.
- ²⁴⁾ A. a. O. S. 14 und 33.
- ²⁵⁾ So das Kopfrege in der Ausgabe der Urkunden der deutschen Karolinger von Paul Kehr, Berlin 1934 = MG.DDregum Germaniae ex stirpe Karolinorum I, nr. 73.
- ²⁶⁾ Nach dem Sächsischen Annalisten a. a. O. S. 10 starb Warin, der 2. Abt von Corvey, am 20. September 856.
- ²⁷⁾ *consistere* = „hinstellen, stehen bleiben, Fuß fassen, aufstellen, still stehen, halt machen; bestehen, vorhanden sein, stattfinden, stehen bleiben, sich aufhalten, verweilen“. Karl Ernst Georges, Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch I (Leipzig 1848) Sp. 998.
- ²⁸⁾ A. a. O. S. 73.
- ²⁹⁾ A. a. O. S. 27 ff.; 44 ff.
- ³⁰⁾ Er hatte nur 4 Taufkirchen (Hamburg, Meldorf, Heiligenstadt und Schönfeld), wo nur zu Ostern und Pfingsten getauft wurde (a. a. O. S. 45).
- ³¹⁾ Torout zwischen Brügge und Apen in Westflandern, Rimberts Geburtsort.
- ³²⁾ Niemann, Der Abt Castus. Die Einführung des Christentums im Lerigau. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 4, 1895, S. 41.

Die neuromanische Kirche in Barßel

VON WALTER KLOPPENBURG

Die neuromanische römisch-katholische Kirche in Barßel (1854) steht mit ihrer Bauzeit am Anfang einer Epoche, in der sich die Baumeister entscheiden, ob sie in Zukunft in neuromanischem oder in neugotischem Stil — wohl in Anlehnung an den Kölner Dom — bauen. In unserer Gegend ziehen sie den neugotischen Baustil wegen des obrigkeitlichen (bischöflichen) Bauwillens und der Billigkeit vor.

1748 legte man das 79 n. Chr. Geb. von den Lavamassen des Vesuvs verschüttete Pompeji frei mit den Stadtmauern und Toren, den Tempeln des Jupiter, des Apollo und anderer Götter, der Basilika, der Markthalle, zwei Theatern und einem Amphitheater und den Wohnhäusern des dichten Straßennetzes mit Läden und Werkstätten. Diese Ausgrabungen belebten das Interesse für die römische Kunst.

Johann Joachim Winckelmann (1717—1768) regte mit seiner Abhandlung „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1755) die Künstler an, sich nunmehr nach den besten und künstlerisch wertvollen römischen und griechischen Vorbildern, nach den klassischen Leitbildern, auszurichten.

Die französischen Revolutionäre liebten es seit 1795, in antiken Erinnerungen zu schwelgen. Sie imitierten in Staat (Batavische Republik, weil die Bataver zur Zeit der Römer an der Rheinmündung wohnten — die Parthenopeische Republik in Anlehnung an das Parthenon) und in Verwaltung (Konsuln, Senatoren, Tribunen, Imperator) Einrichtungen und Gebräuche der Römer. Napoleon krönte sich 1804 wie ein olympischer Sieger mit dem Lorbeer und ließ sich wie ein römischer Imperator feiern.

Von Frankreich griff diese Welle auf die französischen Rheinbundstaaten über, zu denen seit dem Akzessionsvertrag 1807 auch Oldenburg gehörte. In demselben Jahr beginnen die Besprechungen über den Löninger Kirchenneubau. Der Zimmermeister Johann Nepomuk Schmidts aus Münster (1777 bis 1820) erhielt den Auftrag. In den Jahren 1811/13 wurde die Löninger Kirche nach dem Muster der preußischen Landbauten des Klassizisten David Gilly (1748—1808) errichtet.

Der für Lohne vorgesehene Rundkirchenbau in Form des Pantheon zu Rom des Majors und ehemaligen herzoglich-arembergischen Bauinspektors August Reinking (1776—1819) kam nicht zur Ausführung. Ein ähnlicher Pantheon-Bau war von dem Bauinspektor Joseph Bernhard Winck (1754—1812) anlässlich eines Wettbewerbs für die Lambertikirche zu Oldenburg vorgesehen und hatte die vollste Zustimmung des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und des evangelischen Konsistoriums gefunden. J. B. Winck stand sowohl unter dem Einfluß des englischen Barocks als auch des Hildesheimer Frühklassizismus. Sein Nachfolger war der Baumeister Karl Heinrich Slevogt (1787 bis 1832), der in Königsberg (Ostpreußen) und Berlin bei den bedeutendsten Klassizisten in Preußen studiert hatte. Er hat die Landeshauptstadt Oldenburg zu einer klassizistischen Residenzstadt umgestaltet. Als Gutachter war





Die neuromanische Kirche von Barßel.

er auch bei den katholischen Kirchen in Damme und Lönigen beteiligt. Kurz vor seinem Tode vollzog er den Schritt vom Klassizismus zur Neuromanik. Zu erwähnen bleibt noch Johann Heinrich Gottlieb Becker (um 1747—1818), der den ersten klassizistischen Profanbau, das Mausoleum auf dem Gertrudenkirchhof in Oldenburg, errichtet hat. Ihm verdanken wir die Gesamtplanung des Schlosses zu Rastede.

Da man auf keinen einheimischen Architekten im Notfalle zurückgreifen konnte, beschäftigte man im Oldenburger Münsterland einen Baumeister, der sich durch seine Bauten auf dem Hümmling einen Namen gemacht hatte, nämlich Joseph Alexander Niehaus aus Haselünne (1802—1864). Dieser hatte 1821 in Göttingen Mathematik studiert. 1823 war er Schüler des berühmten Architekten der Napoleonischen Ära Anton Laurent Thomas Vaudoyer (1756—1846) in Paris. Dann wanderte er nach Italien, wo er die Bauten der Römer und Italiener studierte. Nach Deutschland 1827 zurückgekehrt, bekam er von dem Herzog von Aremberg-Meppen den ersten größeren Auftrag, für die neu angelegte Moorkolonie auf dem Gehlenberg einen Plan und Kostenschlag für eine Kirche nach dem Vorbild von Vrees einzureichen. Joseph Niehaus konnte sich mit dem Vorbild von Vrees nicht befreunden, sondern schlug seiner Ausbildung gemäß neuklassizistische Bauformen und Ornamente vor. Der Herzog erteilte seine Zustimmung. So erhielt die Kolonie Neurenberg, wie die Ansiedlung auf dem Gehlenberg fortan genannt wurde,

1829/31 eine neoklassizistische Kirche, die in ihren Grundformen bis heute erhalten geblieben ist.

Weitere Aufträge erhielt Joseph Niehaus für die Kirchen in Lorup (1828), Werlte (1828/32) und Lingen (St. Bonifatius 1832/33), die in ihren Grundkonzeptionen neoklassizistische Züge aufweisen.

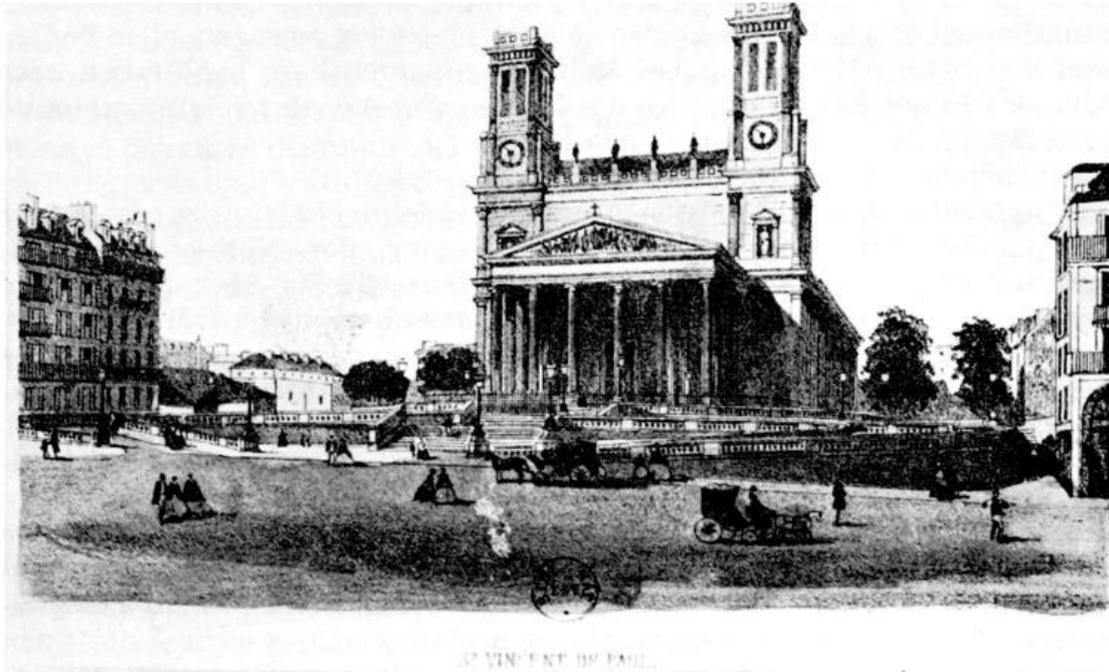
1833 wurde Joseph Niehaus nach Lohne gerufen, weil der Turm eingestürzt war und den Chor zertrümmert hatte. Sein Gutachten fand Anerkennung beim Kirchenausschuß, aber die Ausführung bekam ein anderer Bauunternehmer. Ebenso erging es ihm 1840 mit dem Bauplan für die katholische Kirche in Osterfeine, die erst 1861 sein schärfster Konkurrent, der Baumeister Johann Bernhard Hensen aus Sögel (1828—1870), errichtet hat. 1845 hatte er die St. Georgskirche in Vechta auf ihre Bausubstanz hin zu untersuchen.

Inzwischen war Joseph Niehaus zum herzoglich arembergischen Bauinspektor aufgerückt, um mit den kommunalen und staatlichen Bauinspektoren konkurrieren zu können. Er erstellte zahlreiche Profanbauten in Haselünne, Sögel und Aschendorf und erhielt auch denkmalpflegerische Aufgaben, wie z. B. die Restaurierung der Clemenswerther Schloßanlagen. Ferner entwarf er Grabdenkmäler und Stationsbilder.

Bei der routinemäßigen Überprüfung im Jahre 1832 hatte der Baukondukteur Hermann Maximilian Becker (geb. 29. 3. 1784), ein Sohn des Rasteder Becker, Mängel an und in der Kirche zu Barbel festgestellt, die nach und nach von dem ortsansässigen Zimmermeister Borchert Thien beseitigt wurden. Weil jedoch die Mängel nach dem Urteil des Sachverständigen so schwerwiegender Natur waren, daß Borchert Thien sie nicht allein zu beseitigen vermochte, ließ sich im Juni 1834 der Pastor von Barbel Anton Thole (1783—1856) einen Bauplan von Joseph Niehaus anfertigen. Pastor Thole wünschte sich eine Kirche nach dem Vorbild seines Geburtsortes Lohne. Er hatte die Kirche in Lohne gewählt, weil die Pfeiler mit den Seitenwänden verbunden waren, diese inwendig vorsprangen und unter sich zusammengewölbt waren. Hierdurch erhielt das Mittelschiff eine größere Höhe, und bei der ansehnlichen Breite des Gebäudes konnte die sonst notwendig gewordene sehr komplizierte Dachkonstruktion vermieden werden. Auch sollte der bisherige Kirchturm von 1724/26 stehen bleiben und proportional auf die zu errichtende Kirche erhöht werden. Der neu ernannte Official von Vechta, Dr. Joseph Herold, sprach sich ebenfalls für den Neubau aus.

1840 beantragte das Amt Friesoythe die Schließung der Kirche zu Barbel, da die Risse im Gewölbe und Dachstuhl sich so bedenklich erweitert hätten, daß man den Einsturz des Gebäudes stündlich befürchte.

Am 13. 2. 1841 genehmigte die Katholische Kommission in Oldenburg den Neubau unter der Bedingung, daß nach einem von dem Hofrat Ernst Friedrich Otto Lasius (1797—1888) aufgestellten Riß und Bestick verfahren werde. Nach dem von E. F. O. Lasius erstellten Plan sollte die Kirche ohne Gewölbe gebaut werden. Ein künstliches, hübsch geformtes Gebälk sollte Gewölbe und Decke ersetzen. — Otto Lasius war zweifellos ein guter Verwaltungsbeamter, aber in Dingen der Architektur war er weitgehend von seinen Mitarbeitern abhängig wie in unserem Falle von V. Prott, der die Zeichnungen angefertigt und neben Lasius unterschrieben hatte. Dieser und ein zweiter revidierter Plan fielen durch. Joseph Niehaus legte 1845 einen völlig anderen Plan vor, der durch Vermittlung des baufreudigen und baukundigen Bischofs von Mün-



Vorderansicht der Kirche St. Vincent de Paul in Paris (1824—1844).

(Phot. Bibl. Nat. Paris)

ster Johann Georg Müller (1848—1870) mit einigen kleinen Änderungen angenommen wurde. Immerhin dauerten die Verhandlungen bis in den Herbst 1849.

Aus diesem Bericht und Kostenanschlag entnehmen wir folgendes: Für die Dachkonstruktion wählte er die bei der neuerbauten Kirche St. Vincent de Paul zu Paris angewandte. Diese projektierte Dachkonstruktion gewähre sowohl dem Dache als dem Gewölbeverbande eine feste Verbindung und Haltbarkeit. Indem sie aus lauter unverschiebbaren Dreiecken bestehe, belaste sie nicht die Seitenmauern durch Seitenschub, sondern trage, in ihrer innigen Verbindung einen untrennbaren Körper bildend, durch den lotrechten Druck noch zu ihrer Stabilität bei. Er habe diese Dachkonstruktion mit gutem Erfolg am Rhein in Anwendung gebracht.

Der Erbauer der klassizistischen Kirche St.-Vincent-de-Paul in Paris 10e, Nr. 5, rue Bezunce, ist der Architekt Jean-Baptist Lepère (Le Père), der am 1. 12. 1761 in Paris geboren wurde und am 16. 7. 1844 dortselbst starb. Sein bekanntestes Werk ist wohl das Schloß Fontainebleau. Gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Jakob Ignaz Hittorf (1792—1867), einem gebürtigen Kölner, der zur weiteren Ausbildung 1810 nach Paris gegangen war, zum Hofarchitekten aufrückte und 1842 die französische Staatsangehörigkeit annahm, baute er 1824—1844 vorgenannte Kirche, eines der größten Pariser Gotteshäuser aus neuerer Zeit: basilikale Anlage, doppeltürmige Fassade, die eine schwächliche Nachbildung von St. Sulpice in Paris ist, modifi-

ziert durch sechs-säuligen jonischen Tempelvorbau und breite Rampenanlage, im übrigen kahle, nüchterne Flächenbehandlung der Turmstümpfe (Thieme-Becker Bd. 17/1924 S. 152/53).

In einem Brief vom 1. bzw. 7. 12. 1832 an den Herzog von Aremberg in Brüssel hat er diese Pariser Reise angedeutet. Wo am Rhein er diese Dachkonstruktion mit gutem Erfolg angewendet hat, ist schwer zu sagen, ob in Bodenheim bei Mainz, Kinzweiler bei Eschweiler, Laurensberg bei Aachen oder Schleiden in der Eifel? Dort wird der Herzog von Aremberg Patronatsrechte ausgeübt haben.

J. A. Niehaus äußert sich zu dem Neubau wie folgt:

Für die Ausführung des Neubaus werden drei Jahre benötigt. Im ersten Jahr erfolgen der Abbruch der alten Kirche und der Bau einer Notkirche, die Fundamentierung und Ausführung der Mauern bis zu 12 Fuß über der Erde. Im zweiten Jahr werden die Mauern bis zu ihrer vollständigen Höhe gebracht, sämtliche Zimmerarbeiten vollendet und das Dach gedeckt. Im dritten Sommer ist der innere Ausbau so zu beschleunigen, daß Anfang Herbst die Kirche dem Gottesdienst überwiesen werden kann.

Die Ausführung des Baues dürfte die einzelnen Abteilungen am zweckmäßigsten sich auf dem Wege der Entreprise (Unternehmung) bewerkstelligen lassen. Die hiesige Gegend besitze mehrere in Werken dieser Art erfahrene Maurermeister, daß man unbedenklich die ganze Maurerarbeit zur Verbindung aussetzen könne. Sowohl die Arbeit des Maurers als auch die des Zimmerers erfordere eine besondere, nicht gewöhnliche Geschicklichkeit. Wenn daher die Ausführung in dieser Beziehung nicht tüchtigen Gewerksleuten anvertraut werde, leide die Stabilität des Gesamtwerkes darunter. Die Hauptgegenstände der Konstruktion werden durch genaue Detailzeichnungen dargestellt. Hierzu habe er sich aus dem Grunde veranlaßt gesehen, um an diesem Gebäude, welches sowohl in Rücksicht auf die Anlage als auch auf den Charakter der daran angebrachten Dekorationsformen eine bestimmten, architektonischen Charakter beanspruche, die einzelnen charakteristischen Auszeichnungen in deutlicher Zeichnung darzustellen.

Charakteristische Dekorationsformen sind an der Barßeler Kirche: der äußere Rundbogenfries, die Rundbogenfenster, die in den Seitenwänden im Innern eingelassenen, vorspringenden, viereckigen Pilaster, die Nischen zu beiden Seiten des Hochaltars und die auf achteckigen schmucklosen Säulen getragene Decke in Form einer umgekehrten Pünste (Arbeitsschiff ohne eigenen Motorantrieb), das ein Zugeständnis an die Barßeler seeschiffahrttreibende Bevölkerung bedeutet.

Die Ziegelsteine sollen aus Ostfriesland sein und müssen gut und gar gebacken sein. Die Ziegelsteine müssen von Ziegeleien genommen werden, die den Ton aus eingedeichtem Lande, nicht aus den Flußgebieten der Ems und Leda gewinnen. Die aus dem innerhalb der Flußgebiete gewonnenen Schlick gebrannten Steine geben zum Ausfrieren und zu feuchten Mauern Anlaß wegen des in dem Schlicke, wenn auch in kleiner Quantität, enthaltenen Bestandteils von Meerwasser. Der Steinkalk könne von Rheine an der Ems bezogen werden. Bei Bezug von Rheinischem Kalk habe er gute Erfolge erzielt mit dem Spediteur A. Elperting aus Rheine. Die hinfahrende Pünste müsse jedesmal die leeren Kalkfässer wieder mitnehmen. Der Mauersand müsse grobkörnig, scharf und rein sein. Der Roman-Zement würde am besten und

wohlfeilsten von der Zementfabrik am Piesberg bei Osnabrück bezogen. Es wird vorausgesetzt, daß der bei Bentheim oder Gildehaus gebrochene Sandstein in bester Qualität verwendet werde. Die Steine stammen aus den Ausläufern des Osnabrückischen Gebirges in der Grafschaft Bentheim. Den besten gebrochenen Sandstein habe der Grubenbesitzer G. Hagels in Gildehaus. Er müsse von der Grube auf dem Landtransport zur Hankerschleuse gebracht werden, von dort auf der Ems, Leda und dem Barßeler Tief bis nach Barßel. Man könne auch die Steinquadern von dem Grubenbesitzer A. Niemann in Bevergen gebrauchen; hierbei sei der Landweg zwei bis drei Stunden geringer, was eine Verbilligung von 10 bis 15% ausmache. Die Dachpfannen müßten gut gebrannt und durch das Brennen sich nicht gezogen haben, was eine dichte Eindeckung unmöglich mache.

Als Bauholz dürften nur Ostseegreinen und Fichtenholz verwendet werden. Unter Ostseegreinenholz verstehe man in Ostfriesland das harzige Tannenholz, welches in der Regel von Danzig bezogen wird. Das Fichtenholz sei das von Norwegen bezogene Tannenholz, woraus die gewöhnlichen Tannenbretter geschnitten würden. Die Ostseegreinenbretter sind innskant geschnitten und werden sowohl in der Länge wie in der Breite und Dicke nach dem Landesmaß verkauft, nicht so bei den norwegischen Fichtenbrettern, die der Länge nach in norwegischem Maß, der Breite und Dicke nach in hannoverschem Maß berechnet werden. Da das hannoversche Maß um ein geringes kleiner ist als das oldenburgische, betrage der Verlust beim Kauf etwa sechs Prozent. Die Kirchenbänke werden auch aus Ostseegreinenholz hergestellt. Zu den Lagerhölzern unter dem Flur werde jedoch Eichenholz genommen.

Für die Kirche in Lingen habe er vor einigen Jahren gußeiserne Fenster konstruiert und auf der Eisenhütte der Herren Primavese und Comp. zu Gravenhorst bei Ibbenbüren gießen lassen. Die Fenster seien gut ausgefallen. Die Preise für Barßel habe er nach den Kosten für die damalige Ausführung veranschlagt.

Diese neuartige gußeiserne Konstruktion in neuromanischen oder neugotischen Stilformen hatte Joseph Niehaus einige Jahre zuvor in Berlin kennengelernt. Geheimrat Stock von der Brüsseler Regierung des Herzogs Prosper von Aremburg hatte ihn am 23. Januar 1841 im Auftrag des Herzogs beauftragt, eine Reise nach Berlin zu machen, um dort die Baukunst des berühmten Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) und die seines Nachfolgers, des jungen Hannoveraners Anton Hallmann (1812—1842), zu studieren. Der Neuruppiner Karl Friedrich Schinkel, ein Schüler des Klassizisten Friedrich Gilly (1772—1800), hatte in und um Berlin, in der Mark Brandenburg, in den preußischen Provinzen Pommern und Schlesien Schlösser und Möbel für die preußischen Prinzen und den Adel entworfen, Bauten für Wissenschaft, Verwaltung und Heer, Wohnungen, Kirchen, Brunnen, Brücken, Tore, Dekorationen, Bühnenbilder, Steinzeichnungen und Ölgemälde geschaffen. Nicht minder war sein Interesse an der Erhaltung denkmalwürdiger Bauten. Seine Stilrichtung ist nicht so einseitig, daß sie keinen anderen Stil gelten läßt. Er schlug vor, die Werdersche Kirche zu Berlin im germanischen (neugotischen) Stil in Ziegelbauweise zu bauen. Maßgeblich war er beteiligt an dem von ihm zu hoher Blüte entwickelten Kunst- und Eisenguß der Königlichen Eisengießerei in Berlin. 1813 wurde sein Entwurf für das Eiserne Kreuz angenommen und ausgeführt. Eisengußlauben, Grabmäler, Gitter, Geländer und Lampen-



ständer zeugen noch heute von seinen Entwürfen. Für den Bronzeguß entwarf er Altarschranken und Kronleuchter, für den Zinkguß Verzierungen. Auch die Königliche Porzellanmanufaktur zählte ihn zu ihren Mitgestaltern, nicht minder das Tischlerhandwerk, soweit es sich um prunkvolle Möbel handelte.

Den gegenwärtigen Stand der Architektur sollte nun Joseph Niehaus in Berlin studieren. — Wenn Mickeln — ein herzogliches Schloß in Himmelgeist bei Düsseldorf, das „größte Bauobjekt, das Joseph Niehaus außerhalb des Hümmlings entwarf und ausführte — nicht schon so weit vorgerückt wäre, so würden Sie dafür in Berlin sicher vieles mit Ökonomie und Vorteil angeschafft haben“, schreibt Geheimrat Stock. „Zu unserm Erstaunen haben wir dort allenthalben einen großen Gebrauch des Zinks nicht bloß zur Dachdeckung, sondern zu allen möglichen äußeren und inneren Verzierungen der Häuser bemerkt, Gesimse, Kolonnaden, Statuen und alle möglichen Gegenstände werden in gegossenem Zink sehr wohlfeil und dabei dauerhaft gefertigt. Sie würden Ihre Löwen und andere Bildhauergegenstände in Berlin nach den dasigen vielfältigen schönen Modellen bestellt haben. Jetzt ist es leider zu spät, um noch für Mickeln davon Nutzen zu ziehen.“ Es wurden ihm mitgegeben Empfehlungen an den Geheimen Legationsrat und Direktor der Museen Freiherrn von Olfers und für den Hofbauinspektor Hallmann. „Der Herzog wünscht eine Abschrift des Journals zu erhalten, das Sie während dieser Reise über alles, was Kunst und Architektur betrifft, führen werden. Die königlichen und anderen Schlösser in der Umgebung von Berlin werden Sie auch besuchen und sich alles merken, was vom Großen aufs Kleine Anwendung finden kann, wenn der Bau zu Horneburg — Vest Recklinghausen — und vielleicht auch in der Eifel (?) beginnen wird. Hauptsächlich müssen Sie die Zeichnungen und Preise aller Dekorationen in Zink sammeln, die mit Vorteil von Berlin nach dem Rhein zu beziehen wären. Wenn davon lithographierte Sammlungen sowie auch von Gußwaren existieren, deren Sie bei mir von Paris gesehen haben, so ersuche ich Sie, auch mir ein Exemplar mitzubringen. Die Eisen-, Bronze- und Zinkgießereien dürfen Sie nicht vergessen. Sie sehen dort die schönsten Modelle von Statuen bestens ausgeführt, wovon Sie die Preise nehmen werden. Diese Preise sind oder werden, wie ich vernommen, bedeutend herabgesetzt, wenn vom Verkaufe ernst gesprochen wird. Auf die reduzierten Preise muß um so mehr Rücksicht genommen werden, als die Kosten des Verpackens und des Transportes ohnehin bedeutend sind.“

Das Journal ist bis heute nicht gefunden worden. Das ist um so bedauerlicher, als es Aufschluß gegeben hätte, was Joseph Niehaus an Werken der Kunst und der Architektur in Berlin sich angesehen hat und wie er die Werke, vor allem die Werke Schinkels, beurteilt. Bei dem augenblicklichen Stand der Forschung können wir nur die sporadischen Bemerkungen Niehaus auswerten.

Um eine Konkurrenz in hiesiger Gegend hervorzulocken, empfiehlt Joseph Niehaus, die Ausschreibungen für den Barßeler Kirchenbau tunlichst in den öffentlichen Osnabrückschen Anzeigen und in den zu Meppen erscheinenden Ems-Hase-Blättern aufzugeben. Er fügt noch hinzu, daß die Verglasung in gutem, weißen, französischen Glase in doppelter Dicke ausgeführt werde. Mit Rücksicht auf die Sandsteinlieferungen bemerkt er ferner, daß jüngst für die Kirche in Holte (Kreis Meppen), wo ein Turm gebaut und die Kirche erweitert



Innere Dachkonstruktion von St. Vincent de Paul in Paris, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der in Barbel erkennen läßt. (Phot. Bibl. Nat. Paris)

wird, Sandsteine von dem Steinmetzmeister A. Niemann zu Bevergern bezogen würden.

Mit dem Bau der Barßeler Kirche wurde 1851 begonnen. Mitte Oktober 1854 konnte die neuromanische Kirche in Barßel durch den Ortspfarrer Anton Thole benediziert und am 1. September 1857 durch den Bischof von Münster Johann Georg Müller feierlichst konsekriert werden. Pfarrer Thole hat die Konsekration nicht erlebt, da er vorher starb († 10. 10. 1856). Am 31. Juli 1854 hat Bischof Johann Georg erklärt, daß der alte Hochaltar nicht zum Stil der neuen Kirche passe. Er müßte daher, sobald es die Mittel erlaubten, durch einen anderen ersetzt werden. Er könne daher nicht seine Genehmigung dazu geben, daß noch Geld für den alten Altar verwendet würde. Man lasse ihn also, wie er jetzt sei. Wenn er nach Barßel komme, lasse sich das Weitere besprechen.

Der alte Altar war Ende 1745 von den Bildschnitzern Thomas und Ferdinand Jölle mann aus Holte geliefert worden. Der Zeit entsprechend muß der Altar im Stil des Barock geschnitzt sein.

1869 wird den Barßelern durch die Vermittlung des Kaplans Georg Krose, Vechta, und seines Bruders Wilhelm, Inhaber der Firma Meyer und Krose, Bremen — sie haben eine Tante, Vettern und Kusinen und einen Vetter Niehaus in Barßel wohnen —, der Hochaltar der St.-Johannis-Kirche zum Geschenk angeboten. Ein Herr Adolf Unkraut aus Bremen will dieser Kirche einen neuen, dem strengen neugotischen Stil dieser Kirche entsprechenden Hochaltar unter der Bedingung dedizieren, daß der jetzige kostbare, noch gut

erhaltene Altar in einer anderen Kirche würdevoll aufgestellt würde. In der Barßeler Pfarrkirche mit ihrem neuromanischen Stil würde er gut passen. Nachdem der Kirchenvorstand vorschriftsmäßig die Bischöfliche Genehmigung zur Anschaffung von Kirchenmöbeln erbeten und erhalten hatte, erfolgte Mitte Juni 1871 die Aufstellung des Altares durch einen Bremer Tischler. Der jetzige Baldachin- oder Ziborienaltar stammt 1895/96 von dem Architekten Wilhelm Rincklake aus Münster, dem Erbauer der neugotischen Pfarrkirchen in Steinfeld (1897/99) und Ramsloh (1899/1900) und nachmaligen Pater Ludgerus OSB (1851—1927) in Maria Laach.

Die Kanzel hat im Jahre 1859 angefertigt der Konkurrent von Joseph Niehaus, der Architekt und Kirchenbaumeister Johann Bernhard Hensen aus Sögel. Dieser Architekt hat dann noch 1862 ein zu dem Kirchenbaustil passendes Pfarrhaus entworfen, das schon 1834/49 von Joseph Niehaus in neuromanischem Stil geplant war und 1963 abgebrochen ist, weil der Dachstuhl vom Holzbock befallen war.

1875 schenkte der aus Barßel gebürtige Bischöfliche Offizial zu Vechta, Theodor Niehaus (1820—1887), die 14 Kreuzwegstationen, die nachgebildet worden sind dem Kreuzweg des Joseph Ritter von Führich (1800—1876) in der St.-Johannis-Kirche an der Jägerzeile in Wien, dem ersten größeren Monumentalwerk in Freskotechnik. Die VII. und IX. Station sind durch Kriegseinwirkung verlorengegangen und auf meine Anregung hin durch die von Harkebrügge ersetzt worden, zumal dort ein neuer, moderner verehrt wird. Zufolge des Dekrets der hl. Kongregation der Ablässe hat Pater Bernhardinus Ellendorf OFM aus dem Kloster Warendorf den Kreuzweg am 14. Juli 1875 eingeweiht.

Bauliche Veränderungen führten folgende Architekten durch: Im November 1920 der Bremer Neugotiker Heinrich Flügel (1849—1930); 1946/48 die Baumeister Ing. Arch. C. A. Kugelmann, Vechta, und der Architekt (BDA) Eugen Schlüter vom Carolinenhof bei Barßel; Dipl.-Ing. Ludger Sunder-Plassmann, Cloppenburg, der den am 29. April 1945 gesprengten Turm in der alten Form wieder aufbaute. Das Richtfest des Turmes war am 8. Juli 1954. Da die Seitenwände und die Chorwand zu $\frac{3}{4}$ erhalten waren, brauchte die Kirche nicht neu konsekriert zu werden.

Warum wurde die Kirche in neuromanischem Stil erbaut? Die Kirchspiels-eingesessenen urteilten damals nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten — ihnen ist der Begriff „neuromanischer Stil“ völlig fremd —, sondern nach Gründen der Zweckmäßigkeit wie Platzangebot, Überschaubarkeit und Akustik. Joseph Niehaus gebraucht den Begriff der Neuromanik in keiner Baubeschreibung. In Barßel fand er eine Gemeinde vor, die bereit war, die entstehenden hohen Kosten aufzubringen. Anders war es schon bei seinem nächsten Kirchenbau in Börger/Hümmling (1856—1858), wo die Gläubigen eine schöne — der einzige ästhetische Ausdruck — und zugleich billige Kirche gebaut haben wollten. Der billigste Stil war damals der neugotische.

Zur katholischen Kirchengemeinde Barßel zählen neben dem Kirchdorf Barßel selbst die Bauerschaften, Siedlungen und Höfe Barßelermoor, Lohe, Carolinenhof, Friesenhof, Loher Ostmark, Neulohe, Uhlenhof, Loher Westmark, das Gut Cornelia, Neuland, Osterhusen und Roggenberg.

Nach einer Pressemeldung der Münsterländischen Tageszeitung (Cloppenburg) Nr. 295 vom 21. Dezember 1967 wird man nicht umhin können, die Bar-

Beler Kirche wegen der wachsenden Bevölkerung zu erweitern. In der Kirche sind 600 Sitzplätze, was bei dem derzeitigen Bevölkerungsstand zu wenig ist. Ferner ist das Dach undicht und das Gewölbe durchlässig, so daß Wärme aus der beheizten Kirche entweicht. Der Putz an den Wänden ist locker und muß vor einem Neuanstrich entfernt werden. Die Kirche soll entweder erweitert oder an der gleichen Stelle oder zwischen dem Pastorat und dem Rathaus neu gebaut werden. Bei einem Neubau soll dann die alte neuromanische Kirche abgerissen werden. Zur Zeit wird an einem Gutachten gearbeitet, das von einem Architekten im Auftrage des Bischöflichen Offizialates angefertigt wird (NWZ Nr. 44/21. 2. 1969).

a) Archivalische Quellen:

Akten der katholischen Pfarre Barbel, Repos. Nr. 510 (zwei Bände), 511, 520, 535, 536, 5121 und 5123.
 Herzoglich Arembergisches Archiv zu Meppen: Bausachen, Korrespondenz mit dem Bauinspektor Niehaus zu Haselünne, G 156 b, G 156 c, G 156 d; F Recklinghäuser Archiv; G Brüsseler Kabinettsregistratur.
 Kirchenbücher der katholischen Pfarre Haselünne: Tauf-, Copulations- und Sterberegister.

b) Literarische Quellen:

J. J. Winckelmann, Briefe, hrsg. in Verbindung mit Hans Diepolder von Walther Rehm, vier Bände, Berlin 1952—1957.
 Pastor Wöbcken, Die Geschichte der Lambertikirche (in Oldenburg) = Sonderdruck aus dem Oldenburgischen Jahrbuch 1938 (Oldenburg 1939), S. 22—36.
 W. Bast, Blütezeit in der dunklen Epoche — Vererbte Begabungen bei Oldenburger Baumeistern = Nordwest-Zeitung (Oldenburg) Nr. 4 vom 6. 1. 1958.
 W. Bast, Von der Festung zur Residenz — Die Baumeister Winck und Slevogt zur Zeit Peter Friedrich Ludwigs = Nordwest-Zeitung (Oldenburg) Nr. 291 vom 15. 12. 1958.
 W. Bast, Genealogische Daten der oldenburgischen Baumeister des Klassizismus = Manuskript vom 29. 12. 1963.
 R. Poppe, Der Haselünner Architekt Josef Niehaus (mit 13 Tafeln) = Osnabrücker Mitteilungen Bd. 68, Osnabrück 1959, S. 272—308.
 R. Poppe, Bau- und Kunstdenkmäler in Meppen = Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Meppen (Münster 1960), S. 109—115 mit 16 Bildbeilagen.
 B. Holtmann, Das Dekanat Hümmling — Kirchengeschichtliche Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart (Osnabrück 1966). Mit zahlreichen Abbildungen.
 P. O. Rave, Karl Friedrich Schinkel (München o. J.).
 Schinkel, Karl Friedrich = Thieme-Becker, Künstlerlexikon Bd. 30/1936, S. 77—83.
 K. B a u c h, Das Eiserne Kreuz 1813/1939 (Berlin 1941).
 H. Steenken, Zur Chronik von Holte = Jahrbuch des Emsländischen Heimatvereins Bd. 2/1954 (Meppen 1954), S. 114/15: Thomas Jöllemann und die Holter Juden. — Daneben sind Werke der Jöllemaniden bekannt in Altenoythe, Aschendorf, Bippen, Holte, Löningen, Meppen (Gymnasialkirche) und Quakenbrück.
 L. H u m b o r g, 275 Jahre Rincklake van Endert — Handwerker und Kaufleute in Münster (1956).
 H. Börsting, Handbuch des Bistums Münster. II. Bd.: Gegenwart. 2. Auflage. Münster 1946.
 W. Kloppenburg, Der Kirchenbaumeister Johann Bernhard Hensen aus Sögel (1828—1870) und der Kirchenbau seiner Zeit (mit fünf Abb.) = Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes Bd. 14/1967, S. 83—101.
 Th. Kohlmann, Baurat Otto Lasius und die Hausforschung = Der oldenburgische Hauskalender oder Hausfreund auf das Jahr 1969, S. 51—53.
 K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. B. Dekanat Cloppenburg. IV. Bd. (Köln 1898 ff.), S. 59—62 und 95/96.
 Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart: Niehaus Bd. 25/1931, S. 463; Vaudoyer Bd. 34/1940, S. 137/38; Le Père Bd. 23/1929, S. 99; Hittorf Bd. 17/1924, S. 152/53.

Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland

II. Teil: Das Handwerk im 19. Jahrhundert

VON THEODOR KOHLMANN

Da das Handwerk den größten Teil des 19. Jahrhunderts hindurch ein wesentlicher Faktor in der Versorgung der Bevölkerung mit Sachgütern blieb, und zwar gerade im bäuerlichen Bereich für Haus und Hof, muß eine Untersuchung über die Geschichte des Handwerks über den Zeitpunkt 1800 hinausgeführt werden¹⁾, zumal auch Kunst und Kunstgewerbe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr in das Blickfeld wissenschaftlicher Betrachtung rücken. Zudem berührt die Diskussion um Wert oder Unwert des Kunstschaffens im 19. Jahrhundert die Handwerksforschung nur am Rande. Die Erzeugnisse der kleinstädtischen und ländlichen Handwerker des Oldenburger Münsterlandes gehören in das Gebiet der volkskundlichen Sachforschung und sind infolgedessen nicht mit kunstwissenschaftlichen, sondern mit volkskundlichen Kategorien zu beurteilen.

In das 19. Jahrhundert ging das Handwerk noch mit der alten Zunftverfassung hinein. Aber schon die napoleonische Zeit räumte mit den größtenteils veralteten und teilweise noch mittelalterlichen Bestimmungen und Beschränkungen auf. Im Herzogtum Oldenburg, dem das Oldenburger Münsterland seit 1803 angehörte, wurden die Zünfte 1811 aufgelöst. Damals war das Weser-Ems-Gebiet sogar ein Teil des französischen Kaiserreichs. Als nach den Befreiungskriegen in den deutschen Ländern nach und nach neue Zunftverordnungen erlassen wurden, paßten sich die neuen Zunftartikel und Zunftbriefe zumeist den veränderten Verhältnissen an. Im Herzogtum Oldenburg blieb es vorerst bei der Gewerbefreiheit der französischen Zeit. Das hatte zur Folge, daß sich zahlreiche Handwerker, die vorher nur in den Städten oder besonders privilegierten Flecken tätig sein durften, auch in den Dörfern niederließen. So findet man etwa seit dieser Zeit in den Dörfern des Oldenburger Münsterlandes auch Goldschmiede, Uhrmacher, Zinngießer und Blaufärber. Die Aufhebung des Mühlenzwanges führte zum Bau zahlreicher neuer Windmühlen²⁾. Die Einführung der Gewerbefreiheit hatte also für das Wirtschaftsleben durchaus belebende Wirkung.

Eine Neuregelung der Zunftverfassung brachte im Herzogtum Oldenburg erst die Gewerbeordnung von 1830³⁾. Doch wurden die alten Zünfte nicht erneuert. Dafür konnten sich die Handwerksmeister in den Städten und Marktorten zu Innungen zusammenschließen, wenn mindestens fünf Meister eines Berufes vorhanden waren. Zur Niederlassung in den Dörfern waren nur die Grob- und Nagelschmiede, Rademacher, Zimmerleute, Maurer, Schuster, Schneider, Bäcker, Töpfer, Tischler, Leineweber, Schlächter, Böttcher, Dachdecker, Drechsler, Lohgerber, Sattler und Glaser berechtigt.

Die Landhandwerker konnten sich der Innung des nächstgelegenen Ortes anschließen. Nur der Beitritt zu einer Innung gab das Recht zur Ausbildung von Lehrlingen und zum Einstellen von Gesellen. Mit Sondergenehmigungen der

Regierung durften sich aber auch in der obigen Aufzählung nicht vertretene Handwerker in den Dörfern ansiedeln. Für die Innungsartikel lieferte die Regierung einen Musterentwurf. Die neue oldenburgische Gewerbeordnung von 1830 war im Vergleich zu den Regelungen anderer Länder sehr liberal.

Auf Grund der neuen Gewerbeordnung schlossen sich auch im Oldenburger Münsterland zahlreiche Meister zu Gilden oder Innungen zusammen, allerdings nur in den Städten Cloppenburg und Vechta. Die folgende Tabelle verzeichnet die damals gegründeten Innungen und die Anzahl der Meister im Jahre 1855 (Vechta) bzw. 1861 (Cloppenburg)⁴).

Innungen nach der Handwerksordnung von 1830

	Vechta	Cloppenburg
Bäcker	7	11
Schneider	10	10
Tischler	9	14
Schuhmacher	10	23
Schmiede und Schlosser	10	10
Maler und Glaser	8	—
Leineweber	20	—
Weißgerber und Handschuhmacher	—	7

Die Gründungsakten der südoldenburgischen Innungen, denen meist auch ein Exemplar des von allen Meistern unterschriebenen Zunftbriefes beigegeben ist, sind eine wichtige handwerksgeschichtliche Quelle⁵). Die Zunftartikel der Vechtaer Schneider, Bäcker, Tischler und Leineweber wurden 1834 genehmigt. Die Maler und Glaser Rolves, Fortmann und Hempelmann hatten 1835 zusammen mit dem Sattler Adelman und den Buchbindern Beckmann und Haskamp eine gemeinsame Zunft beantragt. Dieses Gesuch wurde wegen der Verschiedenartigkeit der Berufe abgelehnt. 1842 reichten acht Maler und Glaser ein neues Gesuch ein, und jetzt wurden „die einliegenden aus 16 §§ bestehenden Artikel der Maler- und Glaser-Innung zu Vechta . . . salvo iure serenissimi et cuius vis tertii genehmigt“. Die Vechtaer Schmiede- und Schlosser-Zunft trat 1835 zusammen, und die Schuhmacher-Innung wurde 1837 von fünfzehn Meistern gebildet. Ein Gesuch der Kupferschmiede Johann Voogt, Diederich Benedieck und Caspar Bröring in Vechta, Johann Wilhelm Büdicker in Dinklage, des Klempners und Blechenschlägers Joseph Barber in Vechta und der Uhrmacher Gerhard Schierenbeck und Theodor Heckmann in Vechta führte nicht zur Bildung einer Innung. Ebenfalls wurde das gemeinsame Gesuch der Färber Anton Mertz und Mauritz Schmedes (dieser war auch Zinngießer) zu Vechta, Friedrich Ludwig Becker, Anton Diedrich Becker, Theodor Neelsen und Friedrich Sommer zu Wildeshausen, Johann Hinrich Koch zu Dinklage, Friedrich Pieper, Joseph Kreutzmann, Anton Enker, Bernhard Pieper und Jacob Pieper zu Damme, sowie A. Fortmann zu Cloppenburg abgelehnt, da aus Vechta selbst nur zwei Färber beteiligt waren. Die südoldenburgischen Färber sollten sich der bereits 1831 genehmigten Zunft in Wildeshausen anschließen, die bisher irrtümlich nicht ins Leben getreten war.

Den zehn Cloppenburger Schneidermeistern wurde der Gildebrief 1831 erteilt. Als Meisterstück wurde eine „Mannskleidung, nämlich Rock, Weste und



Abb. 1: Schuhmacher-Amtssiegel Cloppenburg (Landesmuseum Oldenburg).
(Foto: Landesmuseum Oldenburg)



Abb. 2: Tischler-Amtssiegel Cloppenburg von 1846 (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg). (Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg)

Hose, so wie es zur Zeit Tragt und Mode seyn wird", gefordert. Die Cloppenburgener Weißgerber Christian und Gerhard Hülsemann, Nicolaus und Heinrich Hiltemann und Carl Geermann bemühten sich 1834 um die Einrichtung einer Zunft, die Genehmigung erfolgte aber erst 1840. Inzwischen waren acht Weißgerber tätig, die ein nicht unbedeutendes Geschäft trieben. Das Lehrlingsbuch der Weißgerberzunft befindet sich im Museumsdorf.

1835 erhielten die Cloppenburgener Schuhmacher ihren Zunftbrief. Anscheinend reichten den Meistern die obrigkeitlichen Zunftartikel nicht; denn das Museumsdorf besitzt ein Gildebuch dieser Zunft von 1835, in dem weitere Satzungen enthalten sind. Am Anfang dieses Buches heißt es: „Nachdem uns, den unterzeichneten 19 Schuhmacher Meister in Cloppenburg und Crapendorf von großherzoglicher Regierung die Erlaubniß zur Errichtung einer Gilde ertheilt ist, und unsere Zunft-Artikel von Derselben genehmigt worden sind, so wird von uns sämtlichen Mitgliedern, mit eines jeden wolbedachter und überlegter Zustimmung, Folgendes verbindent für uns festgestellt, wornach sich ein jeder zu richten und dieses zur Bewahrheitung und Beurkundung mit seinem Namen unterschrieben hat; jedoch bleiben die Zunft-Artikel selbstredend in Voller Wirkung und Kraft.“ Der neunte Artikel dieser selbstgegebenen Satzung heißt z. B.: „Wer bei offener Lade ungehorsam oder ungebührlich handelt, wer nicht anständig gekleidet (wenigstens muß derselbe einen Rock anhaben) und mit bedecktem Haupte oder mit der Pfeife rauchend in der Versammlung erscheint, zahlt eine Brüche von 6 Grote.“ Das Gildebuch enthält außerdem die Eintragungen über neuaufgenommene Mei-

ster bis 1854 und die Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben der Zunft bis 1857. In der Versammlung von 1835 wurde auch eine „neu angefertigte Lade producirt, welche mit einem Schloß mit drei Schlüsseln versehen war, welche Lage von den sämtlichen Comparenten als ihre Gilde-Lade anerkannt wurde“. Die Zunfttruhe scheint leider ebenso wie die sicherlich vorhanden gewesenen Zunfttruhen der übrigen Innungen nicht mehr erhalten zu sein. Das Landesmuseum in Oldenburg besitzt aber das Zunftsiegel der Cloppenburgischer Schuhmacher (Abb. 1). Das Siegelbild zeigt einen Doppeladler mit Szepter und Schwert in den Fängen und einer Krone über den Köpfen. Auf der Brust des Adlers bezeichnet ein Stiefel das Handwerk. Die Umschrift lautet: „SCHUMACHER AMT SIEGEL CLOPPENBURG“. Daß trotz der 1806 erfolgten Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation der Reichsadler als Siegelbild gewählt wurde, beruht auf alter Schustertradition. Der Reichsadler erscheint auf mehreren westfälischen Schuhmacherzunftsiegeln des 17. bis 19. Jahrhunderts, während er auf den übrigen von Frau Dr. Pieper-Lippe⁶⁾ veröffentlichten westfälischen Zunftsiegeln nur noch einmal zu finden ist.

Die Cloppenburgische Tischlerzunft wurde erst 1846 nach längeren Verhandlungen gegründet. Bei dem ersten Versuch im Jahre 1839 wollten sich die tüchtigsten Tischler Lückmann und Bange nicht beteiligen. Als Meisterstück mußte ein „moderner Secretair von Mahagoni oder Eschenholze aufrecht finirt angefertigt“ werden. Dazu war vorher eine Zeichnung zu liefern. Das im Museumsdorf aufbewahrte Siegel der Cloppenburgischen Tischler zeigt die Handwerkselemente Hobel, Zirkel und Winkel. Die Umschrift heißt: „TISCHLER AMT ZU CLOPPENBURG U. CRAPENDORF 1846“ (Abb. 2).

Ebenfalls 1846 errichteten auch die Cloppenburgischen Bäcker ihre Zunft, während die Schmiede- und Schlosser-Innung 1841 genehmigt worden war. Ein Antrag der fünf Drechslermeister von Cloppenburg wurde 1842 abgelehnt.

In Friesoythe, der dritten Stadt des Oldenburger Münsterlandes, wurden keine Innungen nach der Handwerksordnung von 1830 errichtet. Zwar wollten die fünf Friesoyther Tischler Wilhelm Glup, Nicolaus Bröker, Hinrich Bruns, Otto Wreesmann und Johann Vorwold sich zu einer Zunft zusammenschließen, wozu sie auch grundsätzlich die Genehmigung erhielten; da sie aber keine Innungsartikel einsandten, ist es zur Bildung dieser Zunft nicht gekommen. Den 1836 eingesandten Innungsartikeln der sechs Schneider wurde die Genehmigung versagt, weil der Entwurf nicht der Gewerbeordnung entsprach. Ein weiterer Versuch von 1840 scheiterte an der gutachtlichen Erklärung des Magistrats, nach der die Schneider vor allem als Tagelöhner arbeiteten.

1861 wurde in Oldenburg — entsprechend der Entwicklung in anderen Ländern — die Gewerbefreiheit eingeführt. Damit waren die nach der Gewerbeordnung von 1830 gebildeten Zünfte aufgelöst.

Neben den hier mitgeteilten Zunftakten sind die „Akten über die Zählung sämtlicher Handwerker“ von 1831 eine wichtige statistische Quelle für die Handwerksgeschichte des 19. Jahrhunderts⁷⁾; denn diese Zählung vermittelt genaue Unterlagen über die Verteilung der Handwerker auf die Städte, Flecken, Dörfer und Bauerschaften und über die zahlenmäßige Besetzung der einzelnen Berufe. Wertvoll ist auch das 1839 herausgegebene „Landesadreß-

buch für das Herzogthum Oldenburg“, in dem allerdings nur die handel-treibenden Handwerker aufgeführt sind, nicht aber die für Lohn arbeitenden Berufe. Aus diesem Adreßbuch erfahren wir z. B., daß damals in Damme der Orgelbauer Wilhelm Haupt sein Handwerk ausübte. Eine Orgelbauerfamilie gab es auch in Goldenstedt. Dort wird 1835 der Orgelbauer Bernard Kröger erwähnt, dessen Betrieb von dem Sohn Arnold und dem Enkel Hermann fortgeführt wurde⁸⁾).

Die hier angeführten Quellen lassen erkennen, daß das Handwerk im Oldenburger Münsterland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen lebhaften Aufschwung erlebte. Diese Entwicklung hatte sich schon um die Jahrhundertwende angebahnt, wie statistische Erhebungen aus dieser Zeit im Vergleich mit älteren Aufstellungen zeigen. Zwar führten die napoleonischen Kriege zu einer der Wirtschaftsentwicklung ungünstigen Verarmung, andererseits wurden in dieser Zeit aber auch fesselnde Beschränkungen aufgehoben. Auf die napoleonische Krisenzeit folgte eine zwar nicht stürmische, aber stetige Konjunktur, die auch dem Handwerk zugute kam. Es sei aber auch nicht verschwiegen, daß schon gegen die Mitte des Jahrhunderts dem Handwerk in der aufstrebenden Industrie eine starke Konkurrenz entstand, so etwa den Goldschmieden in der Pforzheimer Schmuckindustrie, um nur ein Beispiel zu nennen. Es ist deshalb zu fragen, ob der statistisch nachweisbaren Vermehrung der Handwerksbetriebe nicht eine Verringerung des Umsatzes entsprach. In der Tat ließe sich aus den zeitgenössischen Klagen über Nachlassen der Nachfrage und Überbesetzungen ein ziemlich düsteres Bild von der Lage des Handwerks entwerfen. In den meisten Fällen dürften diese Klagen stark übertrieben sein. Nicht umsonst ist das Sprichwort „Handwerk hat goldenen Boden“ lebendig geblieben.

Der Förderung von Handel, Handwerk und Gewerbe diene der 1840 gegründete Oldenburgische Gewerbe- und Handels-Verein⁹⁾. In der „Aufforderung zur Bildung des Vereins“ heißt es: „Eine Reihe segensreicher Friedensjahre hat in allen Ländern Europas der Gewerthätigkeit einen außerordentlichen Aufschwung gegeben, . . . und in rascher Zunahme steigt die Production in allen Gebieten des Kunstfleißes . . . Je mehr nun aber bei uns die Gewerthätigkeit (die in andern Ländern vorzugsweise in den Städten sich sammelt) sich über das Land verbreitet, . . . desto wünschenswerter wird auch für uns die Unterstützung, welche in neuerer Zeit die Industrie anderer Länder in zahlreich gestifteten Gewerbs- und Handelsvereinen gefunden hat“. Der Verein war allerdings in erster Linie eine stadt- und nordoldenburgische Angelegenheit. Aus dem Oldenburger Münsterland waren der Gemeinheits-Commissair Nieberding und der Fabrikant G. H. Kreymborg die ersten Mitglieder. Als erste Handwerker traten Zimmermeister A. Arck, Schmiedemeister Heribert Damann, Schustermeister B. Falke, Buchdrucker Fauvel, Bäckermeister A. Heyer, Leinwand- und Buntweber W. A. Klövekorn, Goldarbeiter Jos. Lephard, Kupferschmied J. A. Voogdt und Schönfärber Mertz aus Vechta dem Verein bei. Es folgten als nächste Uhrmacher Th. Heckmann aus Vechta und Schönfärber Weiß aus Bakum. Auf den Gewerbe-Ausstellungen des Vereins, deren erste 1842 durchgeführt wurde, war die Beteiligung des südoldenburgischen Handwerks sehr gering, so daß ein Überblick über die Erzeugnisse und Leistungen des heimischen Handwerks aus anderen Quellen gewonnen werden muß. „Lobende Anerkennung“ oder „ehrenvolle

Erwähnung“ fanden z. B. feuerfeste eiserne Schränke von J. Rosemeyer aus Lönigen, Haarflechtarbeiten von Kenkel aus Lohne, Rüstzeug von Schmiedemeister J. H. Dammann aus Lutten und Drechslerarbeiten von Kunstdrechslermeister Bunker aus Steinfeld¹⁰⁾.

Eine ausführliche Beschreibung aller Handwerke kann an dieser Stelle natürlich nicht gegeben werden, doch sollen im Folgenden wenigstens einige Handwerkszweige in ihrer Entwicklung kurz skizziert werden. Die Zimmerleute des Oldenburger Münsterlandes errichteten vorerst weiter die traditionellen niedersächsischen Bauernhäuser. Zahlreiche Hof- und Wirtschaftsgebäude tragen Datierungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu welchen Bauleistungen die Zimmerleute des 19. Jahrhunderts fähig waren, demonstriert am eindrucksvollsten der im Museumsdorf wiedererrichtete Quatmannshof aus Elsten aus dem Jahre 1805, der einen Vergleich mit den Artländer Bauernhäusern des 18. Jahrhunderts nicht zu scheuen braucht. Die Trennwand zwischen der Deele und dem Flett, der Schornstein und die großen Sprossenfenster sind Neuerungen des 19. Jahrhunderts und beweisen eine behutsame Weiterentwicklung des überkommenen Haustyps. In der Konstruktion wurde gegenüber dem überlieferten Zweiständerhaus mehr und mehr dem Vierständerhaus der Vorzug gegeben. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hielt man noch an der Grundform des niedersächsischen Bauernhauses fest, doch wurde das Fachwerk durch massives Ziegelmauerwerk verdrängt. Daneben wird der Trend bemerkbar, Wohnen und Wirtschaften zu trennen, und es entstanden gegen Ende des Jahrhunderts auch villenartige Wohnbauten neben den alten Niedersachsenhäusern. Statt des niedersächsischen Längsdielenhauses findet man bei Kleinbauernhäusern im 19. Jahrhundert auch den Typ des Querdielenhauses, und zwar auch zuerst in Fachwerk- und später in Massivbauweise. Außerdem wurde im 19. Jahrhundert das ostfriesische Gulfhaus übernommen, wofür das Awicksche Haus aus Scharrel von 1822 (jetzt Museumsdorf) eines der ersten Beispiele ist. Die Zimmerleute und Maurer des Oldenburger Münsterlandes hatten also allein im bäuerlichen Bereich eine ganze Reihe neuer Aufgaben zu bewältigen. Wie die Zimmerleute führten auch die Tischler zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihre Werkstatttraditionen fort. Besonders deutlich wird das an den Löninger Truhen, von denen das Museumsdorf besonders reich geschnitzte Stücke aus den Jahren 1800, 1803, 1815, 1819 und 1827 besitzt¹¹⁾. Die Truhen wurden im Löninger Gebiet anscheinend meist auf Bestellung des Bräutigams gefertigt. Ein Vergleich der Heiratsbücher der Löninger Pfarrgemeinde mit den Initialen auf datierten Löninger Truhen¹²⁾ hatte folgendes Ergebnis:

Truhe 1800 — JHLM: Johann Henrich Lüllmann aus Angelbeck

Truhe 1800 — JHA: Johann Henrich Albers aus Hagel

Truhe 1803 — HGL: Herm. Gerd Lübbers aus Evenkamp

Truhe 1815 — JBF: Johann Bernd Funke aus Bunnan.

Die Cloppenburger und Friesoyther Kufentruhen, bei denen sich seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein eigener Typus mit charakteristischen Schnitzmotiven feststellen läßt, wurden auch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert gefertigt (Abb. 3). Bis in die dreißiger Jahre sind datierte Truhen noch häufig zu finden. Im vierten Jahrzehnt wurde dann die Kufentruhe einerseits durch die einfache und schmucklose Koffertruhe und andererseits durch die aus dem städtischen Bereich stammende Kommode verdrängt.



Abb. 3: Kufentruhe Friesoyther Art aus dem Jahre 1831. Herkunft Auen, Gemeinde Lindern (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg).

(Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg)

Bei den Kleiderschränken wurde vorerst noch der barocke Typus mit reichen Verkröpfungen an den Türen, mit vorgesetzten Pilastern und geschnitzten Kapitellen beibehalten, wie ein Schrank des Museumsdorfes von 1805 zeigt. Ein anderer Kleiderschrank von 1832 verdeutlicht mit seinen lanzettförmigen Schnitzereien auf den Türen und einem Palmettenfries als oberem Abschluß den Stilwandel zum Klassizismus. Zu diesem Schrank gibt es als Gegenstück eine ebenfalls 1832 datierte offene Anrichte. Diese und weitere Anrichten des Museumsdorfes aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beweisen, daß die offene Anrichte als wichtigstes Möbel des Herdraumes weiterhin hergestellt wurde, wobei wie bei den Schränken klassizistische Stilelemente eindringen. Daneben erscheint jetzt im Oldenburger Münsterland auch die geschlossene, d. h. im Oberteil verglaste Anrichte, die im 18. Jahrhundert kaum anzutreffen war. In der Spätform der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts fertigten die Tischler besonders hohe und mächtige „Glaschapps“, bei denen zwischen Unterteil und Oberteil noch ein Zwischenteil mit einer nach unten zu öffnenden Klappe eingeschoben ist. Das Musterbuch eines Tischlers, das dem Museumsdorf von Tischlermeister Rüge in Emstek geschenkt wurde, enthält solche späten Anrichten und außerdem Schränke, Schreibtische, Kommoden und Koffertruhen (Abb. 4). Insgesamt ist ein Vordringen städtischer Möbel in das Bauernhaus zu beobachten.

Für das Goldschmiedehandwerk war das 19. Jahrhundert eine Zeit der Expansion. Nachdem sich im Oldenburger Münsterland überhaupt erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Goldschmiede nur in Vechta und Cloppenburg nachweisen ließen, war dieses Handwerk im 19. Jahrhundert auch in Friesoythe, Lönigen, Lindern, Essen, Dinklage, Lohne, Damme und Holdorf vertreten¹³). Den Stand des Jahres 1839 verzeichnet das schon erwähnte Landes-

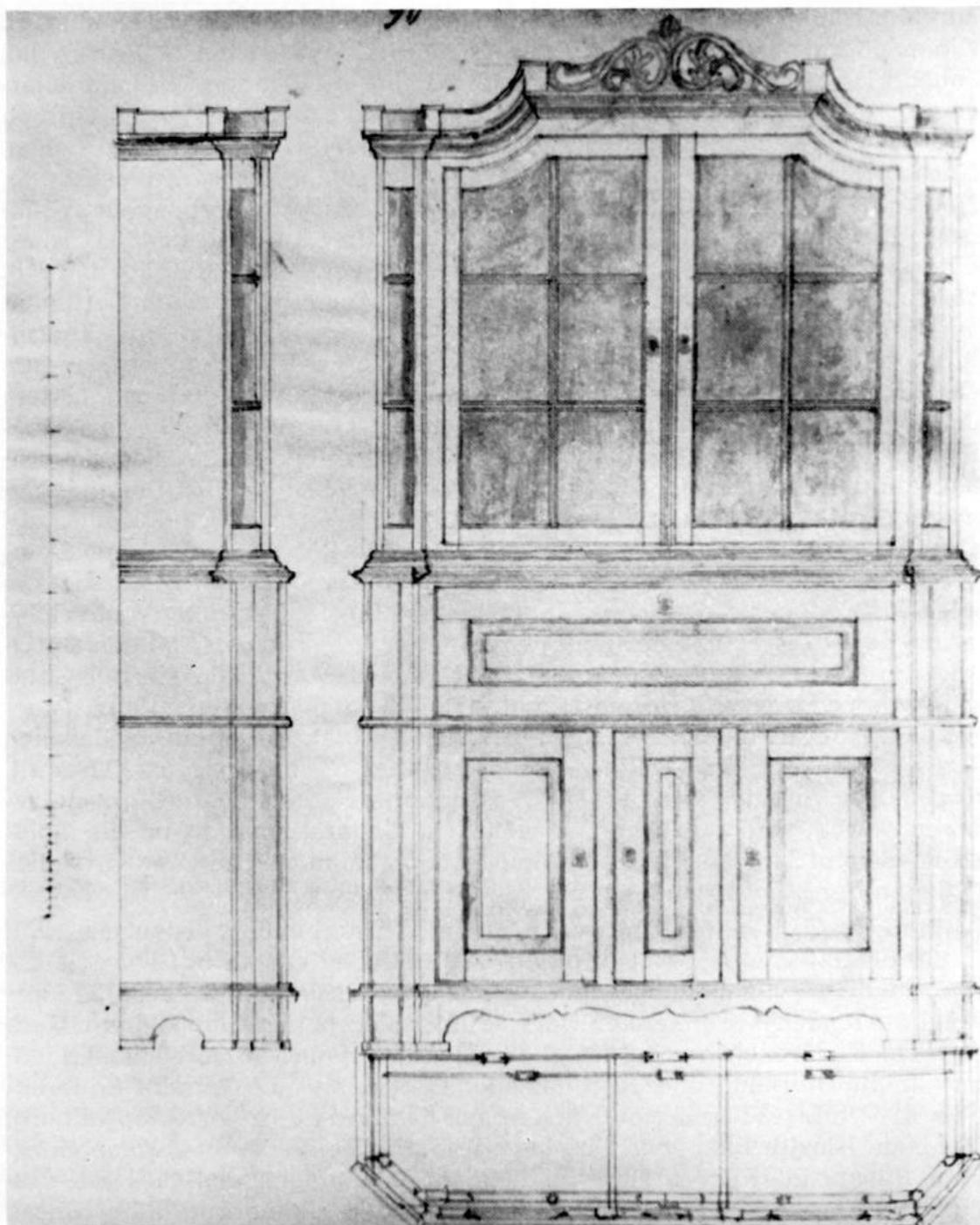


Abb. 4: Zeichnung einer geschlossenen Anrichte aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Kunsttischlerei Rüwe, Emstek (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg).
(Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg)

adreßbuch mit den Goldschmieden Heinrich Becker und Anton Drüding in Cloppenburg, Anton Adelman und Helmerich Wreesmann in Friesoythe, Johann Heinrich Eckholt und Heinrich Drüding in Lönigen, Wilhelm Niermann, Joseph Lephard, Franz Auling und Arnold Busse in Vechta, Joseph von der Hoya und Carl Korff in Damme und Heinrich Burhorst in Lohne. Noch 1875 gab es im Kreis Vechta 10 Goldschmiede, und zwar in Vechta (3), Holdorf (3), Dinklage (2), Damme (1) und Lohne (1)¹⁴). In Cloppenburg gründeten die Goldschmiede Heinrich Becker und Theodor Jung um 1847 sogar eine „Bijouteriewarenfabrik“, die zeitweise 14 Arbeiter beschäftigte und z. B. 1876 auf der sechsten Gewerbeausstellung in Oldenburg mit einem Sortiment verschiedener Broschen, Ohrringe, Berloques, Medaillons und Mosaikgarnituren vertreten war. Leider sind nur wenige Werke der südoldenburgischen Goldschmiede bekannt, obwohl bestimmt Tausende von silbernen Löffeln und Schmuckstücken in ihren Werkstätten entstanden sind. Eine systematische Untersuchung von altem Silberbesteck in den Bürger- und Bauernhäusern des Oldenburger Münsterlandes würde sicher eine ganze Reihe heimischer Gold- und Silberschmiedearbeiten zutage fördern. Das Museumsdorf würde die Mitteilung von Meistermarken, die den alten Löffeln zumeist eingeschlagen wurden, sehr begrüßen. Bis zur Einführung der Reichssilbermarke mit Krone, Mondsichel und der Zahl 800 im Jahre 1881 zeichneten die Goldschmiede ihre Arbeiten meist mit den Initialen ihres Namens und dem Lötigkeitsvermerk 12. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die meisten Goldschmiedewerkstätten in Uhrmacherbetriebe mit Schmuckwarenverkauf umgewandelt. Hierfür ist die Geschichte der Familie Diekstatt ein gutes Beispiel. Die Nachkommen des Dinklager Goldschmiedes Clemens August Diekstatt, der 1811 in Dinklage als Sohn des Wassermüllers auf der Burg Dinklage geboren wurde, sind nun schon in mehreren Generationen zuerst als Goldschmiede und dann als Uhrmacher in Dinklage, Lohne und anderen Orten des Oldenburger Münsterlandes tätig.

Auch für das Uhrmacherhandwerk war das 19. Jahrhundert bedeutsam, weil in dieser Zeit von den Meistern auch selbst Uhren angefertigt wurden, die noch heute in vielen Bauernhäusern die Zeit ansagen. Ende des 18. Jahrhunderts fanden wir die ersten Uhrmacher in Vechta und Cloppenburg. Nach dem Landesadreßbuch von 1839 arbeiteten neun Uhrmacher im Oldenburger Münsterland, und zwar Theodor Heckmann und Gerhard Schierenbeck in Vechta, Wilhelm von Hörsten und Gerhard Läschen in Cloppenburg, Hermann Hinrich Blömer in Dinklage, Friedrich Feldkamp in Damme, Bernhard Blumm in Holdorf, Heinrich Lübbers in Lönigen und Carl Büter in Lindern. Von diesen Meistern ist Carl Büter der bekannteste. Büter-Uhren sind noch heute ein Begriff. Drei Generationen arbeiteten in der Linderner Werkstatt und versorgten das Oldenburger Münsterland mit Stand- und Hanguhren. Datierte Büter-Uhren besitzt das Museumsdorf aus den Jahren 1828, 1857, 1870 und 1874. In Cloppenburg wurde die Uhrmacherwerkstatt von Johann Gerhard Läschen (1757—1825) durch seinen Sohn Johann Heinrich (1787—1829) und seinen Enkel Gerhard Heinrich (1816—1850) fortgeführt. In Vechta folgte der Tischler und Uhrmacher Adolph Joseph Wichmann (1788—1833) auf seinen Vater Heribert. Zur gleichen Familie gehörte auch der 1837 in Oythe geborene Uhrmacher Julius Wichmann. Von dem Löninger Uhrmacher Heinrich Lübbers erzählte ein Nachkomme, daß dieser seinerzeit

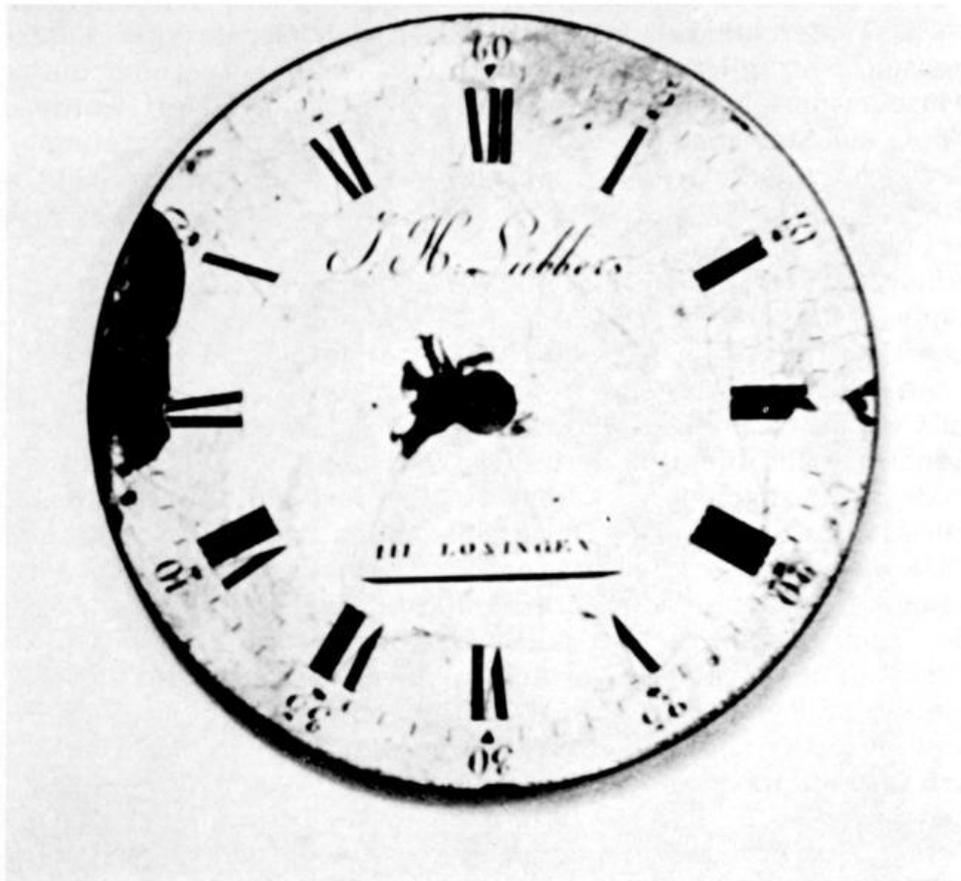


Abb. 5: Emailliertes Taschenuhr-Zifferblatt des Uhrmachers J. H. Lübberts in Löningen. (Sammlung Museumdorf Cloppenburg)
(Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg)

der schärfste Konkurrent von Carl Büter gewesen sei. Das Museumsdorf besitzt allerdings lediglich das Zifferblatt einer Taschenuhr mit der Aufschrift „J. H. Lübberts“ (Abb. 5). Im Antiquitätenhandel von Quakenbrück befand sich vor einiger Zeit eine große Standuhr mit der Aufschrift „Henrich Nordhoff à Damme“. Das Uhrmacherhandwerk des Oldenburger Münsterlandes verdiente eine eingehendere Behandlung. Die Vererbung im Handwerk läßt sich auch bei den Zinngießern Schmedes in Vechta und Hüllmann in Cloppenburg feststellen. Beide Werkstätten wurden von den Söhnen übernommen. In Cloppenburg arbeitete außerdem in zwei Generationen die Zinngießerfamilie Brinkmann, und zwar Wessel Joseph Brinkmann (1779—1862), der sich um 1805 in Cloppenburg als Meister niederließ und auch reich gravierte Teller verfertigte, und Friedrich Anton Brinkmann (1817—1889). Der Bruder des letzteren, Joseph Hinrich Brinkmann, ließ sich als Zinngießer in Friesoythe nieder. Auch in Löningen und Essen und kurze Zeit in Damme bestanden im 19. Jahrhundert Zinngießerwerkstätten¹⁵⁾.

Die um 1779 von Johann Ludolph Kramer in Vechta gegründete Töpferei übernahm sein Sohn Anton Kramer (geb. 1789), der 1839 auch im Landesadreßbuch verzeichnet ist. Außer ihm ist nur noch der Töpfer Bernard Freichs in Löningen genannt. Das Töpferhandwerk ist auch im 19. Jahrhundert

nicht recht zum Zuge gekommen, so daß das irdene Geschirr weiterhin von den Töpfern aus Dwoberg bei Delmenhorst, aus Wildeshausen, wo 1839 sechs Töpfereien bestanden, und auch den Osnabrücker Töpferorten Alfhausen, Natrup-Hagen, Gellenbeck und Hellern — woher die seit 1969 im Museumsdorf betriebene Töpferei stammt — geliefert wurde. Krüge und Töpfe aus Steinzeug lieferte die Heylsche Töpferei in Haselünne. Schließlich sei auch noch „Pöttkebackers Koarl“¹⁶⁾ in Cloppenburg erwähnt, dessen Produktion aber nicht bedeutend gewesen sein kann, denn er gab die Töpferei auf und wurde städtischer Laternenanzünder. Er hieß Reckstadt und ist zwischen 1880 und 1890 gestorben. Er soll irdene Kummen, Melksetten, Stövketöpfe, Pfannkuchenschüsseln und Pfeifen verfertigt und auch mit einer Kiepe über Land getragen haben. Pfeifen wurden auch in Friesoythe hergestellt; denn dort ist für 1839 der Pfeifenfabrikant Justus van der Wall vermerkt¹⁷⁾.

Im Gegensatz zum Töpferhandwerk war das Blaufärberhandwerk im 19. Jahrhundert außerordentlich verbreitet. Nach der Aufhebung der Zunftverfassung in der französischen Zeit kam es zu einer fast explosionsartigen Ausbreitung dieses Handwerks auf die Dörfer des Landes. Bei der Handwerkerzählung von 1831 wird fast in jedem Dorf des Oldenburger Münsterlandes auch ein Färber genannt. Zweifellos kam diese Entwicklung den Wünschen der bäuerlichen Bevölkerung mit ihrer intensiven Hausweberei entgegen. Für die städtischen Färber bildeten aber die Dorffärber eine unliebsame Konkurrenz, die sie nach Einführung der Handwerksverfassung von 1830 mit zahlreichen Beschwerden und Gesuchen auszuschalten suchten; denn die Färberei gehörte nicht zu den in den Dörfern zugelassenen Gewerben. Die „Unterthänigste Vorstellung und bitte der Färber Mertz und Rump zu Vechta, Koch zu Dinklage, und Becker und Fortmann zu Cloppenburg wegen der so überhäufteten Niederlaßung von Färbern auf dem platten Lande, und der von diesen gehaltenen Niederlagen und Verhausierens ihrer Arbeiten“¹⁸⁾ aus dem Jahre 1832 hatte aber nur insofern Erfolg, als keine weiteren Dorffärber mehr eine Konzession zur Ausübung ihres Handwerks erhielten. Aus der Stadt Oldenburg verlautet 1833, daß die Zahl der Färber sich sowohl in der Stadt als im Lande vermehrt habe, da ihre Arbeit in neuerer Zeit mehr verlangt werde. Aber mit dem Aufhören der bäuerlichen Hausweberei um 1900 war die Blütezeit des handwerklichen Blaudrucks vorbei. Es entstand die Redensart „Fröher kööm de Farwer gliek na den Edelman, nu kummt he gliek na den Bedelman“. So mußte auch von den Blaufärberfamilie Becker in Cloppenburg, Klövekorn in Vechta und Berssenbrügge in Lindern — um nur einige zu nennen — das Blaufärberhandwerk aufgegeben werden. Der Wiederaufbau einer Blaufärberwerkstatt im Museumsdorf dient somit der Dokumentation eines bedeutenden Handwerks des 19. Jahrhunderts.

Die vorstehenden Beispiele haben angedeutet, daß das 19. Jahrhundert in der Geschichte des Handwerks ein wichtiges Kapitel darstellt. Sowohl in den Städten als auch und besonders in den Dörfern arbeiteten mehr Handwerker als jemals zuvor. Für eine Anzahl von Handwerkszweigen war das 19. Jahrhundert zugleich Blütezeit und Schlußpunkt. Als Folge der Industrialisierung verloren viele Handwerker ihre Existenzgrundlage, weil sie gegen die Konkurrenz der industriellen Massengüter nicht ankommen konnten. Billiges Fabrikgeschirr verdrängte die Erzeugnisse der Zinngießer, Messingschläger, Kupferschmiede und Töpfer. Die Schmuckindustrie, die Textilindustrie und



*Abb. 6: Offene Anrichte aus dem Jahre 1812. Herkunft Brokstreek, Gemeinde Essen. (Sammlung Museumsdorf Cloppenburg)
(Foto: Archiv Museumsdorf Cloppenburg)*

die Lederindustrie verminderte die Zahl der Goldschmiede, der Schneider, der Blaufärber, der Gerber und Schuster mehr und mehr. Aus den Dorfschmieden sind inzwischen Landmaschinenschlossereien geworden. Die Böttcher, Drechsler und Stellmacher verloren ebenfalls ihre Kundschaft. Dafür sind aber auch zahlreiche neue Handwerksberufe an die Stelle der verschwundenen getreten.

Eine Neuorganisation des Handwerks nach den Zeiten der Gewerbefreiheit seit 1861 brachte die Handwerksnovelle von 1897. Am 2. Juli 1900 begann die Handwerkskammer in Oldenburg mit ihrer Tätigkeit als gesetzliche Berufs- und Standesvertretung des oldenburgischen Handwerks. Im Kreis Vechta wurden bis 1925 wieder fünfzehn Innungen gegründet¹⁹⁾. Die Kreishandwerkerschaften in Cloppenburg und Vechta bilden die Verbindung zwischen der Handwerkskammer und den Innungen. Die Entwicklung in unserem Jahrhundert hat gezeigt, daß trotz fortschreitender Industrialisierung das Handwerk ein wichtiger Wirtschaftsfaktor bleibt. Um zum Schluß nochmals ein Sprichwort zu zitieren: „Das Handwerk sinkt, aber es stirbt nicht.“

- 1) Bis zu diesem Zeitpunkt führte der vorjährige Beitrag des Verf. „Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland. I. Teil: Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert“, Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1969, S. 34—46.
- 2) W. Kleeberg, Niedersächsische Mühlengeschichte, Detmold 1964.
- 3) Vgl. H. J. Schulze, Oldenburgs Wirtschaft — einst und jetzt, Oldenburg 1965, S. 168 ff., und P. Kollmann, Das Herzogthum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwicklung während der letzten vierzig Jahre, Oldenburg 1893, S. 270 f.
- 4) Nach K. G. Böse, Das Großherzogthum Oldenburg. Topographisch-statistische Beschreibung, Oldenburg 1863, S. 564 und 603.
- 5) Staatsarchiv Oldenburg, Best. 70, Nr. 6680 und 6681.
- 6) M. Pieper-Lippe, Westfälische Zunftsiegel, Münster 1963, Das Cloppenburgische Schuhmachersiegel und das im Folgenden beschriebene Cloppenburgische Tischlersiegel von 1846 fehlen bei Pieper-Lippe.
- 7) Staatsarchiv Oldenburg, Best.-Nr. 70, Nr. 6685.
- 8) W. Schultze, Goldenstedt, Heimatkunde einer südoldenburgischen Gemeinde, Vechta 1965, S. 168.
- 9) Verhandlungen des Oldenburgischen Gewerbe- und Handels-Vereins, Oldenburg 1844 ff.
- 10) Vgl. auch J. Ostendorf. Die 6 ersten Gewerbe-Ausstellungen in Oldenburg, Volkstum und Landschaft, Nr. 55, 1962, S. 15 f.
- 11) Heinr. Ottenjann, Alte deutsche Bauernmöbel, Hannover 1954, Abb. 23, 25—29. Für die folgenden Abschnitte über Schränke und Anrichten vgl. die Abb. 125, 132, 154 ff., 161—164, 178—180.
- 12) Die Kirchenbücher wurden freundlicherweise von Herrn Georg Warnking, Lönigen, durchgesehen.
- 13) Th. Kohlmann, Zum oldenburgischen Goldschmiedehandwerk in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Old. Jahrb. 65 (1966), S. 191 ff.
- 14) J. Ostendorf, Der Kreis Vechta im 19. Jahrhundert, Vechta 1961.
- 15) Th. Kohlmann, Vom Zinngießerhandwerk in Cloppenburg, Volkstum und Landschaft, Nr. 59, 1964, S. 8 ff.
- 16) Heinr. Ottenjann, Pöttkebackers Kaorl, Volkstum und Landschaft, 1935, S. 11 f.
- 17) Über die Pfeifenfabrikation in Friesoythe vgl. die Akten im Staatsarchiv Oldenburg, Best. 70, Nr. 6607, Fasc. 3 und 5.
- 18) Staatsarchiv Oldenburg, Best. 31—13, Nr. 68—13; vgl. Th. Kohlmann, Das Handwerk der Blaufärber, Volkstum und Landschaft, Nr. 72, 1968, S. 2 ff.
- 19) E. Abel, Das Handwerk im Landkreis Vechta, Heimatblätter, 1957, Nr. 4, S. 7 f. und Nr. 5, S. 8 ff.; ders., Das Handwerk in der Stadt Friesoythe, Volkstum und Landschaft, Nr. 46, 1959, S. 7.

Kriegslasten eines Dammer Bauern in der napoleonischen Zeit

Schulte zu Langwege und Marschall Blücher

VON HELLMUTH REHME

Der Friede von Amiens (27. 3. 1802) beendete nur für ein Jahr den Krieg zwischen Frankreich und England. Schon am 18. 5. 1803 erklärte England erneut Frankreich den Krieg, weil Frankreich sich erheblich in die Verhältnisse Italiens, der Schweiz und Hollands einmischte. Der Franzose besetzte daraufhin das Kurfürstentum Hannover, welches zu England gehörte, und sammelte ein Heer an der Küste, um in England möglicherweise einfallen zu können. London suchte und bekam als Bundesgenossen auf dem Kontinent Wien (Österreich) und Petersburg (Rußland), auch Preußen beteiligte sich.

Truppenansammlungen und -durchzüge waren daher in diesen Jahren auch in unserem Raum an der Tagesordnung. Damme gehörte derzeit noch zum Kurfürstentum Hannover. In den Papieren des Hofes Höltermann, Damme, haben sich einige Nachrichten aus jener Zeit erhalten, die über Beschwerden jener Tage Auskunft geben.

Am 19. 1. 1804 hatte der Vördener Amtsrentmeister Stordeur bei der Einquartierung von Truppen in Damme einen Quartierzettel für den Leutnant Golfui, dessen Frau, für zwei Kinder und eine Magd, die bei dem Bauern und Bördevogt Höltermann und dessen Nachbarn Meyer zu Nordhofe untergebracht werden sollten, ausgeschrieben. Über die Kosten der Einquartierung dieser 5 Personen gab es Streit. Alle waren nämlich allein bei Höltermann im Quartier. Als Meyer zu Nordhofe sich weigert, seinen Anteil an den Einquartierungen an Höltermann zu erstatten, wendet sich letzterer beschwerdeführend an das Amt Vörden, weil er „bei dieser besonders unleidlichen Einquartierung sein ganzes Barvermögen, seinen ganzen Vorrat an Lebensbedürfnissen hat aufopfern müssen; mithin, wenn er nicht bald eine Vergütung dafür erhält, wüßte er nicht, woher er für seine Frau und Kinder die Unterhaltskosten hernehmen solle.“ Höltermann klagte die Hälfte der Kosten von seinem Nachbarn ein. Der Ausgang des Prozesses ist aber nicht überliefert.

Ein anderer Zettel in den Hofakten berichtet von Fuhrleistungen für Truppen:

„Für englische Truppen mit 1 Pferd von Vörden nach Vechta gewesen. Ein Pferd zum Reiten für den Untervogt Peckskamp nach Lutten. Für hannoversche Pontoniere 2 Pferde nach Vechta. Für die preußischen Truppen Brot von Osnabrück geholt und nach Vörden gebracht. Heu nach Osnabrück mit einem Pferd gebracht. Hafer von Quakenbrück geholt nach Damme für die englischen Dragoner mit zwei Pferden. Mit einem Pferd nach Allendorf. Wieder zwei Pferde nach Quakenbrück. Ein Pferd nach Osnabrück.

(Die vorstehenden Angaben gelten vermutlich für den Monat April 1804.)
Am 8. und 9. Mai für die preußischen Truppen Fourage geholt von Vörden.

Am 10. und 12. Mai für die englischen Truppen nach Quakenbrück mit zwei Pferden. Ein Ordonnanzpferd nach Gehrde. Am 28. Mai mit zwei Pferden nach Cloppenburg und Geld für die hessisch-darmstädter Truppen geholt. Zwei Pferde nach Bramsche um Fourage zu holen. Am 12. 6. für die Hessen. Am 17. 6. Kranke nach Engter gebracht mit zwei Pferden für die Hessen-Kasler. Am 29. 6. mit zwei Pferden von Vörden nach Dinklage. Am 5. 7. mit zwei Pferden Fourage geholt von Bramsche nach Damme."

Die Jahreszahl ist auf dem Zettel leider nicht angegeben. Es deutet aber alles daraufhin, daß es 1804 gewesen ist.

Der Bördevogt Heinrich Christoph Höltermann aus Damme heiratete am 1. 5. 1799 die Margarethe Schulte zu Langwege aus dem Kirchspiel Dinklage. Als Teilabfindung von Brautschatzgeldern erhielt Höltermann von seinem Schwiegervater Schulte zu Langwege später einen Schuldschein, der im Original noch vorliegt:

„Vorzeiger dieses der Johann Arend Schulte in der Langwert Bauerschaft, Kirchspiel Dinklage, zahlte nach heute und 14 Tagen die Summe von 80, in Worten Achtzig, Reichstaler in Golde, welche von demselben bahr erhalten habe. Langwert Bauerschaft, den 28. Januar 1803. gez. F. W. Graf von Wedell, Cornet im Regiment von Blücher Husaren.“

Das Wappensiegel mit der Grafenkrone hängt an der Handschrift. Auf der Innenseite des Briefes steht:

„Da ich versprochener Maaßen dem Schulze noch nicht zu bezahlen im Stande bin, so habe ich versprochen demselben die Summe von Achtzig Talern gleich nach meiner Zurückkunft von Hause, wohin ich in einigen Tagen gehe, abzutragen. Westercappeln, den 11. Februar 1803. Gez. F. Wilhelm Graf von Wedell. In Quartier bei Herrn Rump in Wersen ohnweit Westercappeln oder im Orte beim Vogte.“

Es wurde aber Sommer und Herbst 1803 und Schulte zu Langwege hatte sein Geld noch nicht wieder. Am 15. 10. 1803 schreibt Schulte daher an seine Exzellenz den General Lieutenant von Blücher: Er habe dem Cornet das Darlehn gegeben und er bitte, dem Grafen den Befehl zu geben, das Geld zurückzuerstatten: „Mir ist zwar an die Hand gegeben, mich meiner Forderung wegen an die königliche Kriegskanzlei oder auch an Ihre Königliche Preußische Majestät allerhöchstselbst zu wenden. Ich habe aber doch erst meine Zuflucht an Euer Exzellenz nehmen wollen, da mir auch die Hoffnung gemacht ist, daß Hochdieselben zu meiner gerechten Forderung verhelfen würden. Ich vertröste mich gnädiger Erhörung und ersterbe in tiefster Verehrung Euerer Exzellenz.“

Nun schreibt Blücher aus Münster unter dem 26. 10. 1803 an Schulte zurück: „Dem Johann Arendt Schulte in der Langwert Bauerschaft wird auf an das an mich gerichtete Schreiben vom 15. dieses Monats hiermit in Antwort erwidert: wie derselbe nicht gut getan, dem Cornet Graf von Wedell auf dessen Handschrift 80 Taler in Gold zu leihen, weil derselbe kein eigenes Vermögen besitzt worüber er disponieren kann, vielmehr dieserhalb von seinen Eltern abhängt, überdem er auch noch nicht majorenn ist. Die Wiedererstattung dieser 80 Taler dürfte indessen keinem Zweifel unterworfen sein, weil die Schulden des Cornets von dem Vater desselben nach

und nach getilget werden. Bis dahin wird auch der Schultze Johann Arend sich mit seiner Forderung zu gedulden haben. gez. Blücher.“ Leider ist dieses Schreiben nur als Kopie in den Akten erhalten!

Wie ging es nun weiter?

Schulte zu Langwege schreibt am 24. 1. 1804 erneut an den Grafen von Wedell. Er betont: „Daß er das Geld aus dem Beutel seiner Mutter genommen habe und von dieser unaufhörlich gemahnt werde.“ Schulte droht dem Grafen mit der Kriegskanzlei in Berlin oder mit dem König, wenn Wedell nicht bezahlen werde. Am 24. 1. 1804 schreibt Schulte an den Vater des Grafen, legt Abschrift des Schuldscheines bei und betont auch, daß er sich schon an Blücher gewandt habe. Geld erhält Schulte jedoch auch nicht. Am 20. 4. 1805 wird Schulte zu Langwege bei dem Stabsrittmeister von Boschenbahr über den Gerichtsschreiber Schade von Dinklage vorstellig wegen der Rückzahlung des Darlehnsbetrages. Es wird hierbei betont, daß bekannt ist, daß die Mutter des Grafen, eine geborene von Gaudi, dem Regiment ein Kapital in Höhe von 2000 Talern überschrieben habe zur Deckung von Schulden ihres Sohnes.

Alles nutzt nichts. Schulte hat mittlerweile die Forderung an seinen Schwager Höltermann in Damme abgetreten. Dieser zediert die Forderung an einen H. H. Freericks in Papenburg. Das war am 6. Mai 1813, zehn Jahre nach Hergabe des Darlehnsbetrages!

So kam eine Verbindung zwischen einem Bauern des jetzigen oldenburgischen Münsterlandes mit dem damaligen Generalleutnant und Gouverneur des Königs von Preußen in Münster (ab 1803) — dem späteren Mitsieger von Waterloo — zustande.

Das alte Bauerschaftsbuch von Osterfeine

VON ALWIN SCHOMAKER · LANGENTEILEN

Vor einiger Zeit begnete mir ein ebenso eigentümlicher wie interessanter historischer Fund aus dem vorigen Jahrhundert. Es handelte sich um das alte „Burvogtbouk“ von Osterfeine, das die ehemaligen „Burvögte“ und späteren „Bezirksvorsteher“ einst als Beleg für ihre Tätigkeit führten und im Wechsel von Hand zu Hand weiterreichten. Der zeitweilige Bezirksvorsteher von Osterfeine und langjährige Ratsherr der Gemeinde Damme, Bauer Bernard Grefenkamp-Langenteilen, brachte es mir freundlicherweise ins Haus und übergab es mir zu treuen Händen. Ich nahm es dankbar in sorgfältige Obhut und wurde bald von seinem bemerkenswerten Inhalt fasziniert.

Das Buch befindet sich rein äußerlich in reichlich verwittertem Zustand. Es riecht nach Alter und Moder von der langen Aufbewahrung in Truhen oder Schränken unserer alten feuchten Bauernhäuser. Die einzelnen Blätter, aus denen es zusammengebunden ist, bestehen aus bläulich weißem Aktenbogenpapier mit der einst sehr bekannten querverriffelten Oberflächenstruktur und den senkrecht parallelen Wasserzeichen-Streifen. Der Einband trägt einen Lederrücken, der sich freilich weitgehend aus dem Leim gelöst hat. Die beiden Deckel sind holzversteift und zeigen auf graugrünem Grund Spuren eines barocken Holzschnittes.

So kommt die lange Geschichte des Dokuments schon in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Es gibt keine klare Überlieferung mehr von seiner Weitergabe von Hand zu Hand im Wechsel der zahlreichen Bezirksvorsteher. Das Buch ist auch später nicht lückenlos von den Anfängen weitergeführt worden, wie ich bald feststellte, und hat noch viele Leerseiten. Nicht alle Bezirksvorsteher waren gleich schreibgewandt oder gar schreibfreudig. Einige taten sich offensichtlich schwer mit der Feder in der Bauernfaust. Wahrscheinlich existieren nur wenige von diesen charakteristischen Dokumenten in unserer Heimat. Jedenfalls ist mir bislang kein ähnliches ins Blickfeld gekommen.

Das Osterfeiner Bauerschaftsbuch stammt offensichtlich aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Seine Eintragungen reichen mit Abständen in die siebziger Jahre herauf. Sie beginnen in napoleonischer Zeit, als unsere Heimat über das Departement Weser-Ems zum französischen Kaiserreich gehörte. Zwar fehlen die ersten Seiten, aber der Beginn muß in jene Epoche fallen, in der Damme eine Verwaltung nach französischem Muster, also eine Mairie mit einem Maire (Bürgermeister) besaß. Dieser war allerdings der Osnabrücker Amtmann aus Vörden mit dem bekannten Familiennamen von der Hoya. Es war die Zeit, als Napoleon den mitteleuropäischen Raum nach seinen imperialen Vorstellungen auszurichten und zu sichern suchte und gleichzeitig den Krieg gegen Rußland vorbereitete, der dann in der bekannten Katastrophe des Rückzugs endete und schließlich den Zusammenbruch des französischen Empires von Napoleons Gnaden herbeiführte.

So enthält das Buch im Anfang hauptsächlich Eintragungen über Spanndienste für Straßenbau mit militärischem Zweck, außerdem mehrere Hinweise über Soldatenaushebungen, die man Konskriptionen nannte, wie man die Ausgehobenen als „Konskribierte“ bezeichnete. Jene merkwürdigen Nebenwirkungen der großen Epoche bis in den dörflichen Alltag unserer Heimat hinterlas-



sen beim Leser einen unvergeßlichen Eindruck. Man findet sie sonst kaum so detailliert und konkret in den Geschichtsbüchern. Darum auch mag hier der rechte Platz sein, sie den historisch interessierten Heimatfreunden vorzulegen. In unschätzbare Weise ergänzen sie das Bild jener Tage und stellen für die Osterfeiner Ortsgeschichte eine unersetzliche Quelle dar.

Erster Schriftführer des spannenden Dokuments war der Bauer Heinrich Arnold Reinerding vom gleichnamigen Hofe in Klünenberg bei Osterfeine, und zwar als „Burvogt“ der ausgedehnten Bauerschaft Osterfeine, zu der damals auch Haverbeck und Bergfeine gehörten. Er war offenbar ein schreibgewandter Mann, was früher für einen Bauern seines Schlates schon etwas hieß. Obwohl die Anfangsseiten des Buches fehlen und mit ihnen jegliche Erklärung über den Grund und Zeitpunkt des Beginns, dürften die ersten Eintragungen kurz nach 1810 erfolgt sein, wie sich nachher zeigen wird.

Heinrich Arnold Reinerding (1784—1851) entstammte einem alten und bekannten Hof, der nach Pagenstert bereits um 1240 als „mansus Reinhardi“ quellenmäßig nachzuweisen ist. Der Hof und die begabte Familie spielten im dörflichen Verband seit je eine führende Rolle, von der das Bewußtsein heute noch überall vorhanden ist, obwohl das Geschlecht vor zwei Generationen auf dem Hofe zum Erlöschen kam. Der Ruf des Hofes und der Familie bewirkten, daß vorher und nachher der Name Reinerding unter den Osterfeiner Bezirksvorstehern wiederholt auftaucht. Auch bei der Errichtung der Kirche und Kirchengemeinde von Osterfeine erscheinen Vertreter der Familie. Heinrich Arnold Reinerding vermählte sich während seiner Amtsperiode am 11. Mai 1813 mit Maria Catharina Roenbecke aus Steinfeld und hatte mit ihr insgesamt acht Kinder: drei Söhne und fünf Töchter. Der älteste Sohn, Franz Heinrich (geb. 16. 8. 1814), wurde als Dr. theol. et Phil. Professor und Domkapitular in Fulda († 24. 2. 1880). Der jüngste Sohn, Bernard (geb. 25. 3. 1827) wurde ebenfalls Geistlicher, trat 1852 dem Jesuitenorden bei und starb als Professor in Lüttich (1892). Der mittlere Sohn, Johann Heinrich Reinerding (geb. 2. 5. 1822), wurde Hoferbe und war zweimal verheiratet, in erster Ehe kinderlos. Aus der sehr späten zweiten Ehe stammten nur Töchter, die Ordensfrauen wurden und bis vor kurzem in Amerika lebten. Seine zweite Frau vermählte sich wieder mit Bernard Hentemann, dessen Geschlecht seitdem im Mannesstamm auf dem Hofe sitzt.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist noch, daß ein Bruder des Vaters von Heinrich Arnold Reinerding, also dessen Onkel, mit Namen Franz Reinerding (geb. 20. 11. 1768), auf den Hof Grefenkamp in Langenteilen einheiratete, dessen Namen annahm und dort zum Stammherren wurde, wo unter dem Hofnamen Grefenkamp der Mannesstamm des uralten Geschlechtes Reinerding bis heute fortlebt. Der eingangs erwähnte Überbringer des Bauerschaftsbuches ist ein Urenkel dieses Franz Reinerding, der sich am 15. Oktober 1793 mit Catharina Grefenkamp vermählte. Ein merkwürdiger Zusammenhang, der vielleicht entfernt die Bewahrung des Buches erklärt, das freilich mehrmals zu anderen Bezirksvorstehern wanderte, ehe es der Großneppe des ersten Verfassers, Bernard Grefenkamp, endgültig aufhob und rettete.

Der aber seinerzeit das Buch in Angriff nahm und es mit wertvollen Eintragungen eröffnete, eben jener Heinrich Arnold Reinerding, war als Bauernvogt zugleich auch nach französischer Verwaltungsvorschrift als „Munizipal-

rath" von Damme eingeschworen worden, wie er an einer Stelle bekundete. Wahrscheinlich entsprang damit das neue Bauerschaftsbuch den Anordnungen des napoleonischen Kaiserreiches, das ja ein dichtes Netz der kommunalen Erfassung zu ziehen versuchte. Jedenfalls trug mit Eifer und Sorgfalt „Burvogt“ Reinerding alles ein, was angeordnet und dessen Durchführung ihm verantwortlich übertragen wurde.

Die offiziellen Eintragungen beginnen unter dem Titel: Bauerschaft Osterfeine 1812:

An der Spitze steht ein charakteristischer „Wunderbericht“ über Ereignisse, deren Seltsamkeit für alle langen und unsicheren Kriegszeiten typisch ist. Diese Einführung bildet gleichsam das Kolorit jener Tage:

„In diesem Jahre 1811 haben wir ein Wunderzeichen in der Luft, welches genannt wird: ein Wunderstern! Im Oktober 1811 war der Anfang und hat gedauert bis in den tiefen Dezember hinein. Der Stern ist aus Norden gekommen und im Westen untergegangen. Er hat einen langen Strahl von sich gegeben, daß alle Leute sich darüber verwundert haben . . . In diesem Jahr 1812 haben wir auch ein Wunderzeichen gesehen. Im Monat Mertz ist es passiert, bei Hunteburg, daß Rosen aus den Wiehenböhlen (Weidenbäumen, d. Verf.) gekommen sind. Und es ist bei Quakenbrück passiert, daß die Rosen aus den Eichböhlen gekommen sind. Das ist im Jahre 1812 geschrieben von mir Henrich Arend Reinerding.“

„Da eine Verfügung von dem Maire Hoya gekommen ist, daß die Heerstraße von Damme nach Vörden in Stand gesetzt werden muß, so habe ich in unserer Bauerschaft alle Spanndienstpflichtigen und Einwohner beordert; die eine Halbscheidt auf Freitag, den 24. April, und die andere auf Samstag, den 25. April 1812, sowohl die Heuerleute als die Voll- und Halberben, die Markkötter und die anderen Kötter, wovon kein einziger ausbleiben darf . . .

Zufolge einer Verfügung des Maire Hoya in Damme wegen der Runkelrüben, die gepflanzt werden sollen, so ist nötig befunden worden, daß die Voll- und Halberben in jeder Flur ein Scheffelsaat, und daß die Markkötters und die anderen Kötters ein halbes Scheffelsaat oder ein Achtel pflanzen müssen. Das habe ich am 3. Mey bekannt gemacht.

Der Conskribierte Johann Hinrich Schulze, wohnt bei Friemerding zu Bergfeine, ist zur Conscription zum Militärdienst aufgerufen am 8. Mey 1812.

Haverkamp und Buning haben den Herrn Maire Hoya wegen Hagelschlag zu besichtigen von Damme geholt und ihn auch wieder zurückgebracht, am 12. Juni 1812.

Hillmann und Hentemann haben den Herrn Maire Hoya von Damme geholt wegen Hagelschlag besichtigen und ihn auch wieder zurückgebracht, den 13. Juni 1812.

Deters, Wielenberg und Heitkamp haben die Conskribierten nach Osnabrück gebracht, den 30. August 1812; desgleichen Sünnerberg; alle vier mit je einem Pferd.

Adelmeier hat den Herrn Maire Hoya von Damme geholt nach dem Diepholzischen Bruche, um die alte Hunte zu besehen, und hat den Maire von Meyers Graben nach der Diepholzer Masch gefahren und zurück. Putthof hat den Herrn Maire wieder von Osterfeine nach Damme gebracht, den 22. September 1812.

Welche auf Freitag, den 23. Oktober beordert sind zum Sandfahren nach Damme: Friemerding und Putthof; Gottbehöde und Wernke; Meyer zu Bergfeine und Suding; Fangmann und Sünneberg; Trumme, große Bolke und Deters Haverbeck. — Diese Wagen müssen erscheinen am Samstag, dem 24. Oktober: Heitkamp und Macke-Bolke; Wielenberg und Böckerstette; Grefenkamp und Kohake; Kröger und Grafemeier; große Runnebaum und Krähmer. Diese sind diejenigen, welche ich beordert habe auf Montag, den 2. November zum Sandfahren nach Damme an der sogenannten Bremer Straße: Colonus Meyer zu Osterfeine, Adelmeier, Bordiek, Messmann, kleine Putthof, kleine Hillmann, Rusche, Hentemann, Borgerding, Otting, große Hillmann, große Austing, Haverkamp, Buning, Krähmer; Colonus Wolking, Arkenberg, Mescher, Reutemann, Wintermann, Klünenberg, Troring, Kuhlmann; Putthof, Suding, Meyer zu Bergfeine, Gottbehöde, Friemerding, Wernke; Colonus Haverbeck, Trumme, große Bolke und Deters.

Wiegmann und Bosche bei der Rieden, Messmann und kleine Putthof haben die kranken Conskribierten nach Osnabrück gebracht. Diese vier haben zwei Pferde gestellt, den 7. November 1812.

Adelmeier, Heitmann, Bosche, Messmann und Sünneberg: diese fünf sind zum Sandfahren den 13. November zu Hause geblieben. Meyer zu Osterfeien, Otting, Hillmann, Rusche, Putthof und Bosche: diese sind den 14. November zu Hause geblieben vom Sandfahren, wovon Heitmann und Bosche auch den 13. zu Hause geblieben sind. Sie müssen die Kosten für das Versäumte übernehmen.

Kleine Hillmann, Rusche, Heitmann und Adelmeier haben die Kranken von den Conskribierten nach Osnabrück gebracht, den 9. Februar 1813.

Das zu Bremen befindliche Hospital soll nach Osnabrück verlegt werden. Zum Transport der Kranken ist eine beträchtliche Anzahl Wagen erforderlich. Davon muß unsere Bauerschaft Osterfeine fünf vierspännige Wagen dazu hergeben. Diese müssen die Kranken beim Lemförde aufladen und nach Baumte (Bohmte d. Verf.) fahren. Friemerding und Gottbehöde jeder zwei Pferde; Suding, Putthof, Wernke und Meyer zu Bergfeine jeder 1 Pferd; Bordiek und Meyer zu Osterfeine jeder zwei Pferde; Borgerding und große Hillmann jeder zwei Pferde; große Austing und Haverkamp jeder zwei Pferde; Diese habe ich beordert, daß sie auf Mittwoch, den 10. dieses Monats Mertz 1813 bei Lemförde eintreffen müssen.

Reutemann, Troring, Mescher, Otting und kleine Putthof haben die Conskribierten nach Osnabrück gebracht. Diese sind die Conskribierten des Jahrgangs 1813, welche nach Osnabrück müssen, den 3. April 1813.

Wegen der Lieferung von Heu und Stroh, das wiederum gebunden werden muß, was Heu nicht muß, und wegen Unreinigkeiten, die vorgekommen sind, habe ich auf Samstag, den 17. April 1813 beordert, daß zu Lemförde eintreffen müssen: Meyer zu Osterfeine und Suding. Gottbehöde und Austing habe ich beordert auf den 21. April, wo sie des Morgens um 7 Uhr erscheinen sollen. Buning, Haverkamp, Hillmann, Hentemann und Borgerding habe ich beordert auf den 22. April nach Lemförde, wo sie um 7 Uhr des Morgens sein sollen, um das Heu und Stroh umzubinden. Putthof, Meyer, Friemerding, Wernke, Trumme, Deters, Wielenberg und Böckerstette zum 25. April 1813, um Heu und Stroh umzubinden.

Meyer zu Osterfeine, Friemerding und große Runnebaum haben Pferde nach Osnabrück gebracht, Friemerding und Runnebaum haben diese Pferde (zwei) abgeliefert. Meyer hat sein Pferd wieder mitzurückgebracht, den 5. Mey 1813. Wolting hat den Herrn Maire Hoya vom Reinerdings Hof bis nach Ihorst und von dort nach Handorf und bis Damme gefahren, den 10. April 1813.

Weil das Hospital von Bremen nach Osnabrück verlegt werden soll, müssen die Vollerben der Bauerschaft auf den 16. Mey abends um 8 Uhr zu Lemförde mit vierspännigen Wagen eintreffen und daselbst vierundzwanzig Stunden warten, bis sie abgelöst werden. Welche abends am 3. Juni um 8 Uhr zu Lemförde eintreffen müssen von der Bauerschaft Osterfeine mit 16 vierspännigen Wagen, das sind namentlich diese: Haverkamp und große Austing; Putthof und Suding; Friemerding und Wernke; Haverbeck und Trumme; große Bolke und Deters; Buning und Wolking; Borgerding und große Hillmann; mit 1 Pferd: Adelmeier, kleine Borgerding, Messmann, Bosche, Otting, Mescher, Reutemann, Wintermann, Klüenberg, Troring, Kuhlmann, Lehmkuhl, Sünenberg, Grefenkamp, Kröger, große Runnebaum, Böckerstette, Fangman, Macke-Bolke, Wielenberg, Kohake, Grafemeier, Krähler.

Trumme hat den Herrn Maire von Damme nach Diepholz und wieder mit nach Haverbeck gebracht; große Bolke hat den Herrn Maire wieder nach Damme gefahren, den 4. Juni 1813.

Welche auf den 7. Juni zu Lemförde prath halten müssen . . . usw.“

Im Juli und August mußten die Wagen dauernd in Bohnte bereitstehen zu den gleichen Bedingungen, und zwar fast täglich über 43 Stunden, nachher wieder in Lemförde; dort von Oktober an abends um 6 Uhr. Erst im November 1813 wurde die Dauerbereitschaft endlich nach Damme beordert, wo sie den Winter über mit schwächerer Besetzung bis in den Sommer 1814 hinein verfügbar sein mußte. Alle organisatorischen Einzelheiten dieser militärischen Aktion hat der „Burvogt“ Heinrich Arend Reinerding ununterbrochen und pünktlich in sein Buch eingetragen. Dabei tauchen immer wieder die Namen aller alten Voll- und Halberbenstellen, aller Markkötter und anderen Kötter in den Listen auf, soweit diese in der Bauerschaft Osterfeine belegen waren. Erst nach der endgültigen Vertreibung Napoleons wurde diese lästige Dauerbereitschaft aufgehoben. Unter dem 15. Juni 1813 findet sich im Osterfeiner Bauerschaftsbuch folgende Eintragung:

„Welche auf Befehl nach Minden fahren müssen, und von Minden nach Wittenberg, das sind namentlich diese: Haverbeck (1 Pferd), Trumme (1), große Bolke (1), Deters (1 Wagen u. 1 Pferd), Meyer Johann (1), Gottbehöde (1), Friemerding (1), Wernke (1 Wg. u. 1 Pf.), Wolting (1), Putthof (1), Suding (1), Haverkamp (1), Hentemann (1), Hillmann (1 Wagen und 1 Pferd), Buning (1), Borgerding (1 Wagen und 1 Pferd), Meyer (1), große Austing (1), Arkenberg (1), Bordiek (1 Wagen und 1 Pferd), Adelmeier und große Runnebaum (1), Heitkamp und Macke-Bolke (1), Fangmann und Wielenberg (1), Grafemeier und Böckerstette (1). Diese müssen nach Osnabrück fahren: Krähler, Mescher, Grefenkamp, Kohake, kleine Runnebaum, Otting mit je einem Pferd, und mit einem Mann: Lehmkuhl, Klüenberg, Kuhlmann, Wintermann, Troring, Reutemann, Rusche, Hillmann, Austing, Putthof, Messmann, Bosche, Wiegmann und Heitmann.

Dieses sind diejenigen, welche auf den 14. Dezember 1813 um 7 Uhr morgens bei dem Herrn Schilgen sich zu melden haben, um daselbst Sand zu fahren;

und ein jeder muß ein Fuder Kieselsteine mitbringen: Arkenberg, Wolting, Buning, Hentemann, Borgerding, Bordiek, Haverbeck, Trumme, Adelmeier, Heitkamp, Wielenberg, große Runnebaum und Kuhlmann.

Welche auf den 24. Dezember 1813 auf Ordonanz zu Damme um 8 Uhr abends eintreffen müssen, sind namentlich diese: Borgerding und Hentemann mit einem Wagen, Buning und Wolting mit einem Wagen, insgesamt zwei Wagen.

Nach einer soeben eingegangenen Anweisung der Regierungskommission in Osnabrück muß das Kirchspiel Damme neun vierspännige Wagen auf 48 Stunden zu Baumte gestellen zum Behuf der dort selbst durchmarschierenden Truppen. Davon muß Osterfeine 1 vierspännigen Wagen auf den 2. Februar 1814 des Abends um 5 Uhr prath halten in Baumte, welcher darauf 48 Stunden warten muß: Borgerding 2 Pferde; Adelmeier, Kohake, Wielenberg und Heitkamp 2 Pferde.

Die Conskribierten von dem Jahre 1814, welche am 3. Mertz zu Vörden des Morgens um 8 Uhr eintreffen müssen, sind namentlich diese: Friedrich Bolles, Christopher Adelmeier, Hinrich von Handorf, Johann Hinrich Böckerstette, Arend Hinrich Prüne und Johann Hinrich Wilberding.

Dieses sind diejenigen, welche nach Diepholz für die Truppe von Major Bahr als Landwehrpflichtige sich melden sollen, den 13. Mertz 1814: Böckerstette Arend Hinrich, Borgdiek Johann Hinrich.

Welche auf den 19. Mertz 1814 den Transport der Landwehrpflichtigen nach Diepholz fahren müssen: Hentemann und Borgerding mit je einem Wagen.

Auf den ersten Mertz nach Osnabrück mit Landcharten und Büchern gefahren: 1 zweispänniger Wagen, Arkenberg.

Der Colonus Hinnerich Haverbeck hat den Herrn Doktor Aschendorf mit sieben Mann nach Diepholz gebracht . . ., den 25 April 1814."

Wenige Wochen nach diesen letzten Eintragungen aus April 1814 schloß zunächst die Amtszeit von Heinrich Arnold Reinerding. In seinen späteren Lebensjahren übernahm er noch mehrere Male den gleichen Posten. Von Ende Mai 1814 trat ein Nachfolger das Amt an. Es war der Markkötter Franz Heinrich Kohake aus Langenteilen. Dieser führte das Bauerschaftsbuch ebenfalls noch präzise weiter bis ungefähr 1816. Die späteren Nachfolger waren leider nicht mehr so fleißig mit der Feder. Sie bekamen ja auch nicht die vielen kriegsbedingten Aufträge von Heinrich Arnold Reinerding, die wir in unseren Auszügen zum Ausgang der napoleonischen Ära besonders kennzeichnen wollten; denn der Gesamtumfang der Reinerdingschen Eintragungen hat weit größeren Anteil am Buch, als hier gezeigt werden konnte. Es gibt da noch diverse Bemerkungen zu rein bauerschaftlichen Verhältnissen (schulische Dinge, Markenverhältnisse, Wegefragen usw.), die kulturhistorisch nicht minder interessant sind als die Auszüge der französischen Zeit. Es gibt beispielsweise auch noch eine Liste von Bescheinigungen und Reisepässen, die damals an Ort und Stelle ausgefertigt wurden. Nachher sind Listen von Jagdscheininhabern bemerkenswert. Sie reichen, wie schon gesagt, bis in die Jahre der Reichsgründung nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Mit ihnen laufen bald darauf alle Eintragungen in dem Buch aus. Die neue Zeit brachte das Dokument dann rasch in Vergessenheit, bis es jetzt wieder auftauchte und sich als wertvolle kulturhistorische Heimatquelle erweist.

Die Gutsarchive des Oldenburger Münsterlandes und ihre Bedeutung für die Heimatforschung

VON HARALD SCHIECKEL

Die umfangreichsten und ältesten Quellen für die Erforschung der Landes- und Ortsgeschichte lagern in der Regel in den staatlichen Archiven als Niederschlag der Verwaltungstätigkeit der staatlichen Behörden. Aus jüngerer Zeit stammen die oft weniger gut erhaltenen und erschlossenen Unterlagen in den kirchlichen, kommunalen und privaten Archiven. Und doch enthalten gerade diese Archive oft noch wertvolle Quellen zur Orts- und Hofgeschichte. Um dieses Material zweckmäßig ordnen, erschließen und lagern zu lassen, haben die Besitzer vielfach von dem Angebot einer Deponierung in dem zuständigen Staatsarchiv Gebrauch gemacht, wo die Archivalien nach sachkundiger Verzeichnung nun einem größeren Kreis von Forschern zur Verfügung gestellt werden können. Dies gilt auch für die Besitzer der Güter Bomhof, Daren und Füchtel, über deren Archive im folgenden berichtet werden soll.

Die Güter des Oldenburger Münsterlandes haben, im Gegensatz zur Entwicklung im Gebiet der Grafschaft Oldenburg, bis zum 19. Jh. fast ausnahmslos adligen Familien gehört¹⁾. Die Gutsarchive enthalten daher zunächst mehr oder weniger umfangreiches Material über die Familien der Besitzer, aber auch über einheiratende Familien und deren Güter. Das war nicht nur der Fall, wenn in Ermangelung männlicher Erben der Mann der Erbtöchter das Gut übernahm, sondern auch, wenn Ehefrauen des Gutsherrn Güter aus ihrer Familie oder auch nur Familienpapiere einbrachten oder erbten. Ohne die genaue Kenntnis der Genealogie und Besitzgeschichte läßt sich das Vorhandensein dieser, manchmal entferntere Gegenden betreffenden Archivalien nicht erklären. Diesen Teil des Archivs kann man im Unterschied zu den Akten des eigentlichen Guts(wirtschafts)archivs auch als Hausarchiv bezeichnen. Er kann neben den persönlichen Papieren und Korrespondenzen der Besitzerfamilien auch Unterlagen von allgemeinerer Bedeutung enthalten, wenn etwa höhere Beamte oder geistliche Würdenträger zur Familie gehörten. So sind höhere Staats- und Hofbeamte an den Höfen in Münster, Osnabrück und Oldenburg sowie Domherren in Münster, Lübeck, Hildesheim und Paderborn vertreten. Dazu kam die Mitgliedschaft in den Burgmannskollegien zu Quakenbrück und Vechta.

Das Guts(wirtschafts)archiv hingegen enthält die Akten, die im Zusammenhang mit der Verwaltung der Gutswirtschaft erwachsen sind. Es gibt also Auskunft über den Grundbesitz, die Finanzen, einzelne Wirtschaftszweige (z. B. Schäferei, Mühlen, Moorkultivierung), rechtliche Verhältnisse (Prozesse). In diesem Teil ist oft besonders reichhaltiges Quellenmaterial für die Orts- und Hofgeschichte enthalten mit Heberegistern der verschiedensten Art (Pacht, Heuer, Zehnt, Steuer) und mit Akten über einzelne Höfe, auf die in den nun folgenden Ausführungen über die Gutsarchive Bomhof, Daren und Füchtel besonders verwiesen werden wird.

Bomhof

Das Gut Bomhof bei Langförden gehörte im 16. Jahrhundert der Familie von Quernheim, ab 1599 den von Dorgelo, ab 1648 bzw. 1650²⁾ den von Grothaus, ab 1717 den von Schilder und ab 1814 den von Fricken. Das nicht sehr umfangreiche Archiv umfaßt 61 z. T. nur in Abschriften überlieferte Urkunden aus den Jahren 1467—1854 sowie einige Rechnungen und Akten aus den Jahren 1673—1921. Außer den Besitzerfamilien wird die Richterfamilie Düvel in Lastrup genannt. Daneben sind Ortschaften in diesem Kirchspiel sowie in den Kirchspielen Langförden, Cloppenburg, Lindern, Essen, Visbek, Garrel und Dinklage erwähnt sowie einzelne Orte im nichtoldenburgischen Münsterland. Von besonderem Interesse dürfte eine nur abschriftlich erhaltene Urkunde des Bischofs von Münster aus dem Jahre 1694 sein, in der Bestimmungen über den Gottesdienst in der Kapelle zu Bethen und über das dortige Hospital getroffen werden³⁾, und Einkünfteverzeichnisse der Kirchen in Crapendorf und Garrel aus dem 17. Jahrhundert⁴⁾.

Daren

Besitzer des bei Vechta gelegenen Gutes waren im 15. Jahrhundert die Slore, von Sutholte und von Lutten, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die von Kobrinck, 1728 die von Schade, seit 1742 die von Frydag. Die große Zahl von Urkunden (85 Stück, 1407—1784), Amtsbüchern und Akten (580 Stück, 1513 bis 1921) läßt schon erkennen, daß hier erhebliche Quellen für alle zu Daren gehörigen Besitzungen vorliegen. Außerdem befinden sich in diesem Gutsarchiv noch Unterlagen der Güter Altenoythe, Vehr und Großarkenstedt, die sich früher im Besitz von Inhabern des Gutes Daren befanden, sowie des noch heute der Familie von Frydag gehörigen Gutes Schwede. Außer den erwähnten Familien der Besitzer von Daren und der zugehörigen Güter enthält das Gutsarchiv auch Material über die Familien von Alten, von Hammerstein-Gesmold, von Schele, von Uslar, von dem Bussche, von Elmendorff, von Voß, von Wedel, von Grothaus und andere Geschlechter.

Sehr umfangreich sind die Quellen zur Ortsgeschichte, denn 68 meist in Südoldenburg gelegene Ortschaften werden mehr oder weniger ausführlich in den Urkunden, Akten und Amtsbüchern erwähnt. 22 Kirchspiele der Kreise Cloppenburg und Vechta sind vertreten, und nur über Orte in den folgenden Kirchspielen ist nichts zu finden: Barbel, Ramsloh, Scharrel und Strücklingen (d. h. aus einem großen Teil des Saterlandes), Markhausen, Lastrup, Holdorf, Dinklage, Damme und Neuenkirchen. Die übrigen Kirchspiele sind dagegen oft reichhaltig dokumentiert, besonders oft Essen (mit 11 Dörfern), Bakum und Altenoythe (je 7), Cappeln (6), Visbek und Cloppenburg-Crapendorf (je 4).

Einen großen Umfang unter diesen Quellen zur Ortsgeschichte nehmen die Akten über zahlreiche Hofstellen ein, die oft über mehrere hundert Jahre wichtige Angaben über die Stelleninhaber, ihre Familie, ihren Besitz und ihre wirtschaftliche Lage enthalten. In der folgenden Tabelle werden diejenigen Stellen verzeichnet, über die nennenswertes Material vom 16.—18. Jahrhundert vorliegt:

Akten über Bauernstellen im Gutsarchiv Daren bis 1800

Abel zu Dwertge	1718—1909	Krone zu Brokstreek	1603—1795
Gr.-Arkenau	1541—1791	Lubbers zu Bottorf	1660—1837
Kl.-Arkenau	1694—1786	Menken zu Schlede-	
Bley zu Osterloh	1618—1799	hausen	1744—1900
Brand zu Bevern	1767—1796	Meyer zu Garrel	1703—1854
Bröring zu Märschendorf	1677—1851	Meyer zu Lutten	1687—1871
Bulthoff zu Wierup	1577—1873	Meyer zu Molbergen	1654—1787
Burlage zu Talge	1600—1828	Meyer zu Vestrup	1662—1812
Buschmann zu Lindern	1734—1765	Nannen zu Lahn	1714—1743
Dammann zu Schlede-		Neelke zu Schledehausen	1632—1851
hausen	1684—1817	Niemeyer zu Altenoythe	1610—1801
Darrenkamp zu Tenstedt	1707—1812	Ovelgönne zu Addrup	1742—1857
Deeke zu Erlte	1680—1845	Reinecke zu Rechterfeld	1726—1844
Döe zu Barlage	1570—1785	Riemann zu Hausstette	1742—1851
Eickholt zu Felde	1574—1804	Rüve zu Osteressen	1709—1800
Eilers zu Addrup	1738—1839	Schüdde zu Eggershausen	1612—1761
Einhaus zu Cappeln	1709—1851	Strothmeyer zu Mühlen	1687—1853
Ellert zu Lutten	1725—1852	Surmann zu Lutten	1665—1920
Fieck zu Osteressen	1669—1886	Thobe zu Stapelfeld	1655—1883
Freese zu Westerlutten	1737—1885	Thoben zu Dingel	1557—1910
Funke zu Visbek	1751—1854	Thöben zu Resthausen	1730—1856
Gerdhabing zu Tenstedt	1694—1921	Thöle zu Calveslage	1711—1851
Heckmann zu Märschen-		Thole zu Addrup	1742—1900
dorf	1796—1859	Vahling zu Schlede-	
Herbers zu Spreda	1742—1851	hausen	1655—1853
Hinrichs zu Schlede-		Vahrman zu Osteressen	1614—1790
hausen	1696—1901	Voigt zu Bottorf	1725—1839
Hoppe zu Büschel	1745—1922	Wahle zu Einen	1668—1852
Imbusch zu Brokstreek	1728—1852	Westerhoff zu Bühren	1728—1874
Klöne zu Schledehausen	1685—1907	Wienövst zu Ehren	1724—1872
Koldewey zu Druchhorn	1634—1853	Wilken zu Drantum	1746—1910
Kreutzmann zu Addrup	1614—1874	Wübken zu Hagel	1743—1852
Krömer zu Drantum	1725—1843		

Weiteres Material zur Hofgeschichte enthalten verschiedene Steuer-, Zehnt-, Dienst- und Abgaberegister der Güter Daren, Altenoythe und Vehr aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Ferner werden folgende, in der Tabelle genannte Hofstellen auch in den Urkunden erwähnt: Abel (1618—1722), Gr.-Arkenau (1577), Kl.-Arkenau (1577—1602), Eickholt (1471), Klöne (1654—1770), Kreutzmann (1608), Neelke (1610—1645), Reinecke (1619), Strothmeyer (1770—1784), Surmann (1664—1676), Thoben zu Dingel (1457), Thöle zu Calveslage (1619), Thole zu Addrup (1612), Vahrman (1633) und Wahle (1668). In der Tabelle sind auch einige Hofstellen aus dem benachbarten Osnabrücker Gebiet (Wierup, Talge, Druchhorn, Bottorf) und aus dem Hümmling aufgeführt. Diese Nachbarterritorien wie auch Ostfriesland und die Grafschaft Bentheim werden wiederholt berührt, doch soll hierauf nicht näher eingegangen werden, ebensowenig auf einzelne nordoldenburgische Orte (bei Westerstede und Hude) und auf die ebenfalls genannten, alten niederrheinischen Besitzungen

der Familie von Frydag. Bemerkenswert sind dagegen noch die Archivalien über folgende Betreffende: Corveyer Lehen (u. a. Zehnte im Hümmling und im Amt Cloppenburg); Burgmannschaften zu Vechta und Quakenbrück (mit Protokollen); Prozesse; Zehntsachen; Marken- und Ablösungssachen; Kirchen- und Schulsachen (u. a. Altenoythe und Bakum); Gerichtssachen (u. a. Gerichtsprotokoll Bakum 1585—1659); Rechnungen (ab 1716).

Füchtel

Das in der Nähe von Vechta gelegene Gut war seit dem 14. Jahrhundert im Besitz der Herren und späteren Freiherren von Elmendorff, denen durch Einheirat 1876 die Freiherren von Droste-Hülshoff, dann ebenfalls durch Heirat die Grafen von Merveldt folgten. Nach der Zahl der Urkunden (330 Stück, 1356—1822), Amtsbücher und Akten (etwa 1000, 1537—1932) wird der Bestand des Darener Archivs noch übertroffen, auch ist der Inhalt noch vielgestaltiger. Denn sowohl durch Einheirat wie durch Verschwägerung oder durch Kauf kamen die Archive oder Teile von Archiven einer ganzen Reihe von Adelsfamilien zusammen, auch solcher, deren Güter nie an die Besitzer von Füchtel gefallen sind. Denn die dortigen Herren haben offenbar auch Archivalien anderer Familien und Güter übernommen und diese dadurch vor dem Verlust bewahrt. So findet sich insgesamt Material über folgende Familien: Von Dumpstorff, von der Horst-Cappeln, von der Horst-Milse, von Spiegel-Borlinghausen, von Kobrinck, von Dincklage, von Dorgelo, von Voß, von Schall, von Böselager, von Schorlemer, von Vagedes, von Steding, von Lüninck, von Grothaus, von Falkenstein, von Droste-Hülshoff. Ein großer Teil des münsterländischen Adels ist also vertreten, von dem nicht nur private Korrespondenzen vorliegen, sondern auch Archivalien folgender Güter: Arkenstedt, Calhorn und Vehr (bei Essen), Welppe (bei Vechta), Brettberg (bei Lohne), Huckelrieden (bei Lönigen) und Dinklage. Hierzu kommen noch die außerhalb des Landes Oldenburg gelegenen Güter Halstenbeck (Kr. Halle Westf.), (Wester)cappeln und Grone (bei Ibbenbüren), Borlinghausen und Willebadessen (Kr. Warburg), Haus zum Haus (bei Ratingen). Durch diese Vielzahl von Familien und Gütern ist auch das ortsgeschichtliche Quellenmaterial in einer noch breiteren Streuung vorhanden, als dies bei Daren der Fall ist, denn über 100 Orte werden erwähnt, überwiegend solche im Münsterland. Nur die 5 Kirchspiele Holdorf, Ramsloh, Scharrel, Friesoythe und Strücklingen erscheinen nicht, also wiederum ein Teil des Saterlandes. Mit mehr als 4 Ortschaften sind vertreten die Kirchspiele: Essen (14), Visbek (10), Lohne (8), Langförden, Emstek, Bakum, Cloppenburg-Crapendorf (je 7), Dammme und Steinfeld (je 5). An oldenburgischen Kirchspielen außerhalb des Münsterlandes sind nur Berne und Dötlingen genannt, während die Nachbarterritorien (Osnabrück, Tecklenburg, Bentheim) und zahlreiche weitere westfälische und niederrheinische Orte bis zur Gegend von Düsseldorf, in Einzelfällen sogar noch Orte am Oberrhein, in Württemberg und in Ostpreußen Erwähnung finden. Von den zahlreich vorhandenen Akten über die Bauernstellen werden nachstehend die umfangreicheren und älteren aufgeführt.

Akten über Bauernstellen im Gutsarchiv Füchtel bis 1800

Buckede zu Nutteln	1718—1810	Ellers zu Deindrup	1731—1741
Diehling zu Oythe	1722—1735	Funke zu Erlte	1774—1831
Drahmann zu Osterfeine	1724—1836	Garlichs zu Lutten	1789—1841

Gramann zu Druchhorn	1663—1842	Marquart zu Icker	1733—1744
Hachmöller zu Westerbakum	1733—1842	Meyer zu Holtrup	1548—1845
Hackmann zu Schellohne	1698—1733	Meyer zu Schemde	1741—1862
Haferkamp zu Oythe	1673—1907	Moormann zu Kemp-hausen	1757—1827
Hake zu Drantum	1722—1871	Nieberding zu Steinfeld	1595—1803
Hempelmann		Niemann zu Deindrup	1626—1856
zu Schellohne	1783—1856	Nordmann zu Holtrup	1584—1845
Knese zu Elmelage	1791—1834	Polking zu Harpendorf	1775—1787
Gr.-Krogmann zu Kroege	1724—18 . .	Roenbeck zu Holthausen	1667—1840
Lammers zu Oythe	1569—1867	Schierholt zu Astrup	1593—1680
Lutmarding zu Rüschen-dorf	1540—1799	Schulzemeyer zu Holtrup	1722—1803
Luttmann zu Emstek	1620—1798	Thöle zu Telbrake	1671—1850
		Wichartz zu Einen	1737—1827

Weitere für die Hofgeschichte wichtige Quellen bieten verschiedene Steuer- und Einnahmeregister der Güter Füchtel und Brettberg vom 16.—18. Jahrhundert, zahlreiche Prozeßakten und auch einzelne Urkunden. So sind über folgende, in der Tabelle genannte Höfe auch Urkunden vorhanden: Buckede (1536—1784), Gramann (1765—1822), Hake (1664), Hempelmann (1613—1784), Krogmann (1651), Lammers (1511—1784), Lutmarding (1540—1641), Nieberding (1511—1784), Niemann (1607—1784), Roenbeck (1511—1784). Einige Höfe werden überhaupt nur in Urkunden erwähnt, doch da es sich manchmal nur um kurze Nennungen in Lehnbriefen, Eheverträgen oder ähnlichen Urkunden handelt, soll auf die Aufzählung hier verzichtet werden. Jedenfalls dürften in der Regel die Hofakten mehr Einzelnachrichten zur Hofgeschichte bieten.

Die übrigen Aktengruppen weisen ähnlich wie in Daren hauptsächlich folgende Betreffe auf: Burgmannschaften in Vechta und Quakenbrück (mit Protokollen), Landtag zu Münster (mit Protokollen), Marken-, Ablösungs- und Gemeinheitsteilungssachen, Kirchensachen, Prozesse, Rechnungs- und Finanzangelegenheiten.

Auch das eigentliche Hausarchiv ist noch reicher bestückt als dasjenige in Daren. Seine Besonderheit besteht einmal darin, daß einige Angehörige der Familien von Elmendorff und von der Horst im 17.—19. Jahrhundert Domherren in Paderborn, Münster, Hildesheim, Lübeck, Speyer und Trier gewesen sind. Aus der Zeit ihrer dortigen Tätigkeit sind vielfach Unterlagen über Kapitelsangelegenheiten, insbesondere über Grundbesitz, Einkünfte und Gerichtsbarkeit der betreffenden Domkapitel vorhanden. Ferner sind Privatkorrespondenzen seit dem 17. Jahrhundert erhalten, besonders umfangreich aus dem Nachlaß des Freiherrn Franz Carl von Elmendorff (1800—1876), der schon als Schüler und Student einen ausgedehnten Briefwechsel mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und seinen Freunden unterhielt. Er berichtete, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ausführlich über die Hinrichtung von Karl Ludwig Sand (20. 5. 1820), die er als Student von Heidelberg aus miterlebte⁵). Ein weiterer Vorzug des Gutsarchivs Füchtel ist die große Zahl von Einzelrechnungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Teilweise sind solche, so vor allem für die Herren von der Horst auf Haus, schon aus dem 17. Jahrhundert erhalten. Da diese Rechnungen meist Warenlieferungen, aber auch Leistungen

von Handwerkern (z. B. Bauarbeiten) betreffen, sind sie von Wert für die Wirtschafts- und Kunstgeschichte und vermitteln ein anschauliches Bild vom adligen Landleben in jener Zeit. So finden sich etwa Rechnungen über die Lieferung von Fürstenberg-Porzellan (1799), das heute noch in Füchtel vorhanden ist, oder über die Anfertigung einer Kaffeekanne und eines Präsentiertellers durch den Goldschmied Johann Heinrich Prüsman in Osnabrück (1723, 1726)⁶⁾ sowie Rechnungen der Zinngießer Johann, Gottfried Seydel (1752, 1754) in Vechta und Berendt Eckholt in Quakenbrück (1756, 1758, 1763).

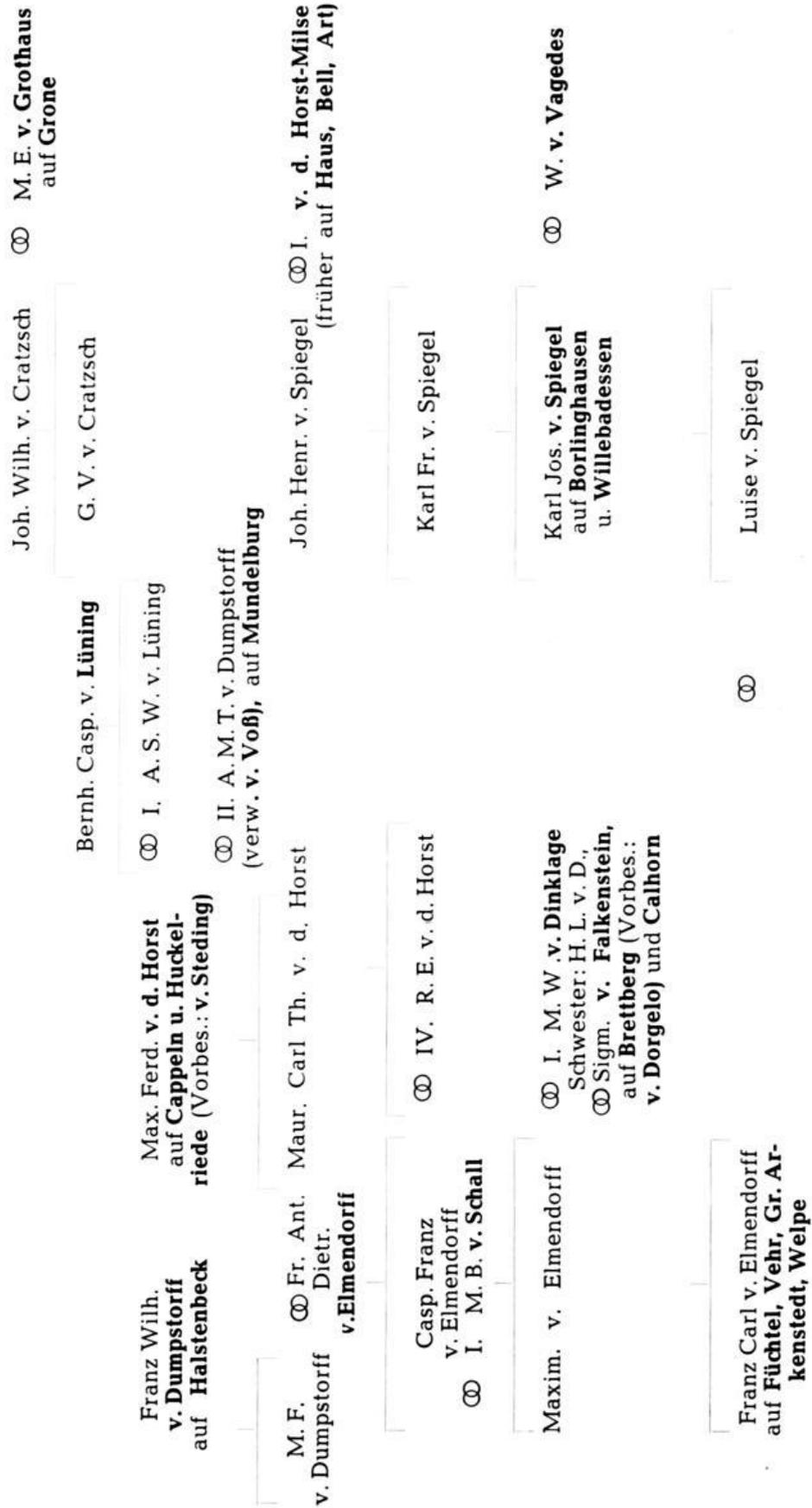
Die vorstehende Zusammenstellung konnte nur einen knappen Überblick über die wichtigsten Betreffe und Archivaliengruppen der besprochenen Gutsarchive bringen. Für intensivere Nachforschungen ist ein Besuch im Staatsarchiv Oldenburg mit der Durchsicht der Findbücher unerlässlich und jederzeit zu den Öffnungszeiten möglich. Es dürfte aber klargeworden sein, wieviel bisher unbekanntes Material in diesen Gutsarchiven verwahrt wurde. Dank der verständnisvollen Bereitschaft der Besitzer konnten diese Quellen durch Deponierung im Staatsarchiv der Forschung zugänglich gemacht werden, denn erst auf diese Weise war eine Ordnung und Verzeichnung möglich. Es ist zu hoffen, daß diese Beispiele auch andere Besitzer von Privatarchiven anregen, durch eine Hinterlegung im Staatsarchiv wertvolles Archivgut vor der Vergessenheit oder gar vor dem Verlust zu bewahren⁷⁾.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. die entsprechenden Abschnitte bei: C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster, Bd 1—3, Vechta 1840—1853; C. L. Niemann, Das Oldenburgische Münsterland, Bd. 1, 2, Oldenburg und Leipzig 1889, 1891; Oldenburg — ein heimatkundliches Nachschlagewerk, zusammengestellt von Franz Hellbernd und Heinz Möller, Vechta 1965; Franz Hellbernd, Die ehemaligen Adelsgüter der Gemeinde Essen (in: 968—1968. 1000 Jahre Gemeinde Essen, Cloppenburg 1968, S. 41 ff. Darin werden die im folgenden mehrfach genannten Güter Groß- und Kleinarkenstedt, Vehr und Calhorn behandelt).
- 2) Nach Nieberding, a. a. O., Bd. 2, S. 426, fand der Verkauf 1648 statt, doch zog sich nach einer Urkunde von 1650 August 21 die Verkaufshandlung offenbar noch bis 1650 hin (Staatsarchiv Oldenburg, Best. 272-2, Nr. 8).
- 3) Ebd., Nr. 32. Von der Urkunde war bisher nur der Schluß abgegeben worden. Der Anfang sowie ein weiteres Schriftstück über die Einkünfte der Kapelle (um 1749) konnten mit anderen, bisher noch unverzeichneten Akten unlängst aus Bomhof übernommen werden.
- 4) Ebd., Nr. 37.
- 5) Da die endgültigen Signaturen für den Bestand des Gutsarchivs Füchtel noch nicht feststehen, können hier keine genauen Nachweise gegeben werden, doch wird im Findbuch auf alle Stücke von besonderer Bedeutung hingewiesen werden. Eine spätere Veröffentlichung dieses Briefes sowie etwaiger weiterer Briefe von oder an Franz Carl von Elmenhorff ist beabsichtigt.
- 6) Wolfgang Scheffler, Goldschmiede Niedersachsens, 2. Halbbd., Berlin 1965, S. 1008, verzeichnet für 1717 lediglich sein Zulassungsgesuch zum Meisterstück und den Bürgereid, aber keine weiteren Daten.
- 7) Das verhältnismäßig umfangreiche Archiv von I h o r s t konnte, zunächst zur Durchsicht, unlängst in das Staatsarchiv verbracht werden, ist aber bisher nicht verzeichnet worden. Es enthält meist Akten sowie einige Urkunden des 16.—19. Jahrhunderts mit ähnlichen Betreffen wie in den vorgenannten Gutsarchiven. Erheblich scheinen die Unterlagen über das Burghannskollegium Vechta und die mit dessen Funktionen zusammenhängende Steuererhebung zu sein. So finden sich Kontributionsrechnungen und Rezeptursachen der Kirchspiele Steinfeld, Bakum, Damme, Neuenkirchen, Langförden, Emstek, Dinklage, Goldenstedt, Visbek und Twistringen, die die entsprechenden Unterlagen der oben genannten Gutsarchive in willkommener Weise ergänzen. Nicht gelungen ist es bisher leider, die Akten des Gutes L a g e bei Essen durch eine Deponierung zu sichern und zu erschließen.

Anhang

Übersicht über die Verwandtschaft und die Güter der Familien, deren Archive jetzt, vollständig oder teilweise, im Gutsarchiv Füchtel liegen



Kreis- und Gemeindewappen des Landkreises Cloppenburg

VON FRANZ HELLBERND

In der Meinung, daß alle Gemeinden ein Wappen besitzen, hatte ich versprochen, im Jahrbuch 1970 das Kreiswappen und die Gemeindewappen des Landkreises Cloppenburg zu veröffentlichen (vergleiche Jahrbuch 1969, S. 80 ff).

Bei der ersten Durchsicht der entsprechenden Akten im Kreisamt Cloppenburg stellte sich heraus, daß nur der Kreis und die Gemeinden bzw. Städte Altenoythe, Cloppenburg, Friesoythe, Lindern, Markhausen, Scharrel und Strücklingen ein genehmigtes bzw. verliehenes Wappen führten, Löningen und Essen ein nicht genehmigtes Wappen verwendeten, Barbel, Cappeln, Emstek, Garrel, Lastrup und Molbergen ein Wappensiegel hatten, Bösel und Neuscharrel weder Wappen noch Siegelbild besaßen. Zwar hatten die meisten Gemeinden Verhandlungen mit dem Staatsarchiv gepflegt, doch letztlich war es nicht zu einem Antrag und einer Genehmigung gekommen. Auf meine Anregung hin waren alle Gemeinden bereit, die Wappenfrage erneut aufzugreifen und zum Abschluß zu führen. Mit großer Sorgfalt zeichnete Herr Kittel, Vechta, unter Zugrundelegung der vielfach verliehenen Wappensiegel viele Entwürfe und versah sie in vielen Variationen mit Farben, bis die Vorschläge schließlich bei den Gemeinden und dem Staatsarchiv Zustimmung fanden. Der anschließend beantragten Genehmigung durch den Herrn Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks stand dann nichts mehr im Wege. Bei der schriftlichen Fixierung der Blasonierungen (Wappenbeschreibungen) und Begründungen konnten vielfach die Wortlaute der Verleihungen der Wappensiegel verwendet werden. Die Bemühungen, allen Gemeinden zu einem Wappen zu verhelfen, waren sehr erfolgreich. Bis auf Barbel führen nunmehr alle Gemeinden des Landkreises Cloppenburg ein Wappen; das Wappen von Barbel steht in der Beratung und wird wohl bis zum Jahresende genehmigt werden.

Bei der Wiedergabe der Wappen im Jahrbuch wurde die spätgotische halbrunde Schildform als „Rahmen“ gewählt wie auch im Vorjahre bei den Wappen des Landkreises Vechta. Die Schildform ist von dem eigentlichen Wappen völlig unabhängig, sie wird lediglich für ein gleichmäßiges Bild in Wappenwerken vereinheitlicht. Bei den Wappen des Landkreises Cloppenburg und der Gemeinde Lastrup wurde eine Ausnahme gemacht. Der Kreis Cloppenburg sah in dem frühgotischen Spitzschild eine elegantere Form für sein Kreiswappen, und bei der Gemeinde Lastrup lag es im Interesse einer Harmonisierung des Wappens, der Übereinstimmung des großen Schildes und der beiden eingesetzten kleinen Schilde. Außerdem wünschte die Gemeinde diese Form, und das Staatsarchiv meldete keine Bedenken an.

Danken möchte ich an dieser Stelle allen, die geholfen haben, die Wappenfrage für den Kreis Cloppenburg zum Abschluß zu bringen, vor allem dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg, dem Kreisamt Cloppenburg und Herrn Kittel, der neben den Entwürfen und Wappen-

15-1
A Abschrift.

1/31

Der Reichs- und Preußische
Minister des Innern.

Berlin, den 15. Dezember 1937.

V a VI 7.63 X/XI/37.

Vertraulich!

An
die Herren Reichsstatthalter
- oder Vertreter im Amt -.

Betrifft: Wappengestaltung bei den Gemeinden.

In der letzten Zeit sind in zahlreichen Fällen Gemeindegewappen verfallen worden, die ihren Ausgangspunkt von den Wappen deutscher mittelalterlicher Territorien nehmen (z.B. Kurköln, Kurtrier). Ebenso werden hier und da noch die Siegel landesherrlicher Landgerichte zum Ausgangspunkt für die Neuschaffung von Gemeindegewappen genommen und die in diesen Siegeln dargestellten Heiligen oder sonstige ausgesprochen kirchliche Embleme (z.B. Bischofsmützen, Bischofsstäbe) in neue Gemeindegewappen übernommen. Diese historischen Zusammenhänge sind heute der Bevölkerung der betr. Gemeinde kaum noch bewußt; zum anderen Teil stehen sie aber auch mit der Entwicklung der Gemeinde nicht in einem so engen Zusammenhang, daß ihre Übernahme in neu zu schaffende Wappen gerechtfertigt wäre.

Im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers ersuche ich deshalb, in Zukunft an Stelle dieser Sinnbilder für die Gemeindegewappen andere zu wählen, die entweder an sonstige geschichtliche Ereignisse anknüpfen oder die besondere Eigenart der Gemeinde in der Gegenwart und die gegenwärtige Zeitlage zum Ausdruck bringen.

In Vertretung
gez. Pfundtner.

===

Der Reichsstatthalter in
Oldenburg und Bremen.

Oldenburg, den 4. Januar 1938.

Vertraulich!

Abschrift übersende ich zur Kenntnisnahme und
Beachtung.

I.A.
gez. Unterschrift.

An den Herrn Ministerpräsidenten J o e l , Oldenburg

Amt Cloppenburg
50:53 121.8
1/0.19.38

===

Der Minister des Innern.

Oldenburg, den 8. Januar 1938.

Nr. I 430.

Abschrift gelangt an
die Herren Amtshauptmänner und Oberbürgermeister
zur vertraulichen Kenntnisnahme und Beachtung.

l.a. II - a, l. 15.1.38 gez. J o e l .
l.a. a a l.

Beglaubigt:
[Signature]
Verwaltungssekretär.

49

Schreiben des Reichs- und Preußischen Ministers des Innern zur Wappengestaltung, in dem ersucht wird, Heiligenfiguren, kirchl. Embleme und Wappen mittelalterlicher Territorien nicht mehr zu verwenden.



zeichnungen die Farbauszüge für die farbige Klischierung anfertigte. Danken möchte ich aber auch allen Gemeinden, die den Wappengedanken erneut aufgegriffen haben und ihren Bürgern nun ein heraldisch einwandfreies und geschichtlich begründetes Wappen präsentieren können.

Ergänzung der Literatur:

Deeken, Josef, Deutsche Länder- und Stadtwappen, Bonn 1960.

Philippi, F., Wappen, Versuch einer gemeinfaßlichen Wappenlehre, Limburg/Lahn 1967.

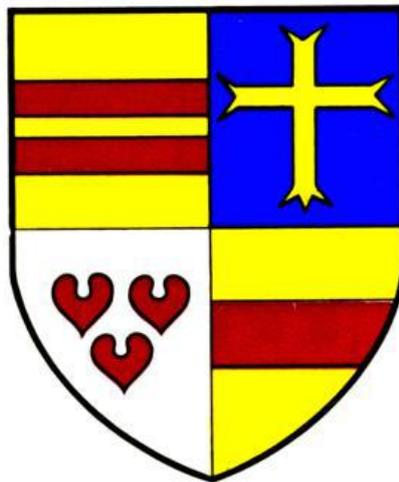
Stadler, Klemens, Deutsche Wappen, Band 6, Bremen 1968.

Steimel, Robert, Die Wappen der bundesdeutschen Landkreise, Köln 1964.

Steimel, Robert, Kleine Wappenkunde, Köln 1963.

Der Landkreis Cloppenburg

Größe: 1 365,13 km² ¹⁾ — Einwohner: 101 811 ¹⁾



Beschreibung des Wappens ²⁾:

Im quadrierten Schild in Feld 1 zwei rote Balken in Gold,
in Feld 2 ein goldenes Steckkreuz in Blau,
in Feld 3 drei rote Seeblätter in Silber,
in Feld 4 ein roter Balken in Gold.

Begründung:

Der Wappenschild deutet auf die geschichtliche Vergangenheit des Landkreises Cloppenburg hin.

Im unteren Teil wird an die über 500 Jahre alte Zugehörigkeit zum Territorium der Tecklenburger Grafen, die vom Ende des 13. Jahrhunderts bis 1400 die Landesherrschaft ausübten, und an die Landesherrschaft der Bischöfe von Münster von 1400 bis 1803 erinnert. Daher führt das Wappen

¹⁾ Die Zahlen sind den Statistischen Berichten vom 31. 12. 1968 entnommen.

²⁾ Der Wortlaut der Wappenbeschreibungen und Begründungen ist weitgehend von den amtlichen Verleihungs- bzw. Genehmigungsschreiben übernommen worden.

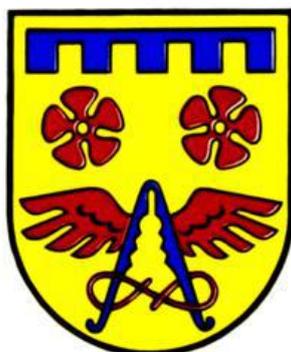
die Seeblätter (auch als „ausgebrochene Lindenblätter“ und „Schröterhörner“ bezeichnet) der Tecklenburger Grafen und den „Balken des Bistums Münster“. Im Jahre 1933 wurden die Oldenburgischen Ämter Friesoythe und Cloppenburg zum Amt Cloppenburg, dem jetzigen Landkreis Cloppenburg, vereinigt. Von einer Ausnahme abgesehen bestand der 1933 gebildete Landkreis Cloppenburg bereits 400 Jahre als einheitlicher Verwaltungsbezirk unter der Landesherrschaft des Bischofs von Münster. Auf den aus dem alten Amt Friesoythe gebildeten Teil des Landkreises Cloppenburg braucht daher nicht weiter eingegangen zu werden, zumal auch Friesoythe zum Territorium der Tecklenburger Grafen gehörte und der Amtsverband Friesoythe ein Wappen gleichen Inhalts nur mit anders verteilten Feldern führte.

Der obere Teil des Wappens, der dem Oldenburgischen Wappen entnommen wurde, findet seine Begründung darin, daß das münstersche Amt Cloppenburg im Jahre 1803 an Oldenburg fiel.

Bis zum Jahre 1938 war beim früheren Amtsverband Cloppenburg ein Siegel mit einem Wappenbild in Gebrauch, das dem heutigen Wappen des Landkreises entspricht. Das neue Wappen ist am 10. Juli 1958 vom Kreistag beschlossen und mit Erlaß des Niedersächsischen Ministers des Innern vom 3. September 1959 genehmigt worden. Die Beschreibung des Wappens wurde in der Kreistagsitzung vom 9. April 1959 in der obigen Fassung neu formuliert.

Gemeinde Altenoythe

Größe: 63,61 km² — Einwohner: 4 563 ¹⁾



Beschreibung des Wappens:

In Gold in der oberen Schildhälfte ein blauer Turnierkragen (Steg), darunter 2 rote Rosen; in der unteren Schildhälfte eine blaue sogenannte Pferdebremse mit roten Schwingen und roter Schnur.

Begründung:

Das Wappenbild enthält Motive aus den Wappen der Familien, die für die Geschichte der Gemeinde große Bedeutung hatten. Die Familie von Kobrink war jahrhundertlang Besitzer des Gutes Altenoythe. Sie führte eine Pferdepramme oder Pferdebremse im Wappen, eine mit Dornen ver-

¹⁾ Die Zahlen über Flächengröße und Einwohner wurden von den Gemeinden angegeben und entsprechen dem Stande vom 30. Juni 1969.

sehene Eisenzange, die den zu zähmenden Pferden über die Zunge gelegt und durch eine Schlinge nach Bedarf angezogen wurde. Zur Ausschmückung des Wappens haben die alten Wappenzeichner dieser Pferdebremse ein Flügelpaar beigegeben. — Ferner sind dem Wappen der Familie von Smerten, die auf Gut Kampe wohnte, zwei Rosen und ein sogenannter „Turnierkragen“ entnommen. Das Wappenbild zeigt also Sinnbilder, die für die Kulturgeschichte der Gemeinde von großer Bedeutung sind.

Bereits am 8. Februar 1937 hatte der Reichsstatthalter der Großgemeinde Altenoythe (Altenoythe und Bösel) ein Wappensiegel verliehen und ihr zugleich die Befugnis erteilt, das Wappen im Dienstsiegel zu führen. Nachdem die Gemeinde Bösel wieder selbständig wurde, mußte auch das Wappen neu verliehen werden. Das geschah nach der Farbgebung unter Verwendung des alten Wappensiegels am 19. August 1954 durch den Niedersächsischen Minister des Innern.

Gemeinde Barbel

Größe: 84,32 km² — Einwohner: 8 313



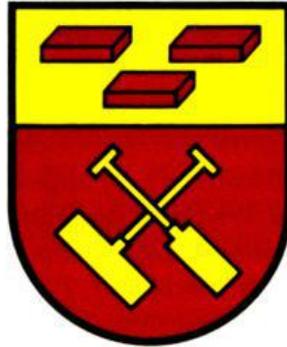
Die Gemeinde Barbel führt z. Z. noch kein Wappen. Es werden aber Verhandlungen geführt mit dem Ziel, möglichst bald ein dreiteiliges Wappen zu bekommen.

Anstatt des Wappens wird hier eine Abbildung und Beschreibung des Siegelbildes gebracht, das auch im neuen Wappen eine beherrschende Stellung einnehmen wird.

Das Siegelbild zeigt ein Segelschiff von der Form, wie sie auf der ältesten handgezeichneten Karte von 1588 im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg zu finden ist. Es ist der Typ der Fehnschiffe, breit und behäbig gebaut, womit das Barbeler Tief und die benachbarten Gewässer befahren wurden. Diese Schiffe waren noch bis etwa zum 1. Weltkrieg für die Küstenschifffahrt charakteristisch und verdienen daher mit Recht als Sinnbild der Gemeindegeschichte festgehalten zu werden.

Der Entwurf zu einem Siegelbild zeigte bereits das obige Motiv, das nach Mitteilung des Gemeindevorstandes vom 3. Dezember 1934 allgemeine Zustimmung fand. Später sprach sich die Gemeinde für ein Dreimastschiff aus. Dies wurde aber vom damaligen Landesarchiv abgelehnt, weil Brake und Elsfleth als Seehäfen diese im Siegel führten. Am 26. November 1936 verlieh der Reichsstatthalter von Oldenburg und Bremen der Gemeinde das obige Siegelbild.

Gemeinde Bösel
Größe: 99,97 km² — Einwohner: 4 850



Beschreibung des Wappens:

Unter goldenem Schildhaupt, darin drei (perspektivisch gezeichnete) rote Ziegelsteine 2:1, in Rot zwei gekreuzte goldene Torfspaten.

Begründung des Wappens:

Für die Farbengebung spricht, daß Gold und Rot sowohl die altmünster-schen wie auch die altoldenburgischen Farben sind.

Seit dem 15. Jahrhundert läßt sich das Bestehen einer Ziegelei nachweisen. Darauf beziehen sich die drei Ziegelsteine. Rund ein Drittel des Gemeindegebietes war Moor. Die Torfspaten wurden zum Graben von Weiß- und Schwarztorf benutzt.

Als die Gemeinde Bösel nach dem 2. Weltkrieg wieder selbständig wurde, kam bald der Wunsch nach einem Siegelbild und Wappen auf. Nach mehrjährigen Verhandlungen legte das Staatsarchiv Oldenburg der Gemeinde am 13. Mai 1960 10 Skizzen vor, die aber nicht die Zustimmung des Gemeinderates fanden. Danach ließ man die Sache auf sich beruhen. Am 20. Mai 1969 beschloß der Gemeinderat das obige Wappen, das der Präsident für den Verwaltungsbezirk Oldenburg am 16. Oktober 1969 genehmigte.

Gemeinde Cappeln
Größe: 76,10 km² — Einwohner: 4 063



Beschreibung des Wappens:

In Gold der Kopf eines Rappen mit rotem Zaumzeug.

Begründung des Wappens:

Das Wappen bezieht sich auf die Pferdezucht, die früher in der ganzen Gemeinde erfolgreich betrieben wurde. Sie hat sich bis heute in einigen guten Zuchten gehalten.

Der Kopf zeigt den typischen „Oldenburger“, der als Reit- und Gebrauchspferd weit über die Landesgrenzen hinaus geschätzt wird.

Bei der Farbgebung wurden Rot und Gold verwendet, die zugleich die Farben Altoldenburgs und des Bistums Münster bedeuten. Cappeln gehörte von 1252 bis 1803 zum Bistum Münster und kam 1803 zu Oldenburg. Zusammen mit Emstek wurde die Gemeinde im gleichen Jahre dem Kreis Cloppenburg zugewiesen.

Die Gemeinde Cappeln beantragte am 5. November 1936 den Pferdekopf im Siegelbild. Der Reichsstatthalter verlieh ihr am 20. November 1936 das Recht, das obenbezeichnete Siegelbild in ihrem Dienstsiegel zu führen.

Das farbige Wappen wurde am 8. August 1969 vom Gemeinderat beschlossen und am 27. August 1969 durch den Präsidenten in Oldenburg genehmigt.

Stadt Cloppenburg

Größe: 70,53 km² — Einwohner: 19 052



Beschreibung des Wappens:

Auf goldenem Schilde ein roter Balken, über dem Balken die Figur des hl. Paulus, weißgekleidet mit rotem Umhang, das bloße Schwert in der Rechten und das aufgeschlagene Buch in der Linken. Vom oberen Schildrand drei blaue¹⁾ quadratische „baristelen“ (das sind Lätze eines Turnierkragens) herabhängend, deren mittlere vom Kopfe des Heiligen fast ganz überdeckt wird.

Begründung des Wappens:

Das Cloppenburger Stadtwappen vereinigt in sich das Wappen des Bistums Münster — roter Balken in Gold — das Bild des Schutzpatrons des Stiftes

¹⁾ Laut Hauptsatzung der Stadt Cloppenburg: „blau/grüne“.

Münster — der hl. Paulus mit Buch und Schwert — und ein Charakteristikum des Bischofs Heinrich von Moers, der als damaliger Landesherr Cloppenburg das Wappen verlieh — drei blaue „baristelen“.

Am 5. Januar 1435 hat der damalige Bischof von Münster das Wigbold Cloppenburg, das die Grafen von Tecklenburg im Jahre 1400 an Münster abtreten mußten, mit dem Stadtrecht von Haselünne „bewidmet“ und die neue Stadt mit der Führung eines Wappens „begnadet“. In der Verleihungsurkunde heißt es sinngemäß übersetzt „... so daß sie (die Einwohner) von nun an unser angeborenes Wappen von Moers haben sollen, oben mit drei blauen ‚baristelen‘ eingesetzt und auf dem Helm das aufrechtstehende Bild unsers und unseres Stiftes Hauptherrn, des guten hl. Paulus, in der vorderen Hand ein aufgerichtetes bloßes Schwert und in der linken Hand ein Buch haltend und die Füße auseinander gestellt, gleichsam als ob zur Wehr er stände ...“²⁾.

Das Wappen der Stadt Cloppenburg gleicht bis auf zwei Änderungen dem in der Verleihungsurkunde beschriebenen Wappen. Zur Figur des hl. Paulus sei bemerkt, daß das Wappen wahrscheinlich ursprünglich aus zwei Teilen bestand, dem schräggestellten Schild mit dem Wappen des Bischofs und dem über einer Ecke des Schildes stehenden Helm mit dem Bild des hl. Paulus als Kleinod (es ist leider nirgendwo bildlich überliefert). Auf dem ältesten bekannten Cloppenburger Siegelabdruck aus dem Jahre 1462 ist der hl. Paulus als Kniefigur dargestellt. Später setzte sich die Halbfigur durch, bei der man blieb, um das Bild des Heiligen hinreichend groß darstellen zu können.

Eine weitere Änderung wurde bei der Farbgebung des Wappens vorgenommen. 1935 zeichnete der Maler und Grafiker Waldemar Mallek aus Münster ein neues Stadtwappen zum 500jährigen Stadtjubiläum. Dabei wurde dem Balken eine rote Farbe gegeben und als „Münsterscher Balken“ bezeichnet. Laut Urkunde verlieh der Bischof Heinrich von Moers „... unse angeboiren wapene van Moerse boyven mit dryn blawen baristelen ingesat . . .“. Die Grafen von Moers führten einen schwarzen Balken in Gold, wie heute noch die Stadt Moers, und die „baristelen“ hatte der Bischof als Zweig des Stammhauses ins Urwappen dazuzusetzen. Auch im Wappenbuch von Otto Hupp zeigt das Cloppenburger Wappen einen schwarzen Balken.

Die Änderungen des ursprünglichen Stadtwappens nehmen sich nicht unvorteilhaft aus und sind geschickt motiviert, aus der Sicht des Heraldikers allerdings nicht ganz vertretbar.

Zur 500-Jahrfeier bemühte sich die Stadt Cloppenburg am 30. November 1934 um eine Neuverleihung des Wappens durch den Minister des Innern in Oldenburg. Bis dahin wurde seit 1591 ein recht verunstaltetes Wappenbild im Siegel benutzt. Wegen verschiedener Abänderungswünsche seitens des Staatsarchivs kam es damals nicht zu einer Einigung und Neuverleihung.

²⁾ (vgl. Bernhard Riesenbeck: Das Wappen der Stadt Cloppenburg in „500 Jahre Stadt Cloppenburg 1435—1935“, S. 43 ff.).

Gemeinde Emstek
Größe: 108,02 km² — Einwohner: 7 417



Beschreibung des Wappens:

Auf rotem Schild eine Burg in Silber mit blauem Spitzdach und goldener Kugel. Rechts und links des Gebäudes zwei stilisierte Bäume (Hagedorn und Linde) in Gold. Vor dem Schlußbogen des Burgtores an einer Schnur eine ornamentierte Kapsel (Desem—Knöp) in Gold.

Begründung des Wappens:

Das Wappen erinnert an das Desum-Gericht, das jahrhundertlang auf dem Desum bei Emstek tagte. Es enthält nämlich die gleichen Motive wie das Gerichtssiegel des Gogerichtes auf dem Desum. Dieses Siegel, nach Erlaß der „Vechtischen Gerichtsordnung“ am 26. Februar 1578 für das Desum-Gericht angefertigt, wurde von dem bischöflich-münsterschen Gografen geführt. Gemeinschaftlich mit dem Wildeshauser Desum-Grafen nahm er zwar noch die vier „stevlichen“ Gerichtstage an alter echter Dingstatt auf dem Desum wahr, doch seine materiell wichtigeren Partgerichte hielt er auf der „Freiheit“ vor der Burg Vechta unter dem Hagedorn ab. Der letzteren Situation entspricht das Siegelbild von 1578. Es stellt nicht den Dingstuhl auf dem Desum dar, sondern die Burg Vechta, flankiert von zwei Bäumen, der „Linde“ und dem „Hagedorn“ (Weißdorn). Interessant ist das Siegel durch sein „redendes“ Beizeichen. Die ornamentierte Kugel ist ein „Desem-Knöp“ (Bisamknopf), ein mit „desem“ (Bisam = Moschus) gefüllter Behälter¹⁾.

Auch der Gedenkstein auf dem Desum, wo das Gericht „im offenen felde unter einem bome“ tagte, trägt eine Nachbildung des Siegels von 1578.

Die Farben des Wappens drücken die verschiedene landesherrliche Zugehörigkeit der Gemeinde Emstek aus. Zunächst gehörte sie zu der Grafenschaft Vechta-Ravensberg (Rot und Silber), 1252 kam sie zum Bistum Münster (Rot und Gold) und 1803 zum Herzogtum Oldenburg (Rot, Gold, Blau). Im gleichen Jahre wurden die Gemeinden Emstek und Cappeln dem Landkreis Cloppenburg zugeteilt.

Die Gemeinde Emstek beantragte am 28. Januar 1930 ein Siegelbild mit den oben bezeichneten Motiven nach einem Entwurf von Ministerialrat Rauchheld. Das Ministerium des Innern in Oldenburg genehmigte es am 23. Juni 1930. Nach den Unterlagen der Archive bemühte sich Emstek nach dem 2. Weltkriege zunächst nicht um ein Gemeindewappen. Am 30. 6. 1969 wurde das obige Wappen vom Gemeinderat beschlossen, das der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg am 27. 8. 1969 genehmigte.

¹⁾ Vgl. Georg Sello, Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg, S. 9

Gemeinde Essen
Größe: 100,51 km² — Einwohner: 8 066



Beschreibung des Wappens:

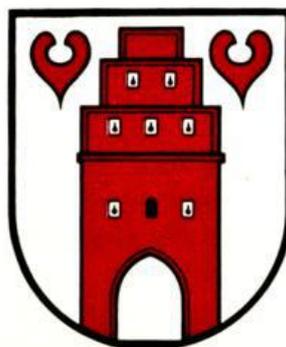
Schild geteilt. Oben ein goldener sechsstrahliger spitzer Stern in rotem Feld, unten ein rotes Seeblatt in silbernem Feld.

Begründung des Wappens:

Der Wappenentwurf geht davon aus, daß die älteste nachweisbare Burganlage zu Essen eine Gründung der Grafen von Tecklenburg war, in deren Wappenschild sich drei Seeblätter oder ausgebrochene Lindenblätter befanden. Eins davon ist für das Essener Wappen entlehnt. Weiter enthält das Wappen einen sechsstrahligen spitzer Stern. Dieser befindet sich im Wappen der Familie von Pennethe, die ehemals das Gut Lage gründete und in Quakenbrück und Vechta viele Burgmänner stellte.

Ein Siegelbild mit den obigen Motiven verlieh der damalige Reichsstatthalter von Oldenburg und Bremen der Gemeinde Essen am 5. November 1936. Das Niedersächsische Staatsarchiv in Oldenburg legte am 4. März 1960 einen farbigen Wappenentwurf vor, der am 26. Juni 1969 zur Genehmigung beantragt und am 15. Juli 1969 durch den Präsidenten des Nieders. Verwaltungsbezirks genehmigt wurde.

Stadt Friesoythe
Größe: 85,47 km² — Einwohner: 6 100



Beschreibung des Wappens:

In silbernem Schild das alte Stadttor mit dreistufigem Treppengiebel in Rot. Der zweitoberste Giebel trägt zwei, der drittoberste Giebel drei silberne Schießcharten. Im Unterbau über der Tordurchfahrt zwei silberne Schießcharten, dazu eine schwarze Öffnung. Beiderseits des Treppengiebels je ein ausgebrochenes herzförmiges, rotes Blatt (Seeblatt).

Begründung des Wappens:

Das Stadttor war das Wahrzeichen der Stadt bis zum Jahre 1945. Da es in den letzten Kriegstagen zerstört wurde, soll das Wappen die Erinnerung daran und an die mittelalterliche Blütezeit der Stadt Friesoythe festhalten. Die beiden roten Blätter erinnern an die ersten Landesherren, die Grafen von Tecklenburg, denen die Stadt ihren mittelalterlichen Aufstieg verdankt. Die Farben Silber-Rot sind die alten Tecklenburger Farben und zugleich die der Deutschen Hanse, der die Stadt im Mittelalter angehörte. Mit Erlaß vom 17. Januar 1958 hat der Niedersächsische Minister des Innern das vom Rat der Stadt Friesoythe am 27. Februar bzw. 17. September 1957 beschlossene Wappen genehmigt.

In dem Entwurf des Staatsarchivs Oldenburg waren 4 schwarze Maueranker, die die Jahreszahl 1308 bildeten und die erste Erwähnung Friesoythes als Marktort darstellte, vorgesehen. Das Staatsarchiv Hannover lehnte diesen Entwurf ab mit der Begründung, daß Wappen grundsätzlich keine Jahreszahl enthalten sollen.

Das älteste bekannte Siegel von Friesoythe aus dem Jahre 1367 zeigt schon ein herzförmiges Blatt. Man darf annehmen, daß es dem Wappen der Grafen von Tecklenburg entlehnt wurde.

Bis 1945 benutzte Friesoythe ein Siegel, das nach dem alten Stadtwappen hergestellt und von geringen Änderungen abgesehen seit 1455 in Gebrauch war. Im Städtewappenwerk beschreibt Otto Hupp es wie folgt: In Blau ein goldener Rundturm, dessen Dach einen doppelten Zinnenkranz zeigt; vor dem Tor der schräglinks gelehnte Schild des Bistums Münster = In Gold ein roter Balken. Der Minister des Innern in Oldenburg hatte es am 8. August 1937 gegen den Widerstand des Landesarchivs genehmigt, nachdem der Stadtrat sich entschlossen hatte, die Ornamentik und die Jahreszahl 1653 wegzulassen und die lateinische Umschrift „Sigilium Civitatis Friesoythen-sis“ durch die deutsche Umschrift „Stadt Friesoythe“ zu ersetzen. Der Reichstatthalter von Oldenburg und Bremen hatte dieses Siegel bereits am 3. Juni 1937 genehmigt.

Gemeinde Garrel

Größe: 113,11 km² — Einwohner: 7 669



Beschreibung des Wappens:

In Gold ein Schäfer mit blauem Mantel, rotem Untergewand, schwarzem Hut und Hirtenstab.

Begründung des Wappens:

In der Gemeinde Garrel stand jahrhundertlang wegen des kargen Bodens die Schafzucht an hervorragender Stelle. Das wird im Wappen durch den Schäfer mit dem „Hoiken“ und dem Hirtenstab zum Ausdruck gebracht.

Bei der Farbengebung ging man davon aus, sowohl die altmünsterschen als auch die Oldenburger Farben in Einklang zu bringen.

Ein Siegelbild mit dem gleichen Inhalt verwendet die Gemeinde seit der Verleihung durch den Reichsstatthalter von Oldenburg und Bremen am 11. Januar 1937.

Das vorliegende Wappen wurde am 6. Oktober 1969 vom Gemeinderat beschlossen. Der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg genehmigte es am 31. Oktober 1969.

Gemeinde Lastrup

Größe: 8 492 km² — Einwohner: 5 684



Beschreibung des Wappens:

In Blau ein silbernes Gerichtsschwert, rechts davon ein Wappenschild: In Silber drei (2:1) rote Seeblätter, links ein Wappenschild: In Gold zwei rote Balken.

Begründung des Wappens:

Das Wappen bezieht sich auf die Tatsache, daß in Lastrup im Mittelalter ein Gogericht für die Kirchspiele Lastrup und Lindern bestand, das ursprünglich den Tecklenburger Grafen gehörte. Das Gericht ist angedeutet durch ein Gerichtsschwert, wie es auf alten Richtersiegeln zu finden ist. Die alte Landeshoheit der Tecklenburger ist zu ersehen an dem Tecklenburger Wappen mit den drei Linden- oder Seeblättern. Das Wappen mit den zwei Balken ist das der Oldenburger Grafen, die jahrhundertlang die Lehnsherren der Lastruper Kirche waren und hier noch in neuerer Zeit Patronatsrechte besaßen.

Das Wappen entstand in Anlehnung an das Siegelbild der Gemeinde, das bereits am 7. Dezember 1936 verliehen wurde. Am 23. Juli 1969 beschloß der Gemeinderat das vorliegende Wappen, das der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks am 31. Oktober 1969 genehmigte.

Gemeinde Lindern
Größe: 65,77 km² — Einwohner: 3 975



Beschreibung des Wappens:

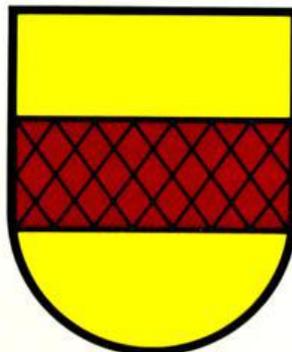
In Silber ein grüner Lindenbaum mit fünf Zweigen. Seine silbernen Wurzeln liegen in einem grünen Schildfuß. Vor der Baumkrone der altoldenburgische Grafenschild (golden mit zwei roten Balken).

Begründung:

Das Wappen ist unter die sogenannten „redenden Wappen“ zu rechnen, d. h. es sucht den Namen der Gemeinde in bildhafter heraldischer Sprache zu erklären. Der Gemeinename hängt nach volkstümlicher und wissenschaftlicher Deutung ohne Frage mit der Linde zusammen, die als Gerichtsbaum in alter Zeit eine große Rolle spielte und auch sonst als schmuckvoller und honigspendender Laubbaum geschätzt wird. In der Heraldik spielen Lindenzweig und Lindenblatt eine Rolle bei den Grafen von Tecklenburg und Ravensberg-Vechta, die in Südoldenburg begütert waren. Da in Lindern die Oldenburger Grafen seit dem hohen Mittelalter Besitzrechte hatten, auch das Patronatsrecht an der Kirche zu Lindern durch die münstersche Zeit hindurch behielten, wird die alte Verbundenheit mit Oldenburg durch den altoldenburgischen Grafenschild angedeutet.

Der Niedersächsische Minister des Innern hat mit Erlaß vom 7. September 1953 der Gemeinde Lindern das Recht zur Führung des von der Gemeindevertretung am 27. Mai 1953 beschlossenen Wappens verliehen. Da Lindern von 1933 bis 1948 mit Lastrup eine Gemeinde bildete, mußte nach dem Kriege ein neues Wappen geschaffen werden.

Gemeinde Lönningen
Größe: 125,94 km² — Einwohner: 10 091



Beschreibung des Wappens:

In Gold ein rot damaszierter Balken.

Begründung des Wappens:

Die Darstellung des vorliegenden Gemeindegewappens ist schon 1485 von einem Löninger Burrichter als „buerzeghel to Loningen“ gebraucht worden und verdient daher mit Recht Beachtung. Seine Bedeutung ist nicht ganz klar. Der quer über den Schild laufende „damaszierte Balken“ ist vermutlich gleichbedeutend mit dem Balken im Wappen des Bistums Münster, obwohl dieser in der damaszierten Form selten zu finden ist. Bei den damaligen territorialen Beziehungen wäre es nicht verwunderlich, daß das münstersche Wappen im Löninger Siegel auftauchte. Außerdem stand auf dem Gellbrink in Lönigen jahrhundertlang ein fürstbischöfliches Jagdschloß.

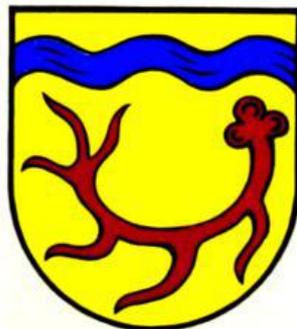
Der Reichsstatthalter von Oldenburg und Bremen hatte der Gemeinde Lönigen am 11. Februar 1937 ein Siegelbild mit dem oben beschriebenen Wappen verliehen. Ein farbiger Wappenentwurf wurde am 4. November 1949 der Gemeinde vom Niedersächsischen Staatsarchiv vorgelegt, doch unterblieb damals aus ungeklärten Gründen der Beschluß und der Antrag auf Verleihung.

Otto Hupp schreibt in seinem Wappenwerk (Band 4, Freistaat Oldenburg) zum Löninger Wappen: „In Blau ein schwebendes, breitendiges, goldenes Kreuz. Das Kreuz steht auch im Schilde des einzigen bekannt gewordenen ‚sigillum villae Loningensis‘ an einer Urkunde vom Jahre 1703.“ Dieses Wappen stand offensichtlich bei der Erstellung des Siegelbildes im Jahre 1936 nicht zur Diskussion. Ob man 1949 an eine Wiedereinführung gedacht hat, kann nicht gesagt werden.

Am 25. Juni 1969 beschloß der Rat der Gemeinde Lönigen das oben beschriebene Wappen, das der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks am 16. Oktober 1969 genehmigte.

Gemeinde Markhausen

Größe: 40,60 km² — Einwohner: 1 876



Beschreibung des Wappens:

In Gold oben ein blauer Wellenbalken, darunter eine rote Hirschstange (Hälfte eines Zwölfendergeweihs) mit kleeblattartigem Ansatz.

Begründung des Wappens:

Der Wellenbalken weist auf den Grenzfluß Marka hin, der für die Gemeinde namensgebend ist. Die Hirschstange deutet auf die in früherer Zeit

in der Gegend ausgeübten Hirschjagden hin und auf die Tatsache, daß der Hirsch als besonders edles Jagdtier auch heute noch gelegentlich in der Gegend vorkommt.

Die Farbgebung lehnt sich an die oldenburgischen Landesfarben Gold, Rot und Blau sowie an die münsterschen Farben Gold und Rot an.

Der Nieders. Minister des Innern hat mit Erlaß vom 27. Februar 1953 der Gemeinde das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen. Markhausen gehörte von 1933 bis 1945 zur Stadt Friesoythe. Am 5. Oktober 1949 hatte die Gemeinde um Führung eines Siegels gebeten, das als Motiv einen springenden Hirsch und darunter das altoldenburgische Grafenwappen zeigte. Das Staatsarchiv in Oldenburg konnte dieses Wappen nicht befürworten bzw. empfehlen, da es bereits von der Gemeinde Bockhorn geführt wurde.

Nach längeren Verhandlungen kam es zu der obenangeführten Ausführung.

Gemeinde Molbergen

Größe: 102,38 km² — Einwohner: 4 522



Beschreibung des Wappens:

In Silber zwei schwarze Querbalken, aus deren oberem ein roter Löwe hervorwächst, unten über dem Balken ein grüner heraldischer Dreiecksbalken.

Begründung des Wappens:

Das Wappen entspricht inhaltlich dem seit dem Jahre 1936 gebräuchlichen Gemeindesiegel. Der Dreiecksbalken in der typisch heraldisch stilisierten Form nimmt Bezug auf den Namen der Gemeinde. Der übrige Teil des Wappens entspricht dem Wappen der Familie von Steding, die mehrere Jahrhunderte auf dem Gut Stedingmühlen saß und für die Geschichte der Gemeinde von großer Bedeutung war.

Am 14. November 1936 hatte der damalige Bürgermeister von Molbergen das oben beschriebene Siegelbild beschlossen, das auf Vorschlag des Ministers des Innern am 10. Dezember 1936 der Gemeinde vom Reichstatthalter von Oldenburg und Bremen verliehen wurde. Nach dem 2. Weltkriege verliefen die Verhandlungen über ein Wappen im Jahre 1954 im Sande, obwohl damals schon der entsprechende Farbenvorschlag seitens des Niedersächsischen Staatsarchivs vorlag.

Das vorliegende Wappen wurde am 29. Mai 1969 vom Gemeinderat beschlossen und am 7. August 1969 vom Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks genehmigt.

Gemeinde Neuscharrel
Größe: 14,90 km² — Einwohner: 812



Beschreibung des Wappens:

In einem goldenen Schilde eine blaue, nach unten geöffnete Wellendeichsel, begleitet von drei natürlichen Rohrkolben.

Begründung des Wappens:

Die Gemeinde Neuscharrel liegt im Bereich der beiden Flüsse Ohe und Marka, die hier zusammenfließen. Die Rohrkolben weisen darauf hin, daß es hauptsächlich Niederungsgebiet ist.

Die Farbe Gold kommt in dem Wappen des Bistums Münster vor, und Blau steht im Wappen des Herzogtums Oldenburg.

Von 1933 bis 1945 gehörte Neuscharrel zur Großgemeinde Saterland und hatte daher kein eigenes Wappen. Nach einem Vorschlag des Staatsarchivs Oldenburg vom 16. Dezember 1966 beschloß die Gemeinde am 18. Juli 1969 das obige Wappen. Die Genehmigung ist beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg beantragt.

Gemeinde Ramsloh
Größe: 36,95 km² — Einwohner: 2 668



Beschreibung des Wappens:

In Rot auf einem goldenen, mit einem schwarzkarierten Kissen bedeckten Thronessel eine sitzende jugendliche gelockte Königsfigur (Karolus Rex) in goldenem Gewand, in der Linken ein goldenes Zepter, in der Rechten ein goldener Reichsapfel, über diesem ein kleiner goldener Schild mit schwarzem Doppeladler.

Begründung des Wappens:

Vgl. Strücklingen und Scharrel.

Am 12. Februar 1935 verlieh der Minister des Innern in Oldenburg der Großgemeinde Saterland — 1933 aus den Gemeinden Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel gebildet — ein Wappensiegel mit Lilienzepter, doppelköpfigem Reichsadler und drei Seeblättern.

Es war auf die gemeinsame Handlungs- und Verwaltungstradition des Saterlandes begründet, die sich mit einiger Sicherheit vom Mittelalter bis zur napoleonischen Zeit nachweisen ließ. Das Kirchspiel Ramsloh war der Mittelpunkt, in der Ramsloher Kirche wurde die Saterländer Archivlade samt dem Landessiegel verwahrt. In der Franzosenzeit ging das meiste Archivgut verloren. Nach 1814 wurden die drei einzelnen Kirchspiele (Ramsloh, Scharrel und Strücklingen) kleinste, für sich bestehende Verwaltungseinheiten; ein gemeinsames Handeln fand nicht mehr statt.

Im Jahre 1945 wurde die Großgemeinde Saterland wieder aufgelöst, aber das historische Bewußtsein gemeinsamer friesischer Vergangenheit ist wach geblieben und findet seinen Ausdruck durch die Pflege des Saterfriesischen und der Anknüpfung kultureller Beziehungen nach Leuwarden (Fryske Akademy) und Aurich (Ostfriesische Landschaft) sowie durch die Gemeindewappen.

Das oben beschriebene Wappen wurde der Gemeinde Ramsloh am 16. September 1954 durch den Niedersächsischen Minister des Innern verliehen.

Gemeinde Scharrel

Größe: 59,05 km² — Einwohner: 3 619



Beschreibung des Wappens:

In Rot auf einem goldenen Thronsessel eine sitzende jugendlich gelockte Königsfigur (Karolus Rex) in blauem Gewand mit goldenem Saum, goldenem Überwurf und goldenen Schuhen, in der Linken ein goldenes Zepter, in der erhobenen Rechten ein goldener Reichsapfel.

Begründung des Wappens:

Vgl. Ramsloh und Strücklingen.

Nach Auflösung der Großgemeinden Saterland und Barbel wurde die Wappenfrage für Scharrel, Neuscharrel, Ramsloh und Strücklingen akut.

Eine befriedigende Lösung war insofern schwierig, weil drei Gemeinden, die zusammen das historische Saterland bildeten, Anspruch auf das alte Wappen erhoben. In einer Kompromißlösung ging der damalige Staatsarchivdirektor in Oldenburg, Dr. Lübbing, davon aus, daß die im alten Saterländer Siegel überlieferte König-Karl-Figur allen drei Gemeinden auch künftig erhalten bleiben müsse. Im einzelnen enthalten die Wappen jedoch kleine Abweichungen, die sich auf die Größe des Lilienzepters und des Reichsapfels sowie auf die Anbringung des kleinen Schildes mit dem doppelköpfigen Reichsadler beziehen. Dabei mußten kleine heraldische Unebenheiten in Kauf genommen werden, wie z. B. beim Strücklinger Wappen, wo auf kurze Strecken Metall an Metall stößt, der Adlerschild an das Gewand.

Der Niedersächsische Minister des Innern hat mit Erlaß vom 2. Juni 1955 das von der Gemeindevertretung am 18. Februar und 21. Dezember 1954 beschlossene Wappen genehmigt.

Gemeinde Strücklingen

Größe: 33,62 km² — Einwohner: 3 910



Beschreibung des Wappens:

In Rot auf einem goldenen, mit einem schwarzkarierten Kissen bedeckten Thronsessel eine sitzende jugendlich gelockte Königsfigur (Karolus Rex) in goldenem Gewand, in der Linken ein goldenes Zepter, in der erhobenen Rechten ein goldener Reichsapfel, unter dem rechten Unterarm ein kleiner goldener Schild mit schwarzem Doppeldadler.

Begründung der drei saterländischen Wappen:

Vgl. auch Ramsloh und Scharrel.

Die Wappen gehen zurück auf das mittelalterliche Landessiegel des Saterlandes, das auf die Figur des von den Friesen als Gesetzgeber und Spender vieler Freiheiten hochverehrten mythischen Königs Karl zurückgeht, in dem die Volksüberlieferung Karl den Großen erblickt.

Die Hauptfarben Rot und Gold sind gewählt, um die langjährigen, jahrhundertalten Beziehungen zum Stift Münster auszudrücken. Gleichzeitig sind Gold und Rot auch die altoldenburgischen Farben.

Der Niedersächsische Minister des Innern hat mit Erlaß vom 16. September 1954 der Gemeinde Strücklingen das Recht zur Führung des von der Gemeindevertretung beantragten Wappens verliehen.

Die Wehlburg aus dem Landkreis Bersenbrück

Aufgaben und Probleme der musealen Rettung im Cloppenburg- Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale Niedersachsens

VON HELMUT OTTENJANN

Südlich von Quakenbrück liegt als markante Teillandschaft das Delta-
gebiet des sogenannten Artlandes. Der Name Artland taucht nach Prinz
erstmals im Jahre 1309 auf¹⁾. Die dort benutzte Bezeichnung „art“ — eine
Bezeichnung für das in Kultur genommene, „artbar“ gemachte Pflugland —
ist aber zu der Zeit noch auf das gesamte Osnabrücker Nordland, die Korn-
kammer des Hochstifts Osnabrück, zu beziehen. Die Osnabrücker Chronik
von 1580 rechnet zum „Oertlande“ nur noch Quakenbrück, Badbergen,
Bersenbrück, Ankum und Menslage.

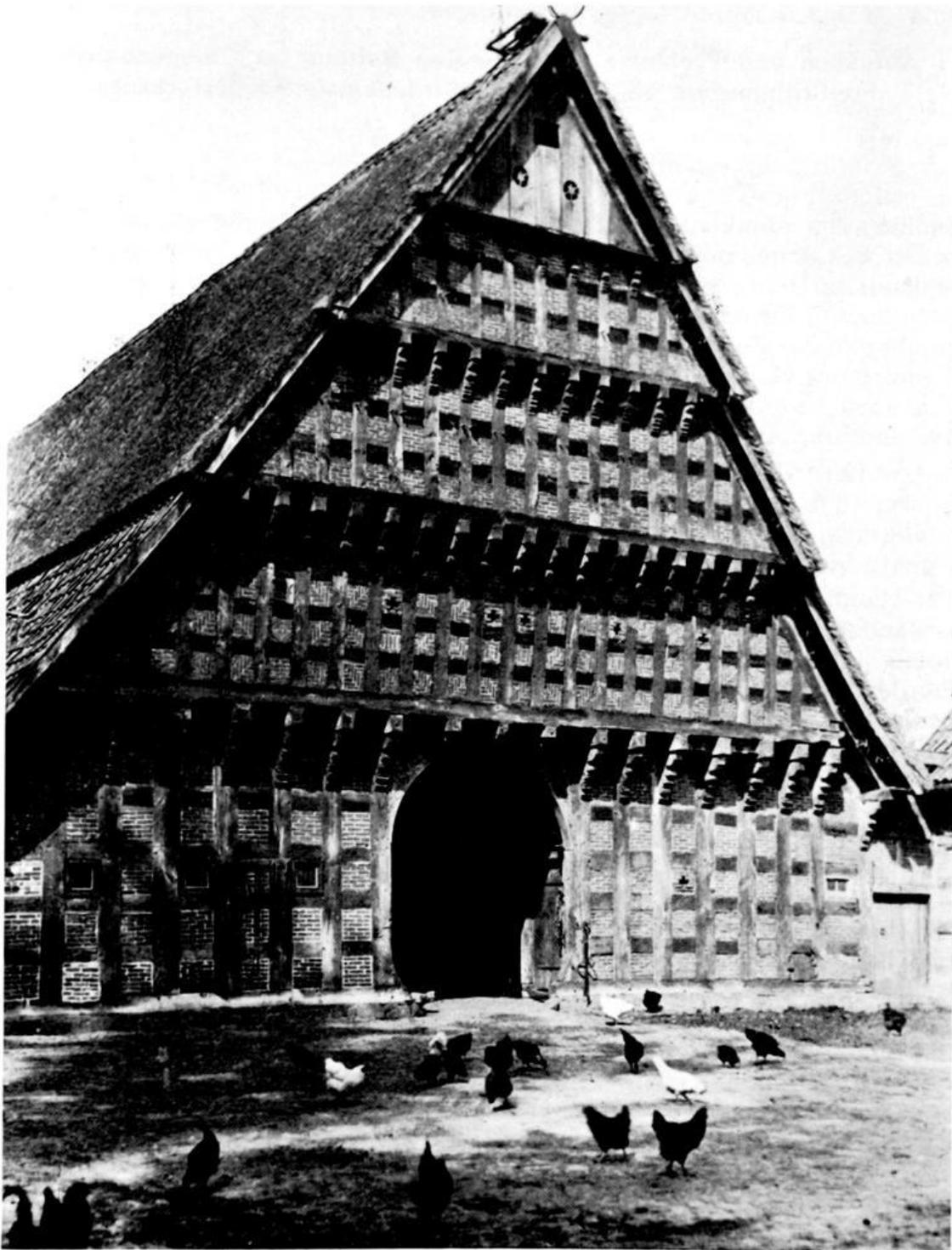
Die weitere Einengung des Begriffes Artland ist eine Folge der Gegen-
reformation, so daß von da ab nur noch die protestantischen Kirchspiele
Badbergen, Gehrde und Menslage einschließlich der Stadt Quakenbrück als
eigentliches Artland benannt werden.

Ein Hauptgrund für das Entstehen dieses eigenartigen, überaus reichen
Artländer Bauernlandes mit seinen fetten Wiesen und großen Bauern-
höfen, in dem nicht nur Getreideanbau, sondern auch die Rinder- und
Pferdezucht von Bedeutung sind, ist in den natürlich landschaftlichen Gege-
benheiten, den Vorzügen des Bodens zu suchen; denn das heutige Land-
schaftsbild ist bestimmt durch die zahllosen Wasserläufe, in die sich die
Hase nach ihrem Durchbruch durch den Stauchmoränenbogen aufteilt. Bei
den regelmäßigen Überschwemmungen, die durch das geringe Gefälle der
Hase und durch den Wasserstau entstehen, lagert der Fluß an seinem
Oberlauf mitgeführtes Löß- und Lehmmaterial ab, so daß der Boden des
Artlandes sehr fruchtbar ist²⁾.

Ein typisches und gleichzeitig ein hervorragendes Produkt Artländer Wohn-
und Baukultur verkörpert die Wehlburg in der Bauerschaft Wehdel des
Landkreises Bersenbrück. Dieser bäuerliche Gräftenhof des Artlandes, im
Jahre 1750 von den Eheleuten Heinrich und Maria Wehlborg, geb. Queck-
meiers, unter der Bauleitung des Zimmermeisters Hermann Wehage erbaut,
gilt sowohl in der Fachwissenschaft als auch in der Volksmeinung aner-
kanntermaßen als ein absoluter Höhepunkt bäuerlicher Profanbaukunst.

Klaus Thiede bezeichnet „die Wehlburg als den ländlichen Gegenpol in
der niederdeutschen Hauslandschaft zum älteren Hildesheimer Knochen-
haueramtshause (1529), einem Höhepunkt des städtischen Fachwerk-
baues“³⁾ (1945 zerstört). Die überregionale Bedeutung und die heraus-
ragende baukünstlerische Spitzenleistung dieses Gehöftes wurde bereits
frühzeitig erkannt. Die Skala der Werturteile beginnt mit der Bezeichnung:
„Niedersachsens und Niederdeutschlands schönstes Bauernhaus“ und stei-
gert sich zu dem Ausdruck: „Deutschlands oder Europas prächtigstes
Bauernhaus“.

Von diesen subjektiven Werturteilen abgesehen, ist aber festzustellen, daß
dieses Gehöft mit seiner souveränen Beherrschung der Maßordnung, in der



*Abb. 1: Der vierfach vorkragende Einfahrtsgiebel der Wehlburg.
(Foto: Archiv Museumsdorf, Engels)*

Steigerung der architektonischen Ausdrucksmittel von Plastik, Raum und Licht, in der Wucht seines Baugefüges, in der eindrucksvollen Weite seines hallenhaften Inneren und mit dem Reichtum seiner gesamten Ausstattung einen Vergleich mit Hochleistungen zeitgenössischer Architektur keineswegs zu scheuen braucht. Deshalb ist für viele Wissenschaftsdisziplinen wie auch für die Allgemeinheit die ganzheitliche Rettung dieses Hofes ein großer Gewinn, ihr Untergang ein entsprechend unwiederbringlicher Verlust.

Reale Möglichkeiten zur Pflege oder Rettung der baulichen Substanz der Wehlburg zeichneten sich erst seit dem Jahre 1961 nach dem Erbwechsel durch den derzeitigen Besitzer ab. Seit dem Jahre 1962 bis vor wenigen Wochen wurde in weiten Kreisen der Öffentlichkeit — was durchaus als positives Zeichen zu werten ist — wie auch bei den zuständigen Gremien und Fachkreisen intensiv diskutiert über den realsten und gangbarsten Weg der Sanierung oder Rettung dieses Gehöfts. Nicht weniger als fünf verschiedene Vorschläge wurden eingebracht und durch Presse, Rundfunk und Fernsehen aber auch in Fachgesprächen öffentlich ausgetragen. 1. Umbau und Wiederbenutzung der Wehlburg als Jugendherberge, Altersheim oder als Autobahnraststätte. 2. Neubau der Wehlburg, gewissermaßen als Modell im Maßstab 1:1 mit Einbau des alten Torgiebels. 3. Außen-sanierung der Wehlburg durch die Denkmalspflege, ohne das Haus aus der laufenden Bewirtschaftung herauszunehmen. 4. Sanierung der Wehlburg an Ort und Stelle als Museumshof. 5. Umsetzung der Wehlburg in das Cloppenburg Freilichtmuseum für bäuerliche Kulturdenkmale Niedersachsens.

Die ersten drei genannten Lösungsvorschläge hätten auf die Dauer gesehen einzig und allein die „Rettung“ des repräsentativen Wehlburggiebels auf Zeit bedeutet. Dies gilt auch für die Sanierungsvorschläge der Denkmalspflege, da der Gebäudebestand der Wehlburg für moderne Technisierungs- und Arbeitsverfahren sowie erhöhte stallhygienische Anforderungen im derzeitigen Zustand weder funktionell noch konstruktiv geeignet ist und ein solcher Vorschlag erhebliche Umbauten zur Folge haben würde. Hier wird die Diskrepanz der Forderungen der Denkmalspflege einerseits und der Volkskunde andererseits über Art und Weise einer Sanierung eines Bauernhauses als historischer und volkskundlicher Quelle, der umfassendsten Quelle der Sachvolkskunde, deutlich.

Man muß vor allem dem Niedersächsischen Heimatbund sowie dem niedersächsischen Kultusministerium Anerkennung und Dank dafür zollen, daß beide Institutionen an der letztlich einzig vertretbaren Lösung im „Fall Wehlburg“ unverändert festhielten und für dieses hervorragende Objekt bäuerlicher Eigenleistung als einzig realisierbaren Weg die sogenannte „museale Lösung“ anstrebten.

Viele Gründe waren schließlich ausschlaggebend dafür, die „museale Lösung“ nicht durch eine Sanierung an Ort und Stelle durchzuführen, sondern die gesamte Hofanlage ins Freilichtmuseum Cloppenburg zu übertragen. Sicherlich ist die Rettung ländlicher Bauten durch Freilichtmuseen auch eine Notlösung, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß es der einzige und zudem noch der kostensparendste Weg ist; denn in solch einem Museumstyp stehen die umgesetzten Häuser unter dauernder Beobachtung und Pflege durch Fachwissenschaftler und Facharbeiter, durch die Umsetzung ist eine durchgreifende Sanierung des Altholzes gewährleistet, durch die wissen-

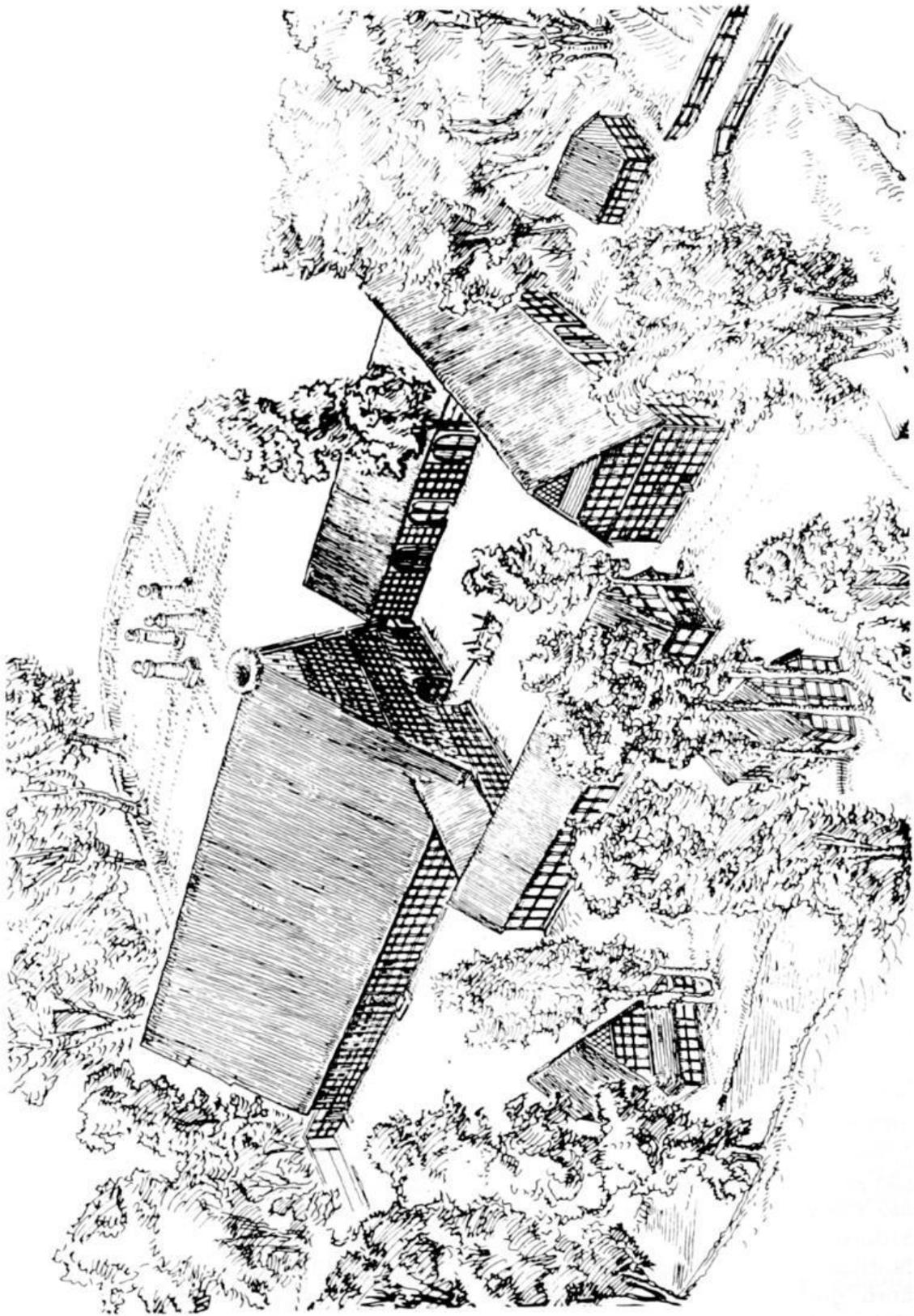


Abb. 2: Das Gehöft Wehlburg einschließlich aller Nebengebäude aus der Vogelperspektive.
(Zeichnung: H. Richter, Archiv Museumsdorf)

schaftliche Demontage gelingt es, den ursprünglichen Zustand sowie die Phasen der weiteren Veränderungen genau zu erforschen. Hier vermag auch der angemessene landschaftliche Rahmen gestellt zu werden, historische Räume brauchen nicht für Hausmeisterwohnungen reserviert zu werden und schließlich ist die volksbildnerische Aufgabe sowie die Möglichkeit vergleichender Forschung in größeren Freilichtmuseen intensiver zu verwirklichen.

Durch einsichtsvolles Verhalten und durch tatkräftige Unterstützung auch des Landkreises Bersenbrück konnte es nach mehr als sechsjähriger Verhandlungszeit gelingen, die nicht unerheblichen Kosten für Ankauf und Umsetzung der Wehlburg ins Cloppenburg Freilichtmuseum aufzubringen, — wobei wir jetzt schon dankbar die wesentliche Finanzierungshilfe des Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg sowie der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen hervorheben möchten — die Unterschrift des Bauern zum geplanten Vorhaben zu erhalten und ihn ferner dazu zu bewegen, seinen neuen Hof nicht mehr auf der alten Gräfteninsel, sondern abseits davon wieder aufzubauen (Abb. 3).

Wenngleich also die Überführung dieses Gehöftes ins Altenteil eines Freilichtmuseums gesichert ist, bleibt dennoch das Problem, auf welche Art dieses hervorragende Dokument, dieser „geschlossene Fund“, dieses einmal genial konzipierte und dann im Verlauf der Generationen ständig abgewandelte Bauwerk, am besten im Sinne der Volkskunde wie auch der Architekturgeschichte wieder zu errichten ist, so daß diese Hofanlage auch zukünftig als vollwertige, unverfälschte Quelle weiteren Untersuchungen dienen kann.

Daß die Frage des Wie einer optimalen Dokumentation im Fall Wehlburg auch für den Volkskundler offensichtlich nicht ganz eindeutig geklärt ist, unterstreichen die sieben zum „Fall Wehlburg“ vorgelegten Gutachten, denn einerseits wird dort die Rückversetzung der Wehlburg in den ursprünglichen Bauzustand von 1750 und andererseits der Wiederaufbau in den gegenwärtigen Zustand einschließlich aller Veränderungen für erstrebenswert gehalten. Der Wunsch, die „Häuser bei ihrer Neuaufstellung nicht in einem gereinigten Originalzustand zu zeigen, sondern sie mit all ihren späteren Anbauten zu belassen“, ist bei allen Freilichtmuseen auch keineswegs konsequent durchgeführt worden.

Wie unterschiedlich die Auffassungen über Art und Weise der Dokumentation historischer Bauten in Freilichtmuseen sind, bzw. gewesen sind, verdeutlichen die Versuche zur Begriffsdefinition des Freilichtmuseums durch den Kongreß des ICOM 1957 in Dänemark und Schweden: „Ein Freilichtmuseum stellt eine Ansammlung von Bauten in einem Park oder auf offenem Gelände dar, welche dem Publikum zur Besichtigung geöffnet sind und welche in den meisten Fällen dem vorindustriellen, volkstümlichen Bereich angehören Die Häuser sollen mit dem dazugehörigen Mobiliar und den entsprechenden Geräten und Werkzeugen in natürlicher Anordnung ausgestattet sein Man kann die Bezeichnung Freilichtmuseum einem Museum nicht verweigern, dessen Gebäude in Gesamtheit oder zum Teil aus Kopien oder maßstabsgetreuen Rekonstruktionen besteht“. In

dieser Definition von 1957 fehlen noch Worte wie Volkskunde, ganzheitlich, Dokumentation⁴).

Strengere Maßstäbe und eindeutige Zielsetzungen des Freilichtmuseums fordert die Definition der „Arbeitsgemeinschaft europäischer Freilichtmuseen“, abgefaßt 1966 in Bokrijk. Danach sind „Freilichtmuseen wissenschaftlich geführte, volkskundliche Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau-, Wohn- und Wirtschaftsformen in freiem Gelände“⁵).

Um den gesamten Quellenwert der Wehlburg ermessen und erhalten zu können, bedarf es selbstverständlich der eingehenden Erforschung der Hof- und Baugeschichte dieses Bauernhofes selbst, aber auch als notwendige Ergänzung der vertieften Forschung der weiteren Umgebung nach Raum und Zeit. Erst mit Erfüllung beider Forderungen wird der hohe wissenschaftliche Aussagewert dieses „geschlossenen Fundes“ ausgenutzt.

Ursprünglich war der jetzige Wehlburghof in bäuerlichem Besitz ein Erbkotten als vermutlicher Allodialbesitz der Herren von Dincklage im Territorium des Bischofs von Osnabrück⁶). Nachweislich legte dann ein Zweig der Herren von Dincklage in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts in Wehdel die Wehlburg an, die nach der 1372 erfolgten Zerstörung der Dincklager Burg ihren Bewohnern eine vorläufige Unterkunft bot. Jutta von Dincklage, die Witwe des mutmaßlichen Gründers der „Borg“ in der Bauerschaft Wehdel, verkaufte mit ihren Kindern diese an den Quakenbrücker Burgmann und Landdrost des Hochstifts Osnabrück, Otto von Bockraden. Nach dessen Tode ging die Burg im Erbgange an seinen Bruder Hermann, gleichfalls Burgmann zu Quakenbrück. Er verkaufte den Besitz „myd Raeck und Rum“ im Jahre 1404 vor den Richtern aus Quakenbrück für 350 rheinische Gulden an den nichtritterbürtigen Johann Raderde. Dadurch wechselte die Burg wieder in bäuerlichen Besitz, und dessen Besitzer führten fortan den Namen der „Wehdelborg“. 1630 noch sollen Wälle und Gräben, von denen auch in der Verkaufsurkunde die Rede ist, vorhanden gewesen sein.

Aus dem landesherrlichen Viehschatzregister von 1490 geht hervor, daß die Wehlburg nach dem Meierhof in der Bauerschaft Wehdel mit den größten Viehbestand aufweisen kann. 1722 z. B. hat der Hof eine Größe von 18 Maltersaat, für einen Erbkotten eine ungewöhnliche Größe, die nur aus seiner Herkunft aus Adelsbesitz zu erklären ist⁷).

Dieser ständige, archivalisch nachweisbare Wechsel von bäuerlicher zu adeliger und wiederum zu bäuerlicher Siedlung an genau fixierter Stelle bietet die willkommene Gelegenheit zu archäologischen Untersuchungen, die uns über Art und Größe der Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Wechsel der Zeit Auskunft geben können. Aus den Erwägungen zur Ausschöpfung aller Forschungsmöglichkeiten veranlaßten wir den Wehlburgbauern, sein neues Gehöft nicht erneut auf der alten Gräfteninsel, sondern abseits davon zu errichten, um in den nächsten Jahren mit aller notwendigen Sorgfalt diese Ausgrabungen durchführen zu können.

Eine baukulturelle Würdigung der Wehlburg von 1750 wurde bereits von verschiedenen Seiten unternommen, vor allem auch von Josef Schepers in seinem grundlegenden Buch „Haus und Hof deutscher Bauern“, Band 2, Westfalen/Lippe⁸). Deshalb kann ich mich darauf beschränken, hier in aller Kürze auf Wesentliches hinzuweisen, um zu verdeutlichen, welche Probleme

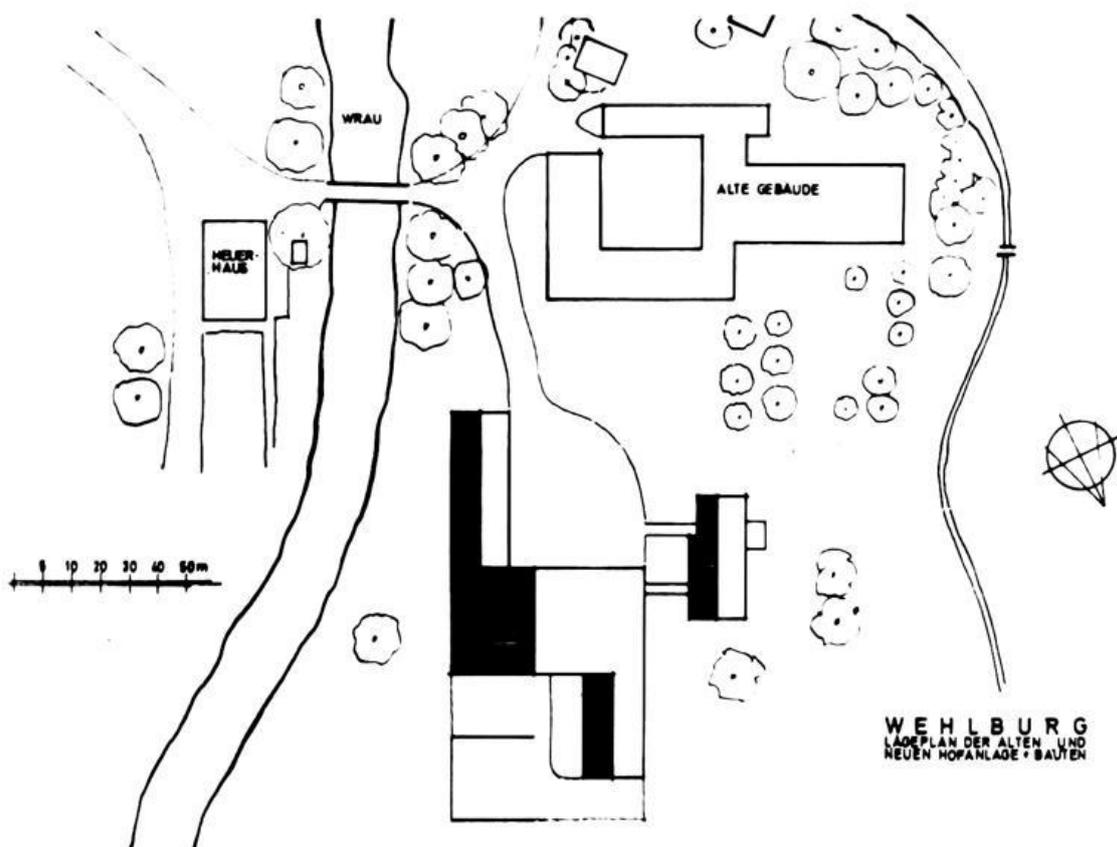


Abb. 3: Die Lage der „alten Wehlburg“ auf der Gräfteninsel sowie die der „neuen Wehlburg“ außerhalb der alten Gräfte. Planung: Landwirtschaftskammer Weser/Ems, Baureferent Reepmeyer.
(Zeichnung: Landwirtschaftskammer Weser/Ems)

bei der Umsetzung für die Sicherung der hauskundlichen Gesamtdokumentation auftreten werden.

Burgcharakter hat die 1750 errichtete Wehlburg — wie zahlreiche weitere Höfe des Artlandes — bis auf den heutigen Tag bewahrt, denn Scheunen, Schuppen und Ställe umstehen in rechteckiger geschlossener Anordnung den mächtigen Einfahrtsgiebel. Diese geschlossenen, nur durch das Scheunentor betretbaren Vorhöfe sind nach dem Vorbild herrenmäßiger Wirtschaftshöfe des südlichen Osnabrücker Landes gestaltet (Abb. 6).

Der repräsentative, mehrgeschossige und stark vorkragende Torgiebel ist eine der Glanzleistungen der Wehlburg und seines Zimmermanns H. Wehage (Abb. 1). Entwickelt wurde dieser holzreiche Giebeltyp mit seinen schattenwerfenden Vorkragungen laut Schepers vom spätmittelalterlichen Bürgerhaus des Oberwesergebietes, verschwand dort aber zugunsten der Stichbalkenvorkragung bereits im 16. Jahrhundert. Was sich im Ausgangsgebiet also längst ausgelebt hatte, kam hier im Osnabrücker Nordland, speziell im Artland durch Anregung des Osnabrücker Bürgerhauses im 18. Jahrhundert zu einer späten aber üppigen Nachblüte. Ich zitiere Schepers: „Wohl sind dem Holz des Schaugiebels Übermaße, dem Torbogen und den Knaggen vor dem Schatten der Vorkragungen reicher Schnitzschmuck gestattet, doch der große einfache Umriß, die Schlichtheit des Gefüges und der dachhafte

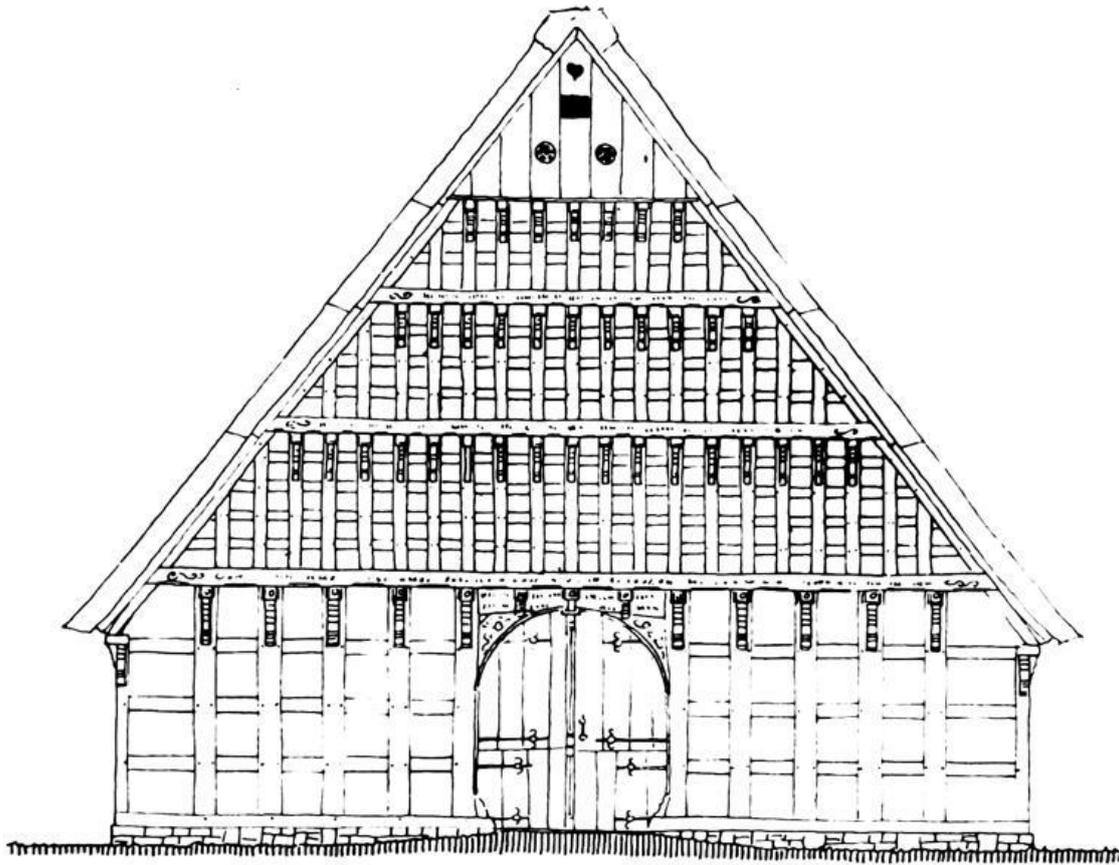


Abb. 4: Das nicht ausgeführte weitmaschige Fachwerk der Wehlburg im Brustwerk. Die oberen Geschosse dagegen eingezeichnet wie später ausgeführt.
(Zeichnung: G. Rohling, Archiv Museumsdorf)

Baukörper des Kübbungshauses bleiben gewahrt. Und die kleinen Wandgefache geben den Stockwerken des holzreichen Giebels vergleichbares Maß und Ebenmaß⁹⁾. Vorbild für den Bauern bei dieser Giebelgestaltung wurde wiederum das gehobene Bürgertum, besonders das der Stadt Osnabrück, obwohl die bäuerliche Eigenleistung deutlich erkennbar ist.

Zu welch aufschlußreichen Ergebnissen eine genaue Beobachtung allein der Bohrlöcher im Ständer-Riegelwerk führen kann, das verdeutlicht der Vordergiebel der Wehlburg¹⁰⁾. Durch mündliche Überlieferung ist bekannt, daß der Bauer Wehlburg und der benachbarte Bauer Wohnunger im Jahre 1750 wetteiferten, den holzreichsten Giebel zu erstellen. Wie es dem Meister Wehage gelang, den Baumeister des Wohnungerschen Hauses, Meister Ranke, zu überlisten, ist heute am Original noch feststellbar: Im Wehlburg-Giebel zeigen sich nämlich außer den Bohrlöchern, die neben den Riegeln in Erscheinung treten, auch solche, die für das Gefüge vollkommen zwecklos erscheinen. Auf der linken Giebelseite zeigen sich derartige Bohrlöcher auch noch im Grund- und Rahmenholz. Würde man nach diesem System der Bohrlöcher die Ständer und Riegel entsprechend setzen, würde sich folgendes gezeigte Bild ergeben (Abb. 4).

Hätte der Meister Wehage diesen Giebel aber derart ausgeführt, dann hätte Meister Ranke den Sieg davongetragen. Offensichtlich erst als der

Wohnungsgiebel abgebunden war, wurde der Wehlburg-Giebel abgezimmert und die wirklich vorgesehenen Zapfenlöcher ausgehoben. Das Ergebnis des Wettstreits ist nun der, daß die Wehlburg beiderseits des Tores sieben volle Ständer zeigt und daß die Zahl der „geziegelten Quadrate“ von unten nach oben stets um eins geringer erscheint (6, 5, 4, 3). Dies ist natürlich Absicht gewesen, denn bei der Gestaltung der großen Bauernhäuser dieser Zeit spielte nicht nur das Maß („Goldener Schnitt“), sondern auch die Zahl eine große Rolle. Dieser Wettstreit trug mit dazu bei, daß die Landesregierung in einer Verordnung mißbilligend bemerkte: „Die seit einiger Zeit eingerissene überflüssige Verbauung des besten Holzes in den Bauernhäusern, hat mehr eine Art von Hochmuth als den wahren Nutzen, dadurch einem Hauses die Festigkeit zu geben“. Das Leitbild des Bauern waren die nicht viel weniger ausgeschmückten Schaugiebel des Bürgerhauses, bemerkenswert aber, daß die zu üppige Bauweise von der derzeitigen Landesregierung nur den Bauern zum Vorwurf gemacht wurde.

Das fast 14,5 m breite und 37 m lange Haupthaus der Wehlburg wird von einem Zweiständer-Dachbalkengerüst in der speziellen Konstruktion des Unterrähmgefüges mit Sparrenschwelle getragen. Diese fortschrittliche Dachbalkenkonstruktion, die nach Schepers am Bürgerhaus des Oberwesergebietes entwickelt wurde¹¹⁾, wurde auch im Osnabrücker Nordland des 18. Jahrhunderts die vorherrschende Gefügekonstruktion und verschaffte dem Bauernhaus einen geräumigen Erntedachboden sowie der Diele hallenhafte Weite.

Angeregt durch Vorbilder des Bürgerhauses des westfälischen Südostens erlangte der Herdraum des niederdeutschen Hallenhauses im 16. Jahrhundert seine Vollendung durch die Schaffung zweier halbhoher Nischen,

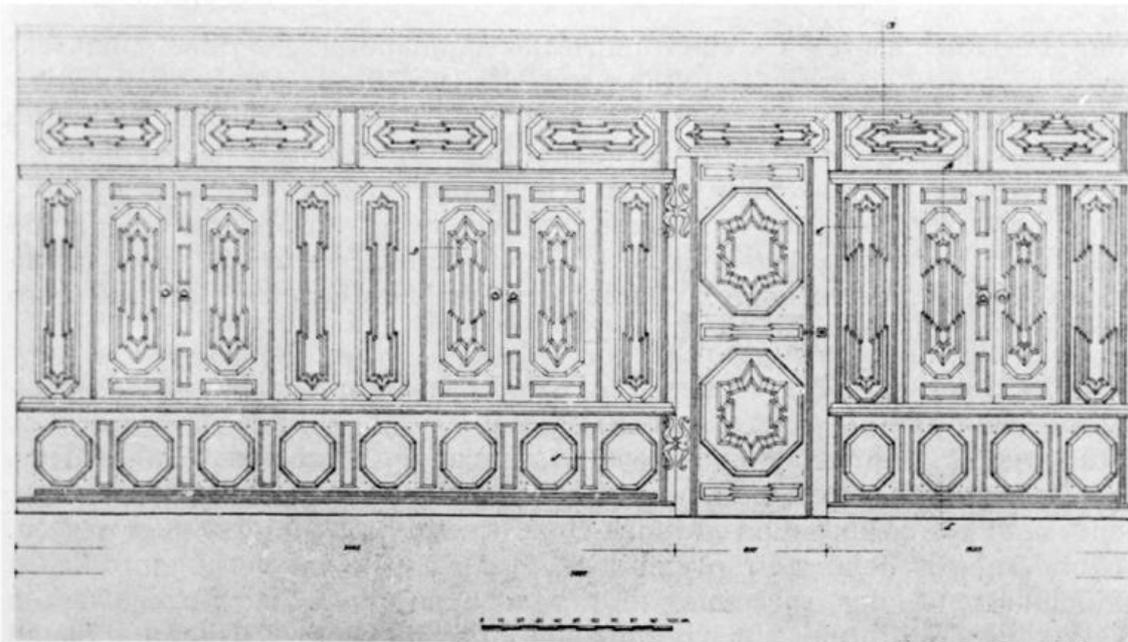


Abb. 5: Die getäfelte Durkwand in der Stube der Wehlburg. Ursprünglich bemalt, jetzt in farblosem Zustand. (Zeichnung: G. Rohling, Archiv Museumsdori)

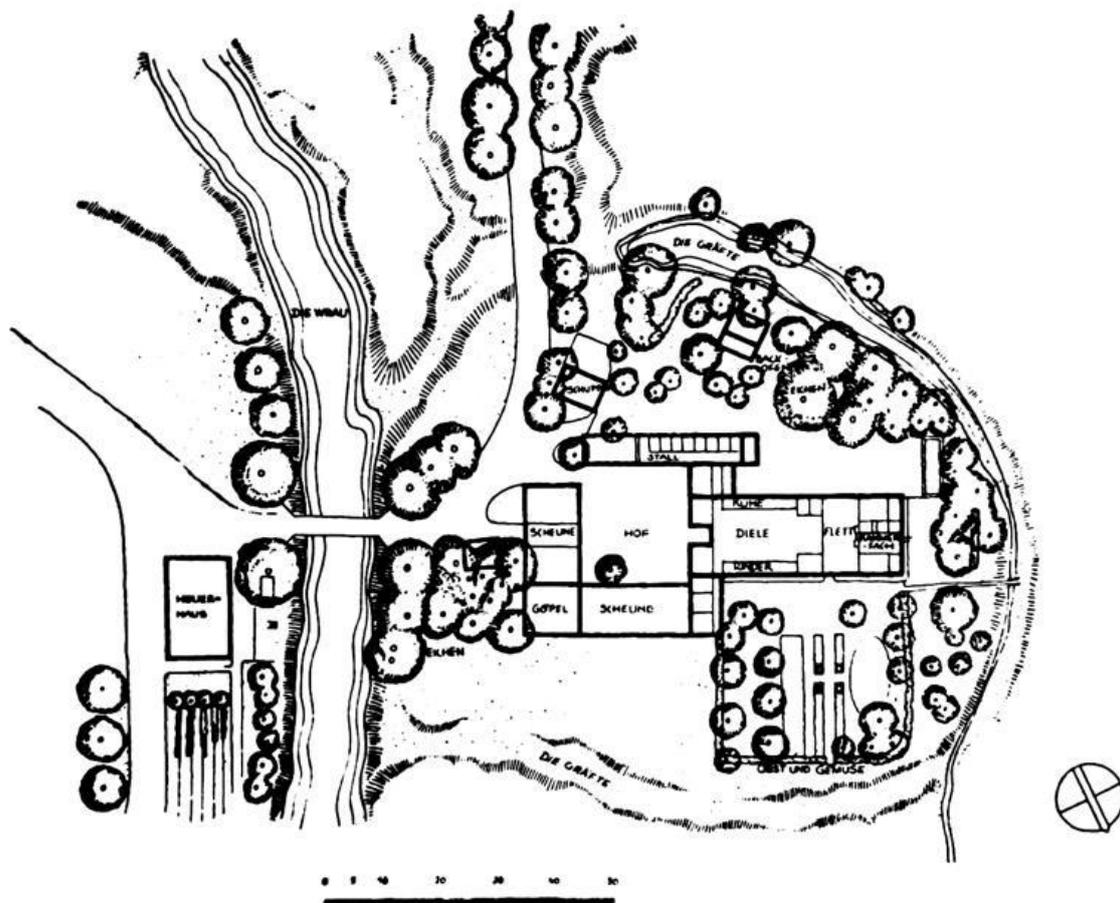


Abb. 6: Lageplan des Gräthenhofes Wehlburg (Zeichnung: G. Rolling, Archiv Museumsdorf).

der „Luchten“. Diesen klaren Grundriß des sogenannten „Flettdeelenhauses“ zeigt in großräumigster Gestaltung auch die Wehlburg. Wie in allen mittelalterlichen niederdeutschen Hallenhäusern ist auch bei der Wehlburg der frei umschreitbare Herd der eigentliche Mittelpunkt des Wohnteils, also auch dieses Haus ist in seinem Altzustand ein schornsteinloses Rauchhaus (Abb. 6). Der einstige Zustand der Wehlburg war also noch ganz und gar dem mittelalterlichen bäuerlichen Wohnen verhaftet. Die rauchgeschwärzten Dielenständer, Dachbalken und Dachsparren zeugen noch heute vom Zustand des Rauchhauses.

Der Reichhaltigkeit der äußeren Auszier des Hauses entspricht in gleichem Maße und in entsprechender Qualität die Einrichtung von Herdraum, Stube und Kammer. Bossen- bzw. kissenverzierte schwere Stubentüren, getäfelte Bettkastenwände und qualitativvolles Mobiliar erlauben es, auch im Falle Wehlburg von einer entwickelten Stubenkultur zu sprechen. (Abb. 5). Noch heute verfügt die Wehlburg über einen relativ beachtlichen Möbelbestand, der zusammen mit dem haus- und landwirtschaftlichen Gerät ins Freilichtmuseum übernommen werden kann: 6 Truhen (17. und 18. Jahrhundert), 3 Kleiderschränke (18. Jahrhundert), 1 verglaste Anrichte (um 1800), 1 Brotschrank (18. Jahrhundert), 1 Schreibschrank (1. Hälfte des

19. Jahrhundert), 1 dreibeiniger runder Tisch (1794), eine Koffertruhe (1. Hälfte des 19. Jahrhundert), 1 getäfelte Bettkastenwand (18. Jahrhundert) und außerdem eine Wohnzimmereinrichtung aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Da der alte Bauzustand der Wehlburg um 1750 mit ziemlicher Gewißheit schon jetzt rekonstruierbar erscheint, eine beachtliche Menge an Möbel, Haus- und Arbeitsgerät aller Art überliefert wurde, und da ferner die geniale Konzeption eines einmal festfixierten Baugedankens in bestmöglicher Ausführung am deutlichsten im ursprünglichen Zustand zu verdeutlichen ist, liegt die Verlockung nahe, gerade diesen Zustand in all seiner Klarheit und Überzeugung nach der Umsetzung zu wählen. Liegt dies aber im Sinne einer volkskundlichen Dokumentation?

Vom Erbauungsjahr 1750 bis heute, also im Verlauf von gut 220 Jahren, wechselte die Wehlburg siebenmal ihren Besitzer: dies läßt naturgemäß erwarten, daß voraussichtlich auch nicht weniger als siebenmal Veränderungen kleineren oder größeren Umfanges an der Wehlburg vorgenommen worden sind.

Die nachweislich einschneidendsten Umgestaltungen vollzogen sich unter Johann Gerhard Wehlburg (geb. 1795, gest. 1875) und seiner Ehefrau Adelheit, geb. Kahmann. Sie übernahmen den zwischenzeitlich auf acht Jahre „verheuerteten“ Hof im Jahre 1819 mit nicht weniger als 12 909 Talern Schulden. Johann Gerhard Wehlburg beendete den mittelalterlichen Wohnzustand des Hauses, in dem er den Schornstein, den Kamin im Herdraum, einbauen ließ; er trennte sodann den Wirtschaftsteil vom Wohnteil durch eine Scherwand und wechselte die dunkleren Bleiglasfenster aus zugunsten der helleren und größeren Kreuzsprossenfenster. Damit war die alte axiale Ausrichtung von der Wehlburgbrücke durch Scheune, Vorhof und „Wamm“ über die Diele bis zum Herdfeuer, dem Mittelpunkt des Hauses, zerschnitten, und der „Verlust der Mitte“ eingetreten.

Die nachfolgenden Generationen zerstückelten die alten, klar gegliederten Wohnräume mehr und mehr, und das 20. Jahrhundert leitete die letzte einschneidende Umbauphase ein durch den Einbau der „Errungenschaften“ von Toilette, Bad und Kühlkammer. Nunmehr ist das einst so weiträumige Flett ein Rudiment mittelalterlicher Wohnkultur.

Diese Veränderungen im Wohnteil der Wehlburg — zu Ungunsten der Architektur und der Ästhetik, sicherlich zugunsten der Klima- und Wärmeverbesserung, sind keineswegs vereinzelt anzutreffen, und die Volkskunde dürfte auch nach den Ursachen für diese Entwicklung fragen und an dem Wie des Funktionierens der Familien- und Hofgemeinschaft in diesen abgeänderten Räumen interessiert sein.

Mehr als verwunderlich, aber für diejenigen, die dieses Gehöft ins Freilichtmuseum umsetzen, mehr als erfreulich, ist der Befund, daß die Scheunen des Vorhofes, der prachtvolle Torgiebel wie auch der gesamte Dielen- also Wirtschaftsteil, im Verlauf der über 200 Jahre keine grundlegenden Veränderungen erfahren haben, so daß die Schwierigkeiten der richtigen volkskundlichen Dokumentation bei Wiederaufbau sich ganz und gar auf den Wohnteil der Wehlburg beziehen.

An nur einem einzelnen Beispiel möchten wir hier noch demonstrieren, wie wenig absolut sicher der totale ursprüngliche Zustand des Wohnteils ange-



Abb. 7: Zweitüriger Kleiderschrank mit Zackenblossen und gedrehten Halbsäulen, Eichenholz, 2. Hälfte 18. Jahrhundert, aus der Wehlburg. Ursprüngliche Farbgebung nicht mehr vorhanden, vgl. aber Abb. 8. (Foto: Archiv Museumsdorf, Eggert)

sichts des gegenwärtigen Forschungszustandes rekonstruiert werden kann: Selbst wenn man die noch relativ zahlreich erhaltenen alten Möbel nebst Türen und getäfelter Bettkastenwand wieder an den ursprünglichen Standort stellen würde, wäre dennoch der einstige Raum- und Möbeleindruck ein falscher, da — bis auf ein Exemplar — sich alle Möbel derzeit in einem ruinösen, nämlich farblosen Zustand befinden.

In der älteren wie auch der jüngsten Literatur der Möbelforschung wird immer noch die These vertreten¹²⁾, daß Niederdeutschland — soweit es Hartholz für das Möbel verwendet — ein der Farbe im allgemeinen abholdes Gebiet ist. Scheinbar bestätigt dies auch das Mobiliar der Wehlburg, denn bis auf einen Schrank befindet sich auf allen Hartholzmöbeln keine Farbe mehr.

Der prunkvollste Kleiderschrank der Wehlburg mit gedrehten Halbsäulen, korinthisierenden Kapitellen und den aufgedoppelten Zackenblossen oder



Abb. 8: Zweitüriger Kleiderschrank mit Zackenbossen und gedrehten Halbsäulen, Eichenholz, 2. Hälfte 18. Jahrhundert, aus der Bauerschaft Wehdel, Privatbesitz. Dieser Kleiderschrank ist flächendeckend mit furnierimitierender Farbgebung versehen (die gedrehten Halbsäulen sind grünlichgelb marmorierend überstrichen, die Kapitelle rötlichbraun. Auf den Zackenbossen hängendes vielfarbiges Rosen-gesteck. Die Fläche zwischen Zackenbossen und Rahmen ist gesprenkelt gemalt, die übrige Fläche tiefbraun marmorierend, Furnier ähnlich. Kugellüße schwarz). (Foto: Archiv Museumsdorf, Eggert)

auch „Kissen“, dem bekannten Typ des norddeutsch-hanseatischen Dielen- oder Kleiderschranks nachempfunden, zeigt gleichfalls keine Farbspuren mehr (Abb. 7). Dennoch läßt sich eindeutig für diesen und für alle derartigen Typen des reich verkröpften zweitürigen Kleiderschranks des Artlandes nachweisen, daß sie einst farbig gefaßt waren. Von unseren zahlreich



Abb. 9: Zweitüriger Kleiderschrank mit flachen Pilastern und geschnitzten Kapitellen aus der Wehlburg. Der gesamte Eichenholzschrank ist flächendeckend im Bandelwerkstil bemalt. 1. Hälfte 18. Jahrhundert.

(Foto: Archiv Museumsdorf, Eggert)

gesammelten Belegen seien hier zur Unterstützung unserer Ansicht nur einige vorgeführt (Abb. 8 und 9).

Im alten Möbelbestand der Wehlburg konnten wir aber auch einen Kleiderschrank entdecken, der bis vor kurzem auf dem Boden abgestellt war und der noch flächendeckende, polychrome Farbbehandlung im Originalzustand zeigt und im Bandelwerkstil verziert ist (Abb. 9). Deutlich läßt sich an diesem Originalmöbel sowie den anderen gezeigten Beispielen erkennen, daß der schwere zweitürige Artländer Eichenholz-Kissenschrank des 18. Jahrhun-

derts flächenbedeckendes Furnier und zwar Intarsienfurnier durch farbige Behandlung imitierte.

Die überlieferten Entwurfszeichnungen norddeutscher Dielenschränke des 18. Jahrhunderts¹³⁾ stadtdenburger und stadtbremer und sicherlich auch stadtoesnabrücker Tischlermeister und deren Beschreibungen lassen erkennen, daß für das gehobene Bürgertum der gleiche Schranktyp gefertigt wurde, wie er, von einigen Abwandlungen abgesehen, auch im Artland und den reicheren Bauernhöfen überall anzutreffen ist.

Laut Zunftvorschrift mußte aber der städtische Dielenschrank dieser Zeit als Meisterstück flächenbedeckendes Furnier vorweisen. Entsprechende Prachtstücke mit Intarsienfurnier gelangten auch auf einige Bauernhöfe des Artlandes. Dort aber, wo auf das Originalfurnier — aus welchen Gründen auch immer — verzichtet wurde, wurde der Artländer Kleiderschrank mit intarsienfurnier-imitierender Farbgebung versehen; dieser Typ des Artländer Schrankes war also auf das Vorbild des gehobenen Bürgertums der Stadt ausgerichtet.

Ob die Umsetzung von Original-Intarsienfurnier auf imitierendes Farb-Intarsienfurnier nur ein Spezificum für den ländlichen Raum darstellt oder ob diese auch im Bereich des einfacheren bürgerlichen Möbels gehandhabt wurde — vielleicht der Kosten wegen — ist eine vorerst noch nicht klar zu beantwortende Frage.

Fest steht jedoch, daß auch das Möbel des reichen Artlandes, oder anders formuliert, des im Artländer Raum arbeitenden Landtischlers, sich nach dem städtischen Vorbild ausrichtete und daß diese Tischler in Anlehnung an die Intarsien-Furniermöbel flächendeckende, polychrome Möbelmalerei sich nicht scheuten anzuwenden. Diese Aussage gilt — aufgrund weiterer Originalbefunde und Befragungen — im gleichen Maße auch für die reich verkröpften Wandvertäfelungen sowie Truhen und Brotschränke mit entsprechender Bossen- bzw. Kissenverzierung. Das Problem der farbigen oder farblosen Möbelbehandlung des niederdeutschen Hartholzmöbels bedarf also einer nach Raum und Zeit wesentlich differenzierteren Fragestellung und eingehenderer Untersuchungen.

Auch dieses Beispiel des ursprünglichen Möbelzustandes beweist erneut, daß zur umfassenden Dokumentation der „Quelle Wehlburg“ vergleichende Forschung zur Sachvolkskunde in entsprechendem Raum betrieben werden muß, da ansonsten die Gefahr lückenhafter oder sogar falscher Interpretation besteht.

Z u s a m m e n f a s s u n g : Der 1750 erbaute Gräftenhof Wehlburg soll nicht nur als Denkmal bäuerlicher Architekturgeschichte, sondern darüber hinaus als vollwertige volkskundliche Quelle zur Forschung, Lehre und musealen Demonstration frei zugänglich und allseitig auswertbar erhalten bleiben.

Es wurde der Beschluß gefaßt, daß „Forschungsobjekt Wehlburg“ und den damit zusammenhängenden Problemkomplex durch ein Schwerpunktprogramm in Zusammenarbeit mit verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen möglichst umfassend zu ergründen.

Um künftigen Forschergenerationen mit vielleicht besseren Forschungsmethoden und anderen Fragestellungen die Möglichkeit nicht zu verbauen, dieses Objekt stets aufs neue befragen zu können, ist es die Absicht, den

gesamten Gräftenhof wieder in eine natürliche Umgebung einzubetten und alle im Verlauf der Geschichte erfolgten Veränderungen möglichst zu bewahren, d. h., also ihn in seiner ganzen heutigen Bausubstanz (abgesehen von der Umbauperiode 1960/68) wiederzuerrichten. Dies scheint uns möglich, da die einschneidenden Veränderungen vor allem im Wohnteil mobil eingepaßt und somit auf Wunsch — um einzelne Lebens- und Arbeitsvorgänge in einem solchen Haus experimentell nachweisen zu können — auch verhältnismäßig leicht wieder entfernt werden können. In Schrift, Modell und Bild können die einzelnen Umbauphasen umfassend dokumentiert werden.

Siedlungsarchäologische Ausgrabungen an Ort und Stelle wie auch auf den alten Eschfluren können Aufschluß geben über Fragen der Siedlungskontinuität, über Hausform und -größe in den einzelnen Jahrhunderten, über eventuell unterschiedliche Bauformen bäuerlicher oder adeliger Häuser, über Aufbau und Verlauf von Wall und Graben usw.

Mit Hilfe des Historikers und des Geographen erhoffen wir die begonnenen Arbeiten zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Artlandes bis in die jüngste Zeit hinein fortsetzen zu können.

Die Volkskunde wird die Erforschung und Dokumentation des umfangreichen Gebietes des Sachgutes vertiefen müssen, so daß das Beispiel Wehlburg als Individuum gerettet — auch stellvertretend für das übrige Artland und darüber hinaus Hinweise auf allgemeine Entwicklungen und Zusammenhänge vermitteln kann.

In dieser Hinsicht würden wir es begrüßen, wenn es im Fall Wehlburg auch zwischen Museum und Universität zu einer echten „Forschungsgemeinschaft“ kommen könnte.

A n m e r k u n g :

Dieser Aufsatz wurde als Vortrag am 2. 9. 1969 auf der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. in Detmold gehalten mit dem Titel: Die Wehlburg im Landkreis Bersenbrück — ein Beispiel hauskundlicher Dokumentation.

- 1) J. Prinz, Das Territorium des Bistums Osnabrück, Göttingen 1934, in Studien und Vorarbeiten zum Hist. Atlas Niedersachsens H. 15. S. 120, Anm. 5. Westfälisches Urkundenbuch VIII, 521.
- 2) E. Schrader, Die Landschaften Niedersachsens, Hannover 1957, Nr. 55.
- 3) Kl. Thiede, Deutsche Bauernhäuser, in der Reihe „Die Blauen Bücher“, Königstein 1955, Abb. 38.
- 4) R. Wildhaber, Der derzeitige Stand der Freilichtmuseen in Europa und in USA, Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 1959, S. 47 f.
- 5) Aus dem Protokoll der „Arbeitsgemeinschaft europäischer Freilichtmuseen“, Genk-Bokrijk (Belgien), Juni 1966.
- 6) R. Berner, Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Artlandes bis zum Ausgang des Mittelalters, Schriftenreihe des Kreisheimatbundes Bersenbrück, Nr. 9, 1965, S. 81 f.
- 7) R. Berner, a. a. O., S. 172.
- 8) J. Schepers, Haus und Hof deutscher Bauern, Bd. 2, Westfalen-Lippe, Münster 1960, S. 67, 115, 160, 162.
- 9) J. Schepers, a. a. O., S. 160 f.
- 10) Heinr. Ottenjann, Wie stellt man den Altzustand eines Bauernhauses fest? Oldenburg 1944, S. 9 ff.
- 11) J. Schepers, a. a. O., S. 49, Abb. 17.
- 12) J. M. Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel, München.
J. M. Ritz, Holz, in Spamer, Deutsche Volkskunst I, S. 419.
H. J. Hansen, Europas Volkskunst, Oldenburg 1967, S. 88.
- 13) W. Dieck, Die Entwürfe zu Meisterstücken oldenburgischer Tischler im Landesmuseum, Oldenburger Jahrbuch, Bd. 50, 1927, S. 303 ff, Abb. 2—4.

300 Jahre Marien-Kapelle in Bethen

Im August 1669 von Fürstbischof Christoph Bernhard konsekriert

VON HANS SCHLÖMER

Manchen Leser wird es vielleicht überraschen, daß er hier einen Aufsatz vorfindet, wonach die bekannte Wallfahrts-Kapelle erst 300 Jahre alt sein soll. Seiner Erinnerung nach ist der Wallfahrtsort Bethen doch schon im Mittelalter berühmt gewesen — und zudem hat er vielleicht teilgenommen an der 500-Jahrfeier, die 1948 in Gegenwart des damaligen Bischofs von Münster, Dr. Michael Keller, in Bethen unter großer Beteiligung des katholischen Volkes abgehalten wurde: Kommt er selbst gelegentlich nach Bethen, so findet er im Schriftenstand der neuen, großen Wallfahrtskirche ein kleines Heft mit der Aufschrift: Bethen — 500 Jahre Wallfahrtsort.

Nun, diese Angaben sind nur auf den ersten Blick widersprüchlich und gegensätzlich. Als man 1948 das fünfhundertjährige Bestehen des Wallfahrts-Ortes beging, hatte man guten Grund dazu. Man konnte hinweisen auf eine vom damaligen Osnabrücker Weihbischof vorgenommene Schlichtung über die Verteilung der „Opfer, die Unserer Lieben Frau zu Bethen“ geopfert werden. Hierüber hatte der zuständige Richter von Cloppenburg, „Hermen Hasberch, auch de Gruter“ genannt, eine Urkunde aufgesetzt und dieselbe „im Jahr des Herrn 1448 auf Mittwoch nach der Heimsuchung Unserer Lieben Frau in Gegenwart zahlreicher Zeugen besiegelt.

In diesem Dokument, welches leider nur noch in einer späteren Abschrift vorliegt, ist wiederholt von einer „Kapelle zu Bethen“ die Rede, die aber in späteren Zeiten zerstört wurde. Wann dieses geschehen sein mag, können wir nicht genau angeben. Erst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und später erfahren wir aus Aufzeichnungen der Pfarrer von St. Andreas in Crapendorf, daß im Volk noch die Erinnerung lebendig ist an diese alte Kapelle, in der viele Wunder geschehen sein sollen, die aber später zerstört worden sei, so daß nur noch die Erinnerung daran übrig geblieben sei. Beachtenswert ist aber, daß bei dem vielleicht durch Brand oder Kriegseinwirkung erfolgten Untergang des Gotteshauses das alte Gnadenbild gerettet wurde, welches heute noch vorhanden ist.

Während der Amstzeit des überaus rührigen und verdienten Crapendorfer Pastors und Dechanten Gerhard Covers hören wir in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges wieder von Bethen und einer dort befindlichen kleinen Kapelle. Am Fronleichnamfest 1645 führte Pastor Covers seine Gläubigen nach Bethen, wo inzwischen wieder ein kleines Kapellchen errichtet worden war — es war die Vorgängerin der heutigen Antonius-Kapelle. Auch die damals entstandene Rosenkranz-Bruderschaft zog mehrmals im Jahr in feierlicher Prozession nach Bethen.

Der eifrige Seelsorger starb am 12. August 1664. In seinem Testament hatte er die für damalige Verhältnisse recht ansehnliche Summe von 180 Reichsthalern dazu bestimmt, „daß zur Ehre Gottes, zur Beförderung der Verehrung der glorwürdigen Jungfrau und Mutter Christi der Wiederaufbau der wun-

derreichen Kapelle der Gottesmutter in Bethen“ in Angriff genommen werde.

Kaplan C. Landgraf hat uns in seiner bekannten kleinen Schrift aus dem Jahre 1922 diesen Auszug aus dem Testament von Covers mitgeteilt.

Was Dechant Covers in seinem Testament angeregt hatte, sollte einige Jahre später ausgeführt werden von dem damaligen Cloppenburg-Drosten und Amtmann Carl Othmar von Grothaus, der am 8. Februar 1690 verstarb. Aus einem Brief seiner Witwe Theodora Clara geb. von Schilder erfahren wir einige nähere Einzelheiten. Danach hatte der Drost zu seinen Lebzeiten — vielleicht auf Grund von Gesprächen mit Dechant Covers — erfahren, daß vor mehreren Jahrhunderten „zu Bethen, Amts Cloppenburg, eine wundertätige Kapelle gestanden haben sollte, so durch Krieg und Brandt totaliter ruiniert, so seyndt wir ehrensachen halber bewogen worden, auf selbigem Ort zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria wieder eine Capelle nebst Armenhauß und Garten für 3 oder 4 Personen zu erbauen.“

Das ist ungefähr alles, was wir aus den zeitgenössischen Quellen haben in Erfahrung bringen können: Man muß annehmen, daß Grothaus den Bau dieser Kapelle, die seither das Gnadenbild aufgenommen hat, wohl Ende 1668 seinem Landesherrn, dem Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen nach Münster melden konnte. Besonders im Jahr 1667 hatte der Fürstbischof wiederholt in den Ämtern Vechta und Cloppenburg und im Emsland geweiht und dabei auch sicherlich von dem Kapellen-Bau in Bethen durch seinen Drost erfahren. Man darf annehmen, daß Christoph Bernhard dieses Vorhaben sehr förderte, — der heute noch vorhandene Altar dürfte von ihm gestiftet worden sein. Sein fürstbischöfliches Wappen ziert den Oberteil dieses barocken Kunstwerkes, welches unlängst restauriert wurde. Es blieb aber nicht dabei, daß der Fürstbischof nur in dieser Weise seine Anteilnahme bekundete. Schon zu Beginn seiner Amtszeit hatte er den Wallfahrtsort Telgte bei Münster in ganz besonderer Weise gefördert und dort selbst den Bau der heute noch vorhandenen eindrucksvollen Kapelle aus eigenen Mitteln ausführen lassen.

Am Fest Mariä Heimsuchung (2. Juli) des Jahres 1657 erfolgte die feierliche Konsekration. Seither nahm der Wallfahrtsort Telgte einen ungeahnten Aufschwung: Zu Tausenden strömten die Gläubigen alljährlich hier zusammen, — so hatte es der Bischof gewünscht, als er seine besondere Fürsorge diesem Mittelpunkt volksnaher Frömmigkeit zuwandte. Mit Recht sagt Dr. Paul Engelmeier in seinem kleinen Wallfahrtsbüchlein, daß unter Christoph Bernhard die Telgter Wallfahrt einen neuen Aufschwung genommen habe. Ähnliches können wir auch hinsichtlich unseres heimatlichen Bethen sagen, wie hier kurz ausgeführt werden soll.

Bekanntlich gehörte das heutige Südoldenburg während des ganzen Mittelalters in kirchlicher Hinsicht zum Bistum Osnabrück, während die Bischöfe von Münster seit 1252 in Vechta und seit 1400 in Cloppenburg die Landesherrschaft an sich gebracht hatten. Besonders während der Reformationszeit und in den Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges waren aus dieser „Zweispurigkeit“ viele Differenzen zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft entstanden. Mehrmals hatten Münstersche Bischöfe versucht, die Ämter Vechta und Cloppenburg aus dem Verband des Bistums Osnabrück



*Die alte Gnadenkapelle in Bethen — vor 300 Jahren von Drost Carl Othmar von Grothaus erbaut und im August 1969 von Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen konsekriert.
(Foto: Ruth Hoffhaus)*

brück zu lösen, um sie auch in kirchlicher Hinsicht dem Fürstbistum Münster einzugliedern. Erst den jahrelangen Bemühungen von Christoph Bernhard von Galen war endlich ein Erfolg beschieden: Mit Zustimmung des Heiligen Stuhles wurden im Herbst 1668 die Dekanate des sog. Niederstiftes aus dem Bistum Osnabrück ausgegliedert und Münster zugewiesen. Nun war Christoph Bernhard in unserer Heimat auch der Inhaber der höchsten kirchlichen Amtsgewalt geworden. Nun konnte er in Vechta, Cloppenburg und Meppen auch bischöfliche Amtshandlungen vornehmen, ohne vorher erst in Osnabrück anfragen zu müssen.

Im Sommer 1669 kam der Landesherr nach Cloppenburg, wo er als seine erste bischöfliche Amtshandlung in diesem neu für sein Bistum gewonnenem Gebiet am 10. August die feierliche Konsekration der alten Stadtkapelle vornahm, die soeben als Nachfolgerin einer in Kriegszeiten zerstörten kleinen Kapelle bei der Burg wieder aufgebaut worden war. Bürgermeister und Rat hatten seit Jahren dafür die notwendigen Mittel durch Kollekten aufgebracht — der Landesherr hatte hierzu gern seine Genehmigung erteilt, da ihm daran lag, daß zur besseren seelsorglichen Betreuung alsbald an dieser Kapelle ständig ein Kaplan angestellt werden sollte, der hier regelmäßig den Gottesdienst und die Christenlehre halten sollte.

Am folgenden Tage, dem 11. August 1669, kam Christoph Bernhard mit feierlichem Gefolge nach Bethen, um hier die von seinem Drost erbaut neue Kapelle zu konsekrieren. Damit hatte der alte Wallfahrtsort wieder ein würdiges Gotteshaus erhalten — und das aus dem Mittelalter stammende wundertätige Gnadenbild der Schmerzhaften Gottesmutter wieder eine würdige Heimstatt gefunden.

Zur Erinnerung an diese vor 300 Jahren erfolgte Kirchweihe kamen am Sonntag, 21. September 1969, am Fest der Sieben Schmerzen Mariens, Tausende von Gläubigen nach Bethen. Zuvor waren sie mit dem neuen Bischof von Münster, Heinrich Tenhumberg, von Cloppenburg aus durch den Esch zur Gnadenkapelle gepilgert: Ähnlich hatte einst Dechant Covers die Prozession der Rosenkranz-Bruderschaft nach Bethen geführt — so entsprach es auch dem Willen von Christoph Bernhard, auf den die Wallfahrt der Cloppenburger Pfarrgemeinden am Fest Mariä Geburt zurückgeht.

So wurde die Dreihundert-Jahrfeier der alten Gnadenkapelle in würdiger Weise unter großer Anteilnahme des gläubigen Volkes begangen, das sich auch durch regnerisches Wetter nicht hatte abhalten lassen, seiner Anhänglichkeit an den alten Wallfahrtsort in dieser Weise beredten Ausdruck zu geben.

Wenden wir den Blick noch einmal zurück in die Zeit vor 300 Jahren: Die Gnadenkapelle in Bethen ist nicht denkbar ohne die Prozessionen und Wallfahrten zum Bild der Schmerzensmutter. Wir hörten schon, daß Dechant Covers gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges die Fronleichnam-Prozession nach Bethen führte, später auch mit der Rosenkranz-Bruderschaft dorthin pilgerte. Von einer Wallfahrt am Fest Mariä-Geburt (8. September) ist in jenen Jahren noch nicht die Rede.

Aus dem Jahr 1669 haben wir eine sehr ausführliche Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse in Crapendorf-Cloppenburg und den beiden Bauer-



Das Gnadenbild der Schmerzhaften Gottesmutter in der Wallfahrts-Kapelle zu Bethen ist ein sogenanntes „Vesperbild“ aus dem 15. Jahrhundert und aus Eichenholz geschnitzt. (Foto: Archiv Museumsdori)

schaften Bethen und Garrel. Der Nachfolger von Dechant Covers, Pfarrer Johannes Wernsing, mußte einen ausführlichen Fragebogen beantworten, den er vom Münsterschen Generalvikar erhalten hatte. Die Antworten auf die 30 gestellten Fragen sind sehr ausführlich gehalten und geben einen vorzüglichen Überblick über die damaligen Verhältnisse. Da Wernsing wohl gegen Ende September 1669 seine Niederschrift anfertigte, kann er bereits berichten über die Mitte August vom Fürstbischof vorgenommene Konsekration der Stadtkapelle in Cloppenburg und der von Drost Grothaus erbauten Kapelle in Bethen. An Wallfahrten oder Prozessionen erwähnt er an sich nur die feierliche Prozession am Fronleichnamsfest nach Bethen. Er betont ausdrücklich, daß an diesem Tage von außerhalb keine Gläubigen nach Bethen oder Crapendorf kommen, — wir erfahren indessen, daß die Bethen über eine alte Kirchenfahne verfügen, mit der sie am Fronleichnamstage den Cloppenburgern entgegen ziehen und sie somit gewissermaßen feierlich einholen. Von St. Andreas aus werden drei Kirchenfahnen bei dieser Prozession mitgeführt, wie ausdrücklich vermerkt wird. Von einer Prozession oder Wallfahrt am Fest Mariä Geburt ist keine Rede, diese muß erst einige Jahre später eingeführt worden sein.

Im Volk ist seit alters die Überlieferung lebendig, daß die Mariä-Geburts-Prozession, die später eine so große Bedeutung erlangte, von Christoph Bernhard eingerichtet worden sei. Diese Auffassung wird bestätigt durch das Testament des Bischofs, dessen Originalfassung noch heute im Staatsarchiv Münster vorhanden ist. (Fürstentum Münster, Urk. Nr. 4680). Darin bestimmt der fromme Kirchenfürst und Förderer der Marienverehrung, daß aus seinem Vermögen 200 Reichstaler dazu verwandt werden sollen, alljährlich am Fest Mariä Geburt von der Crapendorfer Pfarrkirche aus eine Prozession zur Gnadenkapelle nach Bethen abzuhalten. Dabei erinnert Christoph Bernhard ausdrücklich daran, daß in Bethen vor Jahrhunderten die Gottesmutter stets in besonderer Weise von den Gläubigen verehrt worden sei — und daß es eine seiner ersten Pontifikal-Handlungen im Dekanat Cloppenburg gewesen sei, diese Kapelle zu konsekrieren.

Leider hat sich bisher noch nicht exakt nachweisen lassen, wann nun diese von Christoph Bernhard gestiftete Prozession zum ersten Mal am Fest Mariä Geburt abgehalten worden ist.

Im Diözesanarchiv zu Münster wurde bisher lediglich eine Prozessionsordnung ermittelt, die zweifelsfrei in die Zeit dieses Bischofs zurückreicht und ihrer ganzen Anlage nach erkennen läßt, daß Christoph Bernhard auf ihre Gestaltung bestimmenden Einfluß genommen haben dürfte.

Der Verlauf läßt sich etwa so darstellen:

Wenn auch nicht ausdrücklich vermerkt, so muß man davon ausgehen, daß diese Prozession von der Crapendorfer Pfarrkirche St. Andreas ihren Ausgang nimmt. Die erste Station wird in der Cloppenburger Stadtkapelle gehalten. Das Allerheiligste wird auf dem Altar niedergesetzt, sodann singt man einen Hymnus aus dem Brevier zu Ehren der Dreifaltigkeit.

Es folgt ein Wechselgebet, bei dem besonders der Patron der Kapelle, der hl. Joseph, angerufen wird. Nach dem Gebet folgt die Oration vom Rosenkranz-Fest. Dies legt den Hinweis nahe, daß diese Prozession vielleicht in Verbindung zu setzen ist mit der an St. Andreas bestehenden



St. Anna selbdritt, eine Eichenholz-Skulptur aus dem 17. Jahrhundert, hatte früher in der alten Kapelle oberhalb der Tür ihren Platz; jetzt steht sie in der neuen Wallfahrtskirche rechts vom Altar. (Foto: Archiv Museumsdorf)

Rosenkranz-Bruderschaft. Es ist auffällig, daß sich überhaupt kein Hinweis auf das Fest Mariä Geburt findet.

Von der Stadtkapelle aus geht es zur zweiten Station in Bethen. Dort beginnt sofort die Feier der hl. Messe, anschließend folgt die Predigt. Dreimal wird eine Anrufung der Gottesmutter gesungen, die auch im folgenden Versikel um ihren besonderen Schutz gebeten wird. Ein weiteres Gebet wendet sich an den Hl. Antonius von Padua, dessen Verehrung Christoph Bernhard bekanntlich sehr gefördert hatte, — und der auch Mit-Patron der Bethen Kapelle war, wie uns Pastor Wernsing überliefert hat. Im Schlußgebet wird Gottes Segen für Kaiser Leopold I. (1658—1705) erfleht. Von Bethen aus geht es zurück nach Cloppenburg zur Stadtkapelle: Nachdem man bei den beiden ersten Stationen für Papst und Kaiser Gottes Segen erfleht hat, wird jetzt des Bischofs von Münster in besonderer Weise gedacht: Zuerst wird der Bistumspatron, der Völker-Apostel St. Paulus, angerufen; in einer anderen Oration wird der Schutz des hl. Ludgerus, des ersten Bischofs von Münster erfleht. Die abschließende Oration bittet darum, daß es Christoph Bernhard, dem Hirten der Kirche von Münster, vergönnt sein möge, die ihm anvertraute Herde durch Wort und Beispiel zum ewigen Leben zu führen.

Zur zeitlichen Fixierung dieser Prozessions-Ordnung gibt es zwei Anhaltspunkte: Es wird für einen Papst Clemens und für Christoph Bernhard als Bischof von Münster gebetet: eine solche Kombination war nur möglich in den Jahren zwischen 1667 und 1676. Damals regierten nacheinander zwei Päpste namens Clemens: Clemens IX. (1667—69) und Clemens X. (1670 — 22. Juli 1676). Da die Kapelle in Bethen nicht vor August 1669 konsekriert war, darf man die Herkunft unserer Prozessionsordnung wohl in die Jahre 1670—76 verlegen.

Kaplan Landgraf hat uns in seinem schon erwähnten Büchlein über Bethen noch Einzelheiten über eine andere Prozession überliefert. Er zitiert aus einem Bericht des Crapendorfer Pfarrers Wilhelm Gottfried Steding (1670—89) den Hergang bei den Prozessionen der Rosenkranzbruderschaft, die 1657 an St. Andreas errichtet worden war. „Diese Prozession wird in der Fastenzeit oftmals und sonst meist in jedem Monat am ersten Sonntag und an allen Festen der Mutter Gottes abgehalten. Nachdem das Te Deum gesungen worden ist, versammelt sich das Volk an der Kirchentür, dann zieht man in schönster Ordnung aus, indem die Priester und andere den Rosenkranz vorbeten. Dazwischen werden passende deutsche Lieder gesungen . . . In der Bethen Kapelle wird die Lauretische Litanei gebetet und das Salve Regina gesungen, und dann kehrt man auf einem anderen Wege bald singend, bald betend zurück. In der St. Josephs-Kirche in Cloppenburg wird diese Prozession mit einer Antiphon und dem Segen geschlossen.“

Leider gibt Landgraf nicht an, wo er diesen sehr interessanten Bericht gefunden hat, sodaß wir nicht nähere Nachforschungen anstellen konnten. Indessen dürfte aus der mitgeteilten Notiz ersichtlich sein, daß die von der Rosenkranz-Bruderschaft abgehaltene Prozession verschieden gewesen sein muß von derjenigen, deren Ordnung wir zuerst beschrieben haben. Der Hauptunterschied dürfte wohl darin bestehen, daß bei der zuerst erwähnten es sich um eine sog. Theophorische Prozession handelt, bei welcher das

Allerheiligste vermutlich in einer Monstranz mitgeführt wurde. Zudem wird von einer Meßfeier und Predigt in der Bether Kapelle berichtet: beide Elemente fehlen in der Prozession der Rosenkranz-Bruderschaft.

Wenn wir von dem 1678 errichteten Testament Christoph Bernhards und der darin verfügten Stiftung zugunsten der Bether Prozession absehen, finden wir die erste sichere urkundliche Erwähnung einer alljährlich an Mariä-Geburt abzuhaltenden Prozession in dem Fundations-Instrument für die Vikarie in Bethen, welches unter dem 26. Mai 1694 von dem Münsterischen Bischof Friedrich Christian von Plettenberg (1688—1706) unterzeichnet wurde. Das gesiegelte Original findet sich noch im Diözesanarchiv Münster. Drost Carl Othmar von Grothaus hatte in seinem Testament einige Gelder für die Errichtung einer Vikarie an der von ihm erbauten Kapelle bereitgestellt und seiner Witwe und den Testaments-Vollstreckern aufgetragen, bei der bischöflichen Behörde die notwendigen Schritte zu unternehmen. Der Bischof gab seine Zustimmung und traf die erforderlichen Bestimmungen, besonders auch hinsichtlich der Verwendung der in der Kapelle anfallenden Opfergaben und Geschenke. Dabei wird auch angeordnet, daß zur Unterhaltung und Fortsetzung der von Christoph Bernhard gestifteten Prozession am Feste Mariä-Geburt alljährlich ein kleiner Betrag von den Opfergaben abgezweigt werden soll, deren Verteilung ansonsten genau geregelt wurde. Für die mit der Abhaltung der Prozession verbundene Mühewaltung sollen jeweils erhalten: der Pastor von Crapendorf einen Taler, der Kaplan an St. Andreas und der Bether Vikar je einen halben, Lehrer und Küster jeder einen viertel Taler!

Außerdem wurde ein anderer Teil der anfallenden Opfergaben geteilt zwischen dem Pastor und dem Bether Vikar.

Einige Jahrzehnte später ist es dann zwischen dem Pastor und Vikar zu einem Streit über die Verteilung dieser Gelder gekommen. Nach den im Diözesanarchiv befindlichen Akten muß sich die Sache so abgespielt haben, daß der Crapendorfer Pastor vom Bether Vikar eine Beteiligung an den Unkosten forderte, die in Crapendorf wegen der Prozession alljährlich entstanden, und die bisher offensichtlich vom Pfarrer allein getragen worden waren. Aus den verschiedenen Darlegungen erfahren wir, daß die Mariä-Geburts-Prozession inzwischen derart großen Zulauf gefunden haben muß, daß der Crapendorfer Pastor genötigt war, alljährlich zur Aushilfe im Beichtstuhl und beim Kommunion-Austeilen aus dem Franziskanerkloster in Vechta 12—15 Patres einzuladen, die zumeist drei Tage in Crapendorf blieben und natürlich beköstigt und untergebracht werden mußten, zudem erhielten sie auch wohl noch eine Vergütung in barem Geld. Der Pastor trug nun folgende Argumentation vor: Infolge der zahlreichen Beteiligung der Gläubigen an dieser Prozession seien die Opfergelder in Bethen im Laufe der Jahre ganz erheblich angestiegen, wovon vor allem der Kapellen-Fonds und der Vikar profitiert hätten, dem Crapendorfer Pastor aber seien bisher nur höhere Unkosten für die Einladung der Franziskaner aus Vechta entstanden, die er jeweils auch mit einem Fuhrwerk abholen und zurückbringen lassen müsse. Für alle diese Unkosten macht er eine genau spezifizierte Rechnung auf und verlangte, daß der Bether Vikar sich auch an diesen Unkosten entsprechend beteiligen solle. An sich kann man das Verlangen des Pastors von St. Andreas nicht als

unbillig bezeichnen, — es interessiert uns hier aber weniger der Ausgang dieser Streitsache als vielmehr die Tatsache, daß man in Crapendorf alljährlich ein Dutzend Franziskaner-Patres zur Aushilfe holen mußte. Das läßt darauf schließen, daß die Zahl der Pilger, die alljährlich in den ersten Septembertagen nach Crapendorf zum Beichten und Kommunizieren kamen, wirklich wohl an die Zehntausend herangekommen sein dürfte, denn wie wäre es sonst erklärlich gewesen, daß man so viele fremde Beichtväter heranholte?

Zugleich werden wir daran erinnert, daß in der Blütezeit der Bether Wallfahrt im 18. Jahrhundert der eine Schwerpunkt in der Crapendorfer Pfarrkirche lag: Hier gingen die Gläubigen zur Beichte und zur Kommunion, anschließend folgte die Wallfahrt nach Bethen.

Es sei gestattet, an dieser Stelle den lebendigen Bericht zu zitieren, den Kaplan Landgraf auf Grund mündlicher Überlieferung vor mehr als vierzig Jahren niedergeschrieben hat:

„Wie strömten sie von allen Seiten herbei, die frommen Wallfahrer. Am Freitagnachmittag und über den ganzen Samstag zogen immer neue Gruppen von Pilgern in Crapendorf und Cloppenburg ein. Alle Wege nach Cloppenburg, der von Werlte-Lindern-Ermke, der von Vrees-Peheim-Molbergen, der von Löningen-Lastrup, der vom Saterland-Friesoythe-Petersfeld und andere waren oft schwarz von Menschen. Der letztgenannte Weg hat noch heute ein Andenken an die frommen Pilger, die ihn zum Mariä-Geburts-Feste zahlreich benutzten. Eine Vertiefung jenseits von Petersfeld nämlich nennt man noch heute Pater-Noster-Kuhlen. Dort pflegten die Pilger zu rasten, teils um auszuruhen, teils um auf nachkommende Pilgergruppen zu warten.

Die größten Häuser auf dem Berg in Crapendorf beherbergten an die hundert Pilger. Die kleinen Leute nahmen ebenfalls so viele auf, wie sie nur unterbringen konnten; sie steckten ihren eigenen Kindern einen oder zwei Grote in die Hand, damit sie im Heu schliefen und ihr Bett befreundeten Gästen überließen. Aber nur wenige Fremde fanden ein Bett. Fast alle mußten sich mit einem Strohlager begnügen. Die Crapendorfer hatten ihre Diele vom Herdfeuer bis zur Haustür mit Stroh belegt. Darauf schliefen die Fremden. Die Männer gingen auch gern ins Heufach.

Sobald die Pilger im Kirchdorf angekommen waren, gingen sie auf die Wohnungssuche. Jede Haustür wurde aufgerissen, und dann riefen sie: „Holt ji uck Sleepers?“ — „Nee“, hieß oft die Antwort, „wie hebbt dat ganze Hus all vull.“ Dann ging es weiter, bis man endlich ein Unterkommen gefunden hatte. Lebensmittel hatten die Fremden meist selber bei sich, in der Regel auch gemahlene Kaffee. Bei ihren Wirten bekamen sie dann heißes Wasser zum Kaffeekochen. Beim Aufstehen band jeder ein Bündel Stroh, um den Hausbewohnern die Arbeit zu erleichtern . . .

Manche von den fremden Pilgern nahmen an der Prozession nicht teil, sondern begnügten sich damit, in der Crapendorfer Pfarrkirche die Mutter Gottes zu verehren und um ihre Hilfe anzurufen. Den vollkommenen Ablauf konnten sie, wie gesagt, ja auch in Crapendorf gewinnen durch Besuch der Pfarrkirche. Aber dennoch war die Prozession schier unabsehbar. Welch buntes Bild! Hümmlinger Frauen in großer Zahl mit ihren gewaltigen Hauben und bunten Bändern; Sater Frauen mit ihren farbenfrohen Mützen.

Dazwischen all die anderen, Männlein und Weiblein, aus allen Städten und Dörfern, 50 Kilometer im Umkreis!

Der rührendste Anblick war das Crapendorfer Muttergottesbild. Auf den Schultern von vier weißgekleideten Jungfrauen getragen, ragte es über die Häupter der Pilger empor. Man hatte für diesen Tag das Bild mit den schönsten Kleidern von Samt und Seide und einem langen Schleier bekleidet und mit Krone und Szepter geziert. Alle, die bereits auf dem Kapellenplatz standen, sanken bei der Ankunft der Gottesmutter auf die Knie nieder . . ."

In dieser oder ähnlicher Form dürfte sich die Wallfahrt nach Bethen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts dargeboten haben, — wie so oft kam es später zu Auswüchsen, die vielleicht auch in Verbindung standen mit dem Markt, der am Fest Mariä Geburt im Laufe der Jahrzehnte sich herausbildete und heute noch in Cloppenburg alljährlich abgehalten wird. Ein von Landgraf überlieferter plattdeutscher Vers scheint darauf Bezug zu nehmen:

„Na Beiten gahn, na Beiten gahn
Un hören Gottes Wort,
Na Wienken Hus, na Wienken Hus
Un drinken en halwen Ort!“

Es soll sogar soweit gekommen sein, daß die Seelsorger der benachbarten Dörfer vor der Teilnahme an der Wallfahrt warnen mußten: So beschränkte sie sich im Laufe der Jahrzehnte später nur auf die Cloppenburger Pfarringesessenen. Wie man sich leicht vorstellen kann, sank damit auch das Ansehen des Wallfahrtsortes und seiner Kapelle. Für uns Heutige ist es fast unvorstellbar, daß man sich 1833 veranlaßt sah, die von den Wallfahrern gestifteten Geschenke — es waren u. a. 210 silberne und drei goldene Kreuze sowie zahlreiche andere Wertobjekte — einfach zu verkaufen, da man für ihre Sicherheit nicht glaubte garantieren zu können: Man wollte den Dieben keine Gelegenheit bieten . . .

So war es denn kein Wunder — wie Willoh berichtet —, daß der Zustrom des gläubigen Volkes seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr nachgelassen und schließlich ganz aufgehört habe. Trotzdem bleibt zu verzeichnen, daß man noch Ende der Fünfziger Jahre auf Anraten von Bischof Johann Georg Müller die alte Antonius-Kapelle, die sehr baufällig geworden war, durch den noch jetzt vorhandenen Neubau ersetzen ließ nach Plänen des bekannten Architekten Hensen, der für viele Kirchen im Münsterland damals die Pläne entwarf.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts muß die Wallfahrt nach Bethen wohl ganz eingeschlafen gewesen sein. Kaplan Landgraf weiß von einem Mann zu berichten, der, aus der Friesoyther Gegend stammend, in seiner Jugend die Wallfahrt noch mitgemacht hatte. Im Jahre 1906 nun kam dieser inzwischen hochbetagte Mann eigens aus seinem jetzigen Wohnort Bremerhaven zum Fest Mariä-Geburt nach Cloppenburg, um noch einmal in seinem Leben den großen Ablaß in Bethen zu gewinnen. Er soll sehr erstaunt gewesen sein, daß er in Bethen kaum noch auswärtige Pilger antraf.

War einst die Gnadenkapelle und die Wallfahrt zum Bild der Schmerzhafte Gottesmutter in bitteren Kriegszeiten untergegangen, so sollte es

unsere Zeit noch erleben, daß die Wallfahrt in Kriegszeiten einen neuen Aufschwung nahm, der bis heute angehalten hat.

Es war in der Notzeit des 1. Weltkrieges, daß am Rosenkranzfest 1914 an die 3500 Pilger, zumeist Frauen und Jungfrauen, die um ihre zum Felddienst eingezogenen Männer und Brüder bangten, bei Sturm und Regen nach Bethen hinaus pilgerten und Trost suchten in der alten Kapelle. Zwei Priester-Brüder aus Bartmannsholte bei Essen, der Franziskaner-Missionar und spätere Bischof Amandus Bahlmann OFM sowie sein Bruder Bernhard, Priester der Gesellschaft Jesu SJ, hatten gemeinsam zu dieser Wallfahrt aufgerufen. Von der alten Kanzel aus, die an einer mächtigen Buche angebracht war, predigte Pater Bernhard, während sein bischöflicher Bruder die hl. Messe zelebrierte und später nach Rückkehr der Wallfahrt den Pilgern in der Cloppenburger Pfarrkirche St. Andreas den bischöflichen Segen spendete.

Diese erste größere Wallfahrt wirkte wie ein zündender Funke im ganzen Land: noch im Jahr 1914 kamen zwei weitere Wallfahrten nach Bethen, — aus Emstek waren es an die 1400, und aus dem alten Amt Friesoythe kamen rund 1000 Pilger zur Schmerzensmutter.

Der spätere Prälat Brust, Pfarrer von St. Andreas, nahm sich des Wallfahrtsortes mit der ihm eigenen Initiative an: Er ließ im Frühjahr 1915 an der Nordwand der Kapelle einen hölzernen Altar aufschlagen mit einem Thron für das Gnadenbild. Im November stifteten ungenannt gebliebene Gönner dem Gnadenbild eine kunstvoll gearbeitete Krone mit Schleier. An der Spitze der Cloppenburger Geistlichkeit konnte Dechant Brust damals am Vortage von Mariä-Opferung in Bethen die Krönung des Gnadenbildes vornehmen. Fünf Jahre später wurde dieser schöne Schmuck von nichtsnutzigen Burschen gestohlen — und nicht wieder gefunden.

In führenden Kreisen des katholischen Münsterlandes fragte man sich noch während des Krieges, was man zur weiteren Förderung der Wallfahrt und der Gnadenkapelle tun könne. Nach längeren Überlegungen kam es noch im Jahre 1916 zur Gründung eines „Vereins zur Förderung der Wallfahrten nach Bethen und zur Erbauung einer Krieger-Gedächtniskirche daselbst“, wie der etwas umständliche Titel lautete. Angesehene Männer stellten sich dafür zur Verfügung, der Pfarrer von St. Andreas übernahm satzungsgemäß den Vorsitz. Man wollte den vielen Gefallenen eine würdige Gedenkstätte schaffen und damit zugleich den alten Wallfahrtsort mehr als bisher in den Mittelpunkt rücken. Im Laufe der Jahre wurden viele Spenden eingesammelt für den Kirchbau, indessen ging der größte Teil in den Inflationsjahren wieder verloren. So dauerte es noch bis zum Ende der zwanziger Jahre, bis endlich die neue, große Wallfahrtskirche nach den Plänen des Münsterschen Architekten Sunder-Plassmann fertiggestellt war.

Am Fest der Sieben Schmerzen Mariens, am 15. September 1929, konnte Bischof Johannes Poggenburg die feierliche Konsekration dieser Krieger-Gedächtniskirche vollziehen, in deren Krypta die Namen von über 3500 Gefallenen aus dem ganzen Oldenburger Land verzeichnet stehen. In seiner Predigt sprach Bischof Johannes die Hoffnung aus, daß Bethen der geistliche Mittelpunkt des katholischen Oldenburg werden möge.

Wenige Jahre später erwies sich, daß dieser Wunsch des Bischofs mehr als erwartet in Erfüllung gehen sollte. Als schon in den ersten Jahren des



*Die neue Wallfahrtskirche in Bethen, die 1929 als Kriegergedächtnisstätte eingeweiht wurde, erinnert in der strengen und klaren Gliederung der Fassade an das Vorbild Münsterscher Klosterkirchen der Franziskaner und Kapuziner.
(Foto: Ruth Hoffhaus)*

Dritten Reiches der Kampf gegen Christentum und Kirche losbrach, da sammelten sich im August 1934 an die 25 000 katholische Männer und Jungmänner in Bethen unter den alten Buchen zu Füßen des Gnadenbildes, um die Predigt ihres knapp vor Jahresfrist in sein Amt eingeführten Bischofs zu hören. Mit wuchtigen Sätzen verurteilte Clemens August Graf von Galen die Irrtümer der neuen Zeit und rief seine Landsleute zur Christus-Treue und Marienverehrung auf. Das Pontifikalamt zelebrierte der aus Brasilien in Urlaub weilende Franziskaner-Bischof Amandus Bahlmann, der zu seiner großen Freude feststellen konnte, daß die Wallfahrt nach Bethen wieder Wurzeln geschlagen hatte in den Herzen des gläubigen Volkes.

Seitdem die neue Wallfahrtskirche errichtet war, bildete sich alsbald eine besondere Art von Wallfahrt heraus: Am sog. Buß- und Betttag, am dritten Mittwoch im November, kamen die alten Soldaten alljährlich nach Bethen, um ihrer gefallenen Kameraden aus dem großen Krieg zu gedenken, deren Namen in der Krypta verzeichnet standen. Die Wallfahrt der alten Soldaten im November 1936 sollte in die Geschichte eingehen als die machtvolle Ouvertüre zum „Kreuzkampf“. Kurz zuvor hatte die oldenburgische NS-Regierung die Entfernung der Kruzifixe und Lutherbilder aus den Schulen und öffentlichen Gebäuden angeordnet. Wie ein Sturm ging der Protest gegen diese willkürliche Anordnung durchs ganze Land. Vor Tausenden von ehemaligen Soldaten rief nun der damalige Kaplan von Sevelten, selbst Weltkriegsteilnehmer und Träger hoher Orden, zum Widerstand auf: Das Kreuz lassen wir uns nicht nehmen . . .

Das schlug ein wie eine zündende Parole. Eine Woche später erzwangen Tausende katholischer Männer in der Münsterland-Halle zu Cloppenburg vom Gauleiter und Reichsstatthalter die Zurücknahme dieses Erlasses, — das Kreuz blieb in den Schulen — und in den Herzen der Gläubigen!

Durch mancherlei kleinliche Schikane wurde in den folgenden Jahren die Wallfahrt nach Bethen behindert — oft sogar von der Polizei verboten. Aber die oldenburgischen Katholiken ließen sich durch nichts davon abhalten, auch in den Jahren des 2. Weltkrieges vor dem Gnadenbild der Gottesmutter Trost und Kraft zu erbitten. Mancher alte Soldat hat nach glücklicher Heimkehr die im Felde oder in der Gefangenschaft gelobte Wallfahrt treulich gehalten . . .

Gegen Kriegsende ging das Kampfgeschehen auch über Bethen hinweg. Es gab Bomben- und Granaten-Einschläge und einige Tote. Als die Front nach Norden weiter rollte, fand man einen unbekanntem Soldaten tot in der Nähe der Kapelle liegend. Er wurde hinter der Wallfahrts-Kirche beim später errichteten Kreuzweg beigesetzt. Eine Grabplatte und eine schlichte Inschrift künden von seinem namenlosen Ende. Wenn alljährlich im November die Soldaten der neuen Bundeswehr zur Wallfahrt nach Bethen kommen, legen sie an diesem Grabe einen Kranz nieder, — im stillen Gedenken an die Millionen toter Soldaten überall auf der Welt.

Literatur und Quellen: K. Willoh, Geschichte der kath. Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, o. J., IV. Bd. — C. Landgraf, Geschichte des Gnadenortes Bethen, Vechta 1922. — Bethen - Neues Wallfahrtsbüchlein, Cloppenburg 1965. — Pfarrarchiv St. Andreas, Cloppenburg. — Bistumsarchiv Münster: Bestand Pfarrei St. Andreas, Cloppenburg. — Ferner: Depositum Offizialatsarchiv beim Bistumsarchiv in Münster. — Staatsarchiv Münster: Fürstentum Münster, Testament von Christoph Bernhard von Galen.

Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres

Ich sah die vielen Beter wallen (Bittgänge in der christlichen Kirche)

VON FRANZ KRAMER

Das Frühjahr ist die Zeit des Hoffens; die erste Saat grünt, die Bäume blühen. Gottes Hilfe ist notwendig, daß die Erde vor Unwetter bewahrt bleibe, daß die Früchte der Erde sich mehren und sich erhalten. Wie zu keiner Zeit des Jahres schaut in den ersten Maiwochen der Mensch auf dem Lande, der Bauer mit seinem Gesinde, auf das Werden und Wachsen in Flur und Feld, in Wiese und Garten. Das ist die Zeit der Bittgänge, der Flurprozessionen. Das Bild der Flurprozessionen will so ganz und gar nicht mehr zu unserer hastenden Zeit, der Zeit der rollenden Technik passen; und doch ist auch heute das Wohl und Wehe der Menschheit von dem Gedeihen der Früchte des Landes abhängig. Bittgänge sind seit Urvätertagen durch die Felder gezogen und Gebete aus tiefstem Herzen gesprochen worden. Bittgänge werden getragen von dem Gebet des Herrn: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ Über das Bittgebet ist in letzter Zeit viel gestritten worden. Clive Staples Lewis sagt in seinem Buch „Christliches und Allchristliches“: „Ist es glaubhaft, daß Gott sein Handeln jemals nach menschlichen Vorschlägen tatsächlich abändert . . .? Wenn er wollte, könnte er unsern Leib auch ohne Nahrung erneuern oder uns ohne die Mittlerschaft der Bauern, Bäcker und Metzger nähren oder uns ohne die Hilfe der Gelehrten lehren oder die Heiden ohne Missionare bekehren. Statt dessen erlaubt er dem Boden, dem Wetter und den Tieren, den Muskeln, dem Geist und dem Willen des Menschen, bei der Ausführung seines Willens mit-zuwirken.“

Die Bittgänge sind uralte; sie sind nicht allein gewachsen aus der Not und Bedrängnis der Völkerwanderung, ihre Quellen reichen weit zurück in das Altertum. Die christliche Kirche, die den Gedanken der Bittprozession aus dem israelitisch-jüdischen Erbe kannte, übernahm vorhandene Bräuche bei Feldbegehungen und wandelte sie ab ins Christliche; die Prozessionen erhielten den Namen Litanía nach dem Wechselgesang (Allerheiligenlitanei) während des Umgangs. Im Laufe der Zeit bildeten sich die Bezeichnungen Litanía major und Litanía minor.

Die Litanía major entwickelten sich aus den Robigalien der Stadt Rom; am 25. April veranstaltete man Bittgänge zum Hain des Robiges, des Dämons des Getreiderostes, um den Schutz des sprossenden Getreides vor dem Getreiderost zu erleben. Nach dem Sieg im Jahre 313 erhob Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion; einige Jahrzehnte später richtete Papst Liberius (352—366) am 25. April statt der Robigalien des alten Rom eine Feldprozession ein, die anfangs noch den alten Weg beibehielt, aber in St. Peter endete; sie wurde wegen der größeren Feierlichkeit Litanía major genannt. Heute heißt sie allgemein Markusprozession, obgleich sie früher mit dem Festtag des Apostels Markus, der später — etwa im 8. Jahrhundert — auf den 25. Juli gelegt wurde, keine Verbindung hatte.

Die Litanía minor haben sich aus den Ambarvalien der heidnischen Zeit entwickelt. Die Römer veranstalteten im Monat Mai Flurumgänge zu Ehren der Flurgöttin Dia Dea, später Ceres (römische Göttin der Fruchtbarkeit). Noch in der Verordnung der Äbtissin Markswith über Bittgänge aus dem Jahre 940 (siehe unten) wird auf die Ambarvalien Bezug genommen.

Bischof Mamertus von Vienne gilt als Begründer der Bittprozessionen (um 470). Nach dem Zeugnisse des Apollinaris Sidonius, eines Freundes und Zeitgenossen von Mamertus, bestanden die Bittgänge schon früher; aber sie wurden ohne Andacht gehalten, und die Teilnahme war gering. Als der hl. Mamertus sie erneuerte, „um Erdbeben, vulkanische Eruptionen, Blitz und Ungewitter, das Einbrechen wilder Tiere von der Herde abzuwenden und die Gläubigen zur Bekehrung und Besserung des Lebens zu bewegen“, wurde „gefastet, gebetet, gesungen, geweint“ (Heiligen-Lexikon). Die Synode von Orleans im Jahre 511 verordnete die Abhaltung von Bittprozessionen an den drei Tagen vor Himmelfahrt, die Rogationes, für ganz Gallien. Papst Gregor der Große (590—604) gab für das Zeremoniell genaue Vorschriften.

Aus dem Jahre 940 ist uns eine Verordnung in lateinischer Sprache der Äbtissin Makswith im westfälischen Kloster Schildesche bei Bielefeld überliefert, in der es übersetzt u. a. heißt: „Wir bestimmen, daß ihr jährlich am 2. Pfingsttag unter Mitwirkung des Hl. Geistes den Patron der Kirche in euren Pfarren in weiter Prozession umhertragt, eure Häuser reinigt, an Stelle der Ambarvalien (heidnische Flurweihe) euch selber weiht und zur Erquickung der Armen ein Almosen mitnimmt und in diesem Klosterhof übernachtet, über den Reliquien mit Nachtwache und Gesängen die Feier begeht, daß ihr nach Vorschrift am Morgen die Prozession beendet und nach frommer Weihung den Patron mit gebührender Ehrerbietung zum Kloster zurückbringt. Ich vertraue fest auf die Barmherzigkeit dieses Patrons, daß so von diesem Umzug die Saaten der Erde reichlicher hervorkommen und die verschiedenen Witterungsunbilden ausbleiben“.

Die Bittgänge in den Tagen vor Christi Himmelfahrt, der sog. Kreuzwoche, werden auch heute noch in allen Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes gefeiert. Zwar hat sich an der alten Form und den traditionellen Wegen durch die Einrichtung neuer Pfarren und den zunehmenden Verkehr manches geändert; der Gedanke der Bittgänge aber ist geblieben. Nicht überall finden an allen drei Tagen Flurumgänge statt; in den meisten Orten gehen die Gläubigen singend und betend um die Kirche. Der eigentliche Weg aber ist der Weg in den Esch, in das Gebiet des alten Ackerlandes, in die Felder für Getreide und Hackfrüchte. Dieser Brauch wird auch heute noch in vielen Orten unserer Heimat gepflegt, zumindest an einem Tage. Dann entfaltet sich in Gottes freier Natur ein Bild, wie es Martin Greif (1839—1911) festgehalten hat

Ich sah die vielen Beter wallen
durch eine weite Flur,
die Glocken hört ich schallen,
ob auch von ferne nur.
Teil an dem Bittgang nahmen
vom Dorfe jung und alt,
in langem Zuge kamen
dem Kreuz sie nachgewallt.

So geht die Prozession Dienstag in Dinklage durch Wald und Esch zur Burg, wo das Bitthochamt stattfindet; an anderen Orten wie in Lohne, Ramsloh, Molbergen, Bevern in den Esch, in Bakum an einem Tage in den Elmelager Esch, am andern in den Westerbakumer Esch. Die Essener gehen zu Holters Kreuz, einem alten Ziel der Prozession; der Gang hat durch die Errichtung eines Kreuzes zum Andenken an den Kreuzkampf im Jahre 1936 eine neue Bedeu-



tung gefunden. Über den Flurumgang durch den Cloppenburger Esch brachte die OV unter dem 1. Mai 1913 folgende Notiz: „Heute (30. April) fand die uralte Prozession durch den Cloppenburger Esch statt. Eigentümlich ist, daß beim Betreten des Vahrener Weges den Teilnehmern aus der Bauerschaft Vahren der Segen gegeben wird; diese verlassen sodann die Prozession. Der Hügel, von dem früher den Vahrenern der Segen gegeben wurde, ist leider abgetragen worden. Hoffentlich ersteht er noch wieder.“ Nach einem Bericht aus Damme aus dem Jahre 1913 war der Weg der Prozession am Montag zunächst über die Chaussee nach Vörden und dann querfeldein zur Kirche zurück; der längste Gang war am Mittwoch nach Bokern und Borringhausen. Heute findet nur am Dienstag ein Feldgang mit wechselndem Ziele statt, entweder nach Bokern-Borringhausen oder Sierhausen-Südfelde oder Reselage-Neuenwalde. In Garrel ist Bittgang am Himmelfahrtstage. Als Garrel noch Kapellengemeinde von Krapendorf war, kam nur an Sonn- oder Feiertagen ein Geistlicher aus Krapendorf oder ein Pater aus Vechta in den Ort; deshalb konnte die Prozession nicht an einem Werktag stattfinden. Der Brauch ist auch nach Errichtung der Pfarre Garrel im Jahre 1872 beibehalten worden.

Bei den Bittgängen werden wie früher Kreuz und Fahnen mitgeführt und u. a. die Allerheiligenlitanei und Lieder wie „Maria, wir dich grüßen“, „In Gottes Namen fahren wir“, gesungen. An den Wegkapellen und bedeutenden Wegkreuzen wird ein kurzes Gebet gesprochen.

Die Markusprozession ist hierzulande als Gang durch die Felder nicht bekannt; wohl finden Umgänge um die Kirche statt. Eine besondere Bedeutung hat der Tag in Damme. Die Sakramentsprozession ist als Dank- und Bittprozession nach dem großen Brande im Jahre 1691 eingeführt worden; es ist nicht bekannt, ob die Feuersbrunst an diesem Tage war.

Eine Art Bittprozession veranstalteten früher die Bewohner von Bethen, noch um die Jahrhundertwende nachweisbar. Bei dem Feldbegang am Abend des Ostersonntags trugen die Teilnehmer eine „Osterlüchte“; auf der Spitze einer kräftigen Bohnenstange brannte eine Torfsode, mit Petroleum getränkt und mit Stroh umwickelt. Durch diesen Gang sollte der Ostersegen in die Roggensaart getragen werden.

Den Charakter von Bitttagen haben auch die Bauerschaftstage in den Gemeinden Lindern, Molbergen und Löningen. Ursprung dieser Feiertage, auch Hageltage genannt, sind in den meisten Fällen unbekannt. Sie sind Ausdruck der gläubigen Haltung der Bewohner, die zu Gott flehen um Abwendung von Hagel und Ungewitter und um Segen für die Feldfrüchte. Am Bauerschaftstag wird nicht gearbeitet, die Kinder haben schulfrei. Am Vormittag ist ein Hochamt, am Nachmittag ein Bittgang oder eine Andacht. In der Gemeinde Lindern finden Bauerschaftstage statt in Auen-Holthaus (früher Johannestag am 24. 6., seit 10 Jahren am 1. 6. zum Gedenken an die Wirbelsturmkatastrophe vom 1. 6. 1927); Liener (24. 5., Maria Hilfe der Christen, Andacht vor dem Marienbild in der Klus); Garren-Marren (13. 6., Antonius); Grossenging (4. 6., Bonifatius); Hegel (21. 6., Aloysius). Verantwortlich für die Durchführung ist der Ortsvorsteher.

In der Gemeinde Molbergen begehen ihren Feiertag die Ermker in der Weihnachtszeit, die Dwertger vor Pfingsten, die Grönheimer um Lichtmeß und die Tanger in der Woche vor Aschermittwoch.

Seit mehr als 150 Jahren, veranlaßt durch die Vernichtung der Ernte durch Hagelschlag, findet am 24. 6. in Evenkamp bei Löningen die Johannesprozession durch die Felder von Evenkamp und Helmighausen statt.

In Vechta waren in der alten Pfarrgemeinde St. Georg von altersher an allen Bittagen Prozessionen. In meiner Jugendzeit habe ich jedes Jahr, vor allem zu Beginn des 1. Weltkrieges, an den Bittgängen teilgenommen. Am Montag zog die Prozession in den Südteil der Stadt, voran das Kreuz und die blauen Kirchenfahnen. Im Wechselgesang wurde die Allerheiligenlitanei gesungen. Da störte kein Auto, kaum ein Fuhrwerk. Wenn einmal ein Pferdewagen auf dem Kopfsteinpflaster in die Stadt ratterte und die Prozession nahte, dann fuhr der Wagen an den Straßenrand, der Fahrer hob die Peitsche zum Gruß, sein Hut ruhte auf dem rechten Knie. Manchesmal waren die Wagen mit Kühen bespannt; Kühe verrichteten damals vielfach für die Ackerbürger die anfallende Arbeit auf dem Felde. Beim Hagener Kreuz wurden die Fahnentücher abgenommen, damit die Jungen es beim Gang durch den Esch leichter hatten; die mit dem Kreuz geschmückten Fahnenstangen wurden von nun an vorangetragen. Bei der Seekenkapelle fand das Rogateamt mit einer kurzen Predigt statt. Die Teilnehmer standen im Schatten der Bäume um den Hügel der Kapelle, eine ruhige Stunde. Nach dem Gottesdienst setzte die Prozession ihren Weg in Richtung Lohne fort bis zum Bokerner Weg. Dann ging die Prozession durch die Felder und Wiesen zwischen Hagen und Vechta nach Vechta zurück. Auf diesem Wege sangen wir ein für Vechta eigenes Lied, das Vaterunser. Alle Bitten waren zu Wechselgesängen vereinigt. Wir Knaben sangen vor, die Teilnehmer antworteten. Ich habe den Text der ersten Strophe etwa wie folgt in Erinnerung:

Vater unser, der du bist (alle) Kyrie eleison
Im Himmel und auf Erden bist (alle) Kyrie eleison
O Vater mein!
Steh uns bei auf dieser Erden, (alle)
Auf daß wir deine lieben Kinder werden!

Bei der Kapelle am Hagener Weg verweilten alle zu einem kurzen Gebet. Der Gang durch die stillen grünen Felder war für uns Kinder ein Erlebnis. Beim Ausgang aus der Hagener Straße wurde das Fahnentuch wieder an die Stange gehängt; mit Gesang gingen wir zur Kirche zurück. — Am Dienstag war der Weg des Bittgangs über die Große Straße zum Bremer Tor hinaus in Richtung Oythe. Das Rogateamt fand an der Kapelle am Stoppelmarktsweg statt. Dann führte der Weg weiter in den Oyther Esch bis zur Stadtgrenze — damals war Oythe noch selbständige Gemeinde — und über die Oyther Straße und die Große Straße zur Pfarrkirche zurück. — Am Mittwoch war der kürzeste Bittgang um den alten Markt über die Nepomuksbrücke und um die Kirche.

Literatur

1. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bände, Bd. 1, S. 1348 ff., Berlin u. Leipzig 1927—1942.
2. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. Stuttgart 1955.
3. Lexikon für Theologie und Kirche, 2 Bände, Freiburg 1958.
4. Vollständiges Heiligen-Lexikon, IV. Bd., Augsburg 1875.
5. Wetzler und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl., 2. Bd., Freiburg 1887.
6. Oldenburg, ein heimatkundliches Nachschlagewerk, Vechta 1965.
7. Alphons M. Rathgeber, Im Schatten des Dorfkirchleins, Kempten 1923.
8. Wimmer Otto, Handbuch der Namen und Heiligen, 2. Aufl., Innsbruck 1959.
9. Ulrich Jahn, Die heidnischen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht, Breslau 1884.
10. Kirche und Leben, Bistumszeitung Münster, 24. Jahrgang 1969, Nr. 19. (Clive Stapels Lewis, Christliches und Allzuchristliches).

Werner Berges

Entwicklung und Deutung seines Werkes

VON JURGEN WEICHARDT

Im heutigen Pluralismus der Stilformen behauptet sich nur, wer einen prägnanten Stil gefunden hat. Ein junger Maler wird sich zunächst vor allem mit der dominierenden Richtung auseinandersetzen, besonders, wenn diese noch im Aufblühen ist wie 1964 die Pop Art, die damals auf der documenta III erstmals größer repräsentiert wurde. Sie ist einmal eine Reaktion auf den individuell-emotionalen Tachismus, der die subjektive Gestimmtheit des Künstlers in einem Augenblick gefaßt aufzeigen wollte. Zum andern hat die Pop Art ein neues Verhältnis zur Umwelt, zum Alltag mit seinen kommerziellen und oft repressiven Formen wie Reklame, Konsumzwang und Gewaltglorifizierung gefunden: In der scheinbar simplen realistischen Abbildung stecken gleichermaßen Aversion und Aggression gegen diese Erscheinungen wie Resignation, sie nicht, so wenig wie die Gesellschaft, ändern zu können.

Zwar ist die Pop Art eine spezifisch angloamerikanische Kunstrichtung, doch hat sie in mancher Abwandlung auch auf dem Kontinent Repräsentanten gefunden, auch in der Bundesrepublik, ohne daß sich hier bisher eine überragende Persönlichkeit herausgeschält hätte. Die grundsätzlich neuen Auffassungen dieser Richtung sind: Die unendliche Reproduzierbarkeit eines Kunstwerkes auf technischem Wege; der Verzicht auf Merkmale des Individuellen wie die Handschrift; die abrupte und totale Veränderbarkeit eines Stils und der konsequente Gebrauch aller technischen Mittel. Am Beispiel des Künstlers Werner Berges sollen Entwicklung, Wandlung und Reifeprozess eines Künstlers der jungen Generation und seine Probleme gegenüber den Stilformen seiner Epoche aufgewiesen werden. Das Werk von Werner Berges entwickelte sich auf die Pop Art zu, hat aber im gegenwärtigen Zeitpunkt die engste Annäherung bereits hinter sich und bewegt sich nun in Richtung einer neuen Phantastik.

Werner Berges wurde am 7. 12. 1941 in Cloppenburg geboren. Er besuchte die Staatliche Kunstschule Bremen, wo ihm Prof. Johannes Schreier entscheidende Anregungen gab. Bei Prof. Alexander Camaro setzte Werner Berges dann sein Studium fort (an der Hochschule für bildende Künste Berlin), das mit dem „Meisterschüler“ abgeschlossen wurde.

Schon während der Ausbildungszeit bestätigten einige beachtenswerte Preise, daß sich Werner Berges auf dem richtigen Weg befand: 1965 erhielt er den 2. Kunstpreis des „Neuen Forums“ Bremen, 1967 den 2. Burdapreis München für Grafik, und er wurde Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1968 wurde er mit dem Förderpreis des Landes Niedersachsen, 1969 mit dem Förderpreis der Oldenburg-Stiftung ausgezeichnet.

Da Berlin heute kunstmarktmäßig abseits liegt und sich die Galerien nur auf einen bescheidenen Käuferstamm stützen können, haben sich junge

Künstler zu Gruppen zusammengeschlossen, deren bekannteste die „Rixdorfer“ Gruppe ist. Doch überregional bedeutender ist die nur wenige Jahre existierende Gruppe „Großgörschen“ geworden (nach der gleichnamigen Straße in Schöneberg). Ihr hatte sich Werner Berges angeschlossen. Sie hatte 1964 aus einem gemieteten Fabrikraum eine Galerie hergerichtet, wo Gäste und vor allem Gruppenmitglieder ihre Arbeiten ausstellen konnten. Heinz Ohff, der bekannte Kritiker des „Tagesspiegels“ Berlin, schrieb zu den Anfängen dieser Gruppe: „Daß die Bezeichnung ‚Großgörschen‘ bald zu einer Art von Markenartikel wurde, weit über Berlin hinaus bekannt, lag wohl an der explosiven Art, mit der sich hier eine neue Generation vorstellte. Debüt folgte auf Debüt, und man mußte sich sofort eine Menge bisher unbekannter Namen merken — die Kunstszene war in Bewegung geraten, ohnehin schon durch den eben erfolgten Wiedereinbruch des Gegenständlichen in der Pop Art, den sich die jungen Leute nun sowohl qualitativ als auch kulturpolitisch zunutze machten.“ (5. 11. 1968.)

Da sich die Gruppe aus lauter Individualisten zusammensetzte, zerbrach bald der Zusammenhalt; manche gründeten Sezessionen, manche traten aus — Werner Berges löste sich 1968 wieder von der Gruppe. Die meisten Künstler hatten zu ihrem Stil gefunden, sie hatten sich einen Namen gemacht, hatten Erfolg gehabt. Dazu kam, daß Berlin nicht an Bedeutung im Kunstgeschehen gewann, so daß viele Künstler nach Düsseldorf, Köln, München oder Stuttgart abwanderten, wo sich neue Kunsthandelszentren gebildet hatten.

Werner Berges blieb in Berlin. Er verdankte der Gruppe die erste entscheidende Starthilfe gegenüber Öffentlichkeit und Kritik. Namhafte Galerien wie Schmücking in Braunschweig, Galerie Junge Generation Hamburg (1967 und 1968), Regio in Lörrach (1969) und Stummer und Hubschmidt in Zürich (1969), dazu das Museumsdorf in Cloppenburg und die Oldenburger Galerie Groh (1967 und 1969) haben das Werk von Werner Berges über den regionalen Kunstbereich Berlin hinaus bekannt gemacht. Auch die große Reihe wichtiger Gruppenausstellungen, darunter repräsentative wie die Wanderausstellung „Deutsche Druckgrafik“ in der CSSR und „Junge deutsche Grafik“ in der New Gallery, Cleveland, USA, trugen zum Erfolg des Künstlers bei.

Das Gesamtwerk des Künstlers Werner Berges gliedert sich in drei Hauptphasen, und die Konturen einer vierten werden sichtbar. Die frühesten Arbeiten stehen in mancher Hinsicht dem Informel nahe — sie haben keine gegenständliche Zeichnung, dafür eine freie spontane Farbsetzung, die sich erst allmählich zu schwer beschreibbaren Formen verfestigt: In der Bildmitte taucht ein Geschehen auf, das motivisch etwas vom Ansatz einer Entwicklung oder Spaltung erkennen läßt. Spätere Bilder dieser Phase erhalten dann Zeichencharakter. Berges stützt sich schon in diesen frühen ungegenständlichen Bildern auf eine kurze wahrnehmbare Fabel: In einigen Arbeiten dringt das Bildgeschehen über den Rahmen des Bildes hinaus. Es wird in einem kleineren Randbild gespiegelt. Allein das Motiv der Wiederholung besitzt genügend Kraft, das eher ruhige Motiv ins Dynamische zu verwandeln. Die Farbflächen werden von einer Grundfarbe beherrscht, zu der sich Kontrast- und Ergänzungsfarben gesellen können, alle gebrochen, differenziert, aufgetragen in locker spontaner Handschrift.



Der Künstler bei der Arbeit.

Diese Bilder tragen Merkmale des Suchens in sich; besonders in der zunehmend festeren Formgebung, deren Zeichencharakter für die allmähliche Fixierung eines Standpunktes stehen kann.

Soweit der Abstand dieser frühen Bilder von den Arbeiten des Jahres 1968 auch ist, er beruht vor allem auf der verschiedenartigen Farbsetzung und auf der Wahl der Motive, so lassen sich doch einige Gemeinsamkeiten erkennen, die für eine einheitliche Kompositionsweise des Künstlers Werner Berges sprechen: Das zeichnerisch statische Motiv, das durch formale Wiederholung, Spiegelung, Reihung ins Dynamische transportiert wird; ein gewisser Hang zur schönen dekorativen Form, zur Ornamentik, die später doppeldeutige Bedeutung gewinnen soll, und die in den Doppelbildern schon sichtbare Überschreitung von Grenzen, die den Gattungen herkömmlicherweise gesetzt sind und die Berges verschiedentlich aufheben wird.

Die zweite Phase setzt bei den Knäuel- oder zellenartigen Kritzelzeichnungen in den Randteilen älterer Bilder ein. Sie erhalten in den neuen eine immer wichtigere Funktion. Waren sie bisher Zelle oder Kern, so ist daraus das Geflecht gewachsen, das die neueren Werke entscheidend charakterisiert. Berges erweist sich als phantasievoller abstrakter Zeichner, der Lust am Fabulieren hat. Und so scheinen diese neuen Bilder von 1965/66 Geschichten zu erzählen, die inhaltlich allerdings kaum auflösbar sind. Doch der Phantasie bieten diese Geschehen ohne gegenständlichen Bezug reizvolle Details.

Man muß sich vor Augen halten, wie sehr noch 1965 das Real-Gegenständliche bei uns verpönt gewesen ist, so daß ein junger Maler nicht den einfachen

— aber sprunghaften — Weg der Umweltschilderung, sondern den komplizierten über die Assoziationen gehen mußte. Aus dem Geflecht abstrakt-inhaltsfreier Linien werden bald solche hervorgehoben, die an Gegenständliches erinnern können. Aber Berges läßt bewußt und konsequent die Assoziation vieldeutig.

Das Bild „Ohne Titel“, 1965, das exemplarisch für diese Schaffensperiode ist, gibt auch Auskunft über die Farben. Sie werden in fest konturierten band- oder lappenartigen Flächen eingesetzt, die zuweilen räumlichen Charakter erhalten, wenn sich in ihnen eine Figuration oder ein abstraktes Geschehen linear entwickelt. Neben Grün, Gelb, Rot und Blau taucht auch Schwarz auf und nimmt dem Werk die Fröhlichkeit. Die Zeichnung selbst schneidet mit schwarzer, zuweilen aber auch andersfarbiger Kontur weiße Flächen heraus, so daß das Bild die ganze Spannung der Farben besitzt. Auffallend ist schließlich die differenzierte Räumlichkeit, die später bei den Figurationen verwandelt wieder auftaucht: Nicht nur die Farbfläche selbst kann einen Raum bilden, auch Versetzung und Überschneidung schaffen Räume.

Es ist wohl vor allem das Fabulieren gewesen, verbunden mit dem Wunsch nach exakter Gestaltung, das Berges zu einer immer deutlicheren gegenständlichen Darstellung gebracht hat. Bilder wie „Nur Sie“ und „Why not“, 1966, geben schon im Titel Auskunft von einer Handlung. Deutlich sind Körperketten zumeist weiblicher Figuren zu erkennen. Ihre Reihung ist abwechslungsreich, ergibt aber zusammen ein kompositionelles Ordnungsgefüge — deutliches Zeichen dafür, daß es dem Künstler auch hier in erster Linie um Formprobleme geht. Zudem verzichtet Berges auch jetzt noch auf letzte Klarheit, auf sinnbetonte Kommunikation der Figuren miteinander. Die Reihung zeigt vielmehr, wie diese Gestalten in einem spontanen Prozeß auseinander entwickelt wurden. Die Sicherheit der Zeichnung, die Werner Berges zeigt, erlaubt ihm eine emotionale Spontaneität. Zwangsläufig werden die Farben auf Akzente und wenige Lineamente reduziert, die Einsätze werden dafür aber um so klarer und reiner.

Zu diesen Bildern rechnen auch die Griechenlandskizzen, die auch das Motiv der Badenden variieren. Sie erweitern vor allem den Formkanon, indem sie auf einer Fläche drei oder vier scheinbar voneinander unabhängige Bildgeschehen zusammenstellen. Wieder wird eine Grenze aufgehoben, die bisher Bild gegen Bild abgetrennt hat: Hier werden Szenen in farblicher und formaler Abstimmung zu einer Komposition vereinigt.

In dieser zweiten Phase hat Berges verschiedene neue Bereiche für sich geöffnet: den inhaltlich-gegenständlichen, der ihm ermöglicht, Figuren und Umwelt-Dinge aufzuzeichnen; die formalen wie die präzise Form, die klare Farbgebung und die vielschichtige Räumlichkeit. Zugleich ist Berges den Weg der subjektiv-emotionalen Darstellungsweise zu Ende gegangen. Berges verzichtet bald völlig auf die individuell subjektive malerische Aktion. Damit sind die Voraussetzungen für die — weitgehend — objektive Erfassung von Alltag, für klaren Realismus und Pop-Art-Züge geschaffen.

Einen ersten Schritt der Entwicklung in den beiden letzten Jahren stellt das Bild „Dasie Wosie“, 1967, dar. In ihm erhalten die Farben ihre typische Effektivität: Sie sind hell, leuchtend; sie sind fest gegen den Grund gesetzt und bezeichnen Gegenständliches, wenn auch in einer immer noch schwer durchschaubaren Weise.



„Emma“ 68, 80 x 100 cm, Acryl auf Leinwand (Sammlung Dr. Zwirner, Würzburg)

In den Zeichnungen erhalten die jetzt das Hauptmotiv bildenden weiblichen Köpfe eindeutiges Aussehen. Berges hat das Thema der „Top-Stars“ gefunden. Hier beginnt das heute wesentliche Hauptwerk des Künstlers. Abgesehen von der individuellen Entwicklung begründen zwei zeitgenössische Strömungen das Aussehen der neuen Bilder: der in Berlin gewachsene kritische Realismus und die Pop Art, bei der das kritische Analysieren zugunsten einer einfachen Darstellung und Wiedergabe des Banalen in unserer Welt zurückgedrängt ist. Während der Amerikaner Andy Warhol die Pop Art lapidar mit dem Satz: „Es bedeutet, die Dinge zu mögen“ kennzeichnet, zeigt der Maler und Kritiker Rolf-Gunter Dienst in seinem Buch „Positionen“ (S. 54) die Fragwürdigkeit der Pop Art auf: „Es ist bei dieser urbanistischen Kunst die Phänomenologie der Massenkommunikation, die Psychologie der Reklame, die suggestiv vorgebrachte Konsumwelt, die reportierend im Bild erscheint — oft ohne Zusatz und künstlerischen Eingriff, sondern nur als Behauptung dasteht — faktisch unverändert — und die Reproduktion des Alltags zum Kunstwerk deklariert.“

Es gilt nachzuweisen, daß die neuen Bilder von Werner Berges mehr als dies sind. Die Entwicklung aus dem Informel, aus der abstrakten Zeichnung und die allmählich realistischer werdende Detaillierung ist konsequent. Berges

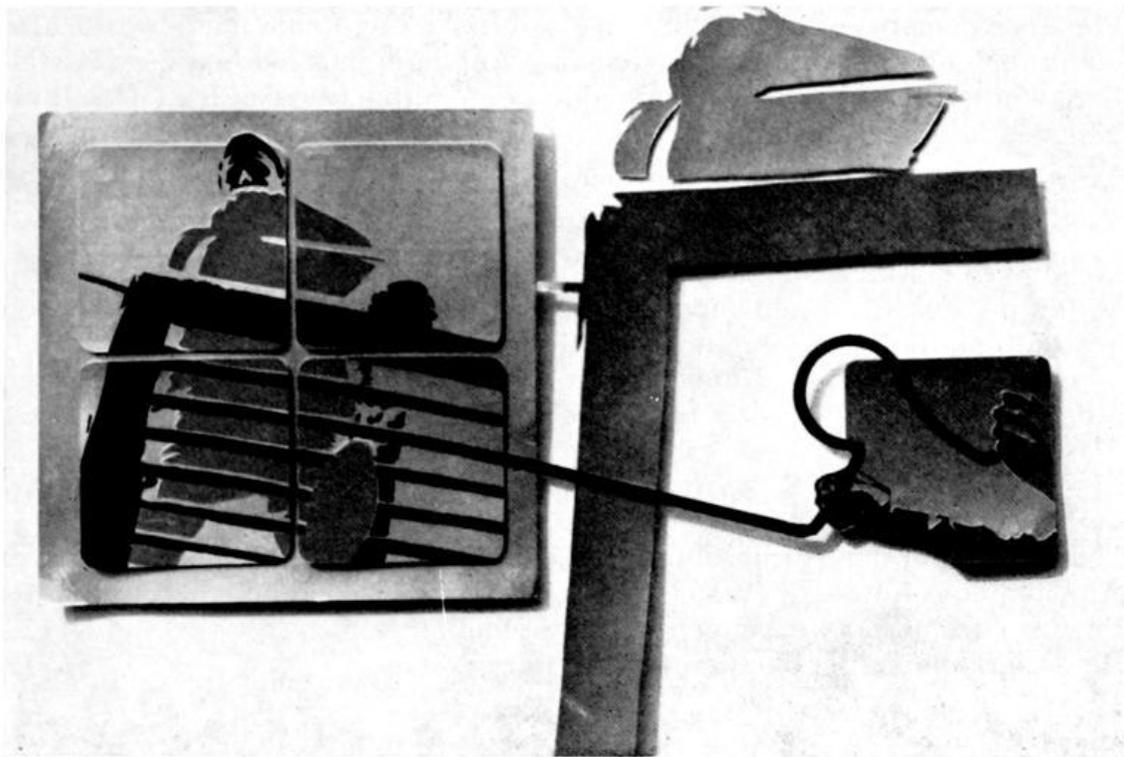
hat sich um immer größere Präzision — die in den frühen Bildern von spontan-emotionalen Elementen überlagert waren — bemüht. Trotz der realistischen und pophaften Figuration ist in den neuen Arbeiten der Phantasie meist immer noch ein großer Spielraum geblieben, da es Berges gerade um die Vieldeutigkeit der einzelnen Form, nicht aber um die banale Aufzeichnung alltäglicher Illustrierten-Ereignisse geht.

Die Bilder der letzten beiden Jahre sind sehr verschiedenartig. Man kann sieben Bildtypen unterscheiden. Zu den ersten rechnen Arbeiten mit einem betonten Einsatz ornamentaler Strukturen: Punkt-, Kreis- und Streifenmuster. Ihre Bedeutung ist vielfältig: Einmal bilden sie als Grundfläche den Raum, dann als aufgelöste Schatten Räumlichkeit und Volumen bei den Figuren; sie können frei strukturierte Farbflächen darstellen und darüber hinaus — wie im Bild „Mitsou“, 1968 — Gesicht und Pose als Maske entlarven, wenn die Grundflächenstruktur in den Gesichtsoffnungen erscheint und den Kopf hohl sein läßt. Stets ist diese Struktur Träger einer kräftigen, nur gegen andere Flächen differenzierten Farbe.

Zu den literarisch-kritischen Arbeiten muß auch ein Bild wie das der sich rasierenden „Marilyn Monroe“ gerechnet werden; ein Witz freilich, der in seinem Kern Unbehagen am Kult um die Filmstars ahnen läßt. Häufiges Motiv ist ferner das Doppelbildnis, manchmal in Form einer Spiegelung, manchmal als Paar. Schwierig ist dabei, Verbindung und Trennung, Wirklichkeitsnähe und Verzerrung auszugleichen, wofür Berges sich nicht nur der Farben, sondern auch der Linien bedient. Beispiel ist das Bild „Sisters“, 1967. Die zerstörende Zeichnung von Binnenformen in den Gesichtern, eine Verundeutlichung, stellt auch in anderen Bildern eine Brücke zwischen früheren und späteren Arbeiten dar. Sie kann als Motiv für sich gewertet werden. Dem Doppelbildnis nahe, doch durch Veränderung der Perspektive und Größenordnung vielschichtig gemacht, sind Bilder, die zwei Köpfe in verschiedenen Bildebenen, im Vorder- und Hintergrund zeigen. Beispiel ist die Serigrafie „Emma“.

Die größte Zahl der neuen Arbeiten bilden die „Posen“, Haltungen der Stars ohne inneren Ausdruckswert, eingenommen, um dem Fotografen zu genügen. Diese Posen sind zwar schön, aber leer. Was an Empfindung zu spüren ist, wirkt höchstens sentimental. Berges vermeidet in der realistischen, schönfarbigen Wiedergabe jede tiefere Sinngabe und entlarvt diesen Schein aus der Illustriertenbranche, der der Masse die harte Wirklichkeit vernebelt.

Es ist falsch, diese Figurenhaltungen als Selbstzweck zu sehen. Als Motiv-Vorwurf für formale Aufgaben aber sind sie nicht schlechter als abstrakte Stoffe. Und wesentlich: Werner Berges hat eine Motivreihe gefunden, die ihn äußerlich in die erste Reihe der deutschen Vertreter der Pop Art eingliedert. Über die Distanz, die er dazu stets einnimmt, ist noch zu schreiben. Die beiden letzten Motiv-Beispiele, wie sie die Bilder „Silverdream“, 1968, und „Akt, sitzend“, 1968, zeigen, lassen eine Abkehr von der Pop-Realistik erkennen. Im ersten ist die Figur auf zwei Körperformen, Kopf und Arm, reduziert, alles Unwesentliche ist fortgelassen worden. — Eine extreme Vereinfachung der Form. Das zweite Bild ist nicht von der Linie, sondern von Farbflächen her aufgebaut, offenbart also einen ganz anderen Arbeitsprozeß, wobei das Motiv wieder erheblich verundeutlicht wird. In diesem Fall wird auch



„Der Mensch in technisierter Umwelt“, Entwurf für die Wandelhalle des Cloppenburgers Wirtschaftsgymnasium, 3 x 4 m. (Foto: Eggert)

die Farbigkeit beschränkt. Berges hat endgültig von der Pop Art Abstand genommen.

Allen Arbeiten sind verschiedene formale Züge gemeinsam: Die Motive werden meist mit Hilfe von Projektionen von Fotografien übertragen und linear festgelegt. Der Künstler bedient sich damit einer Technik der Werbebranche, die ihm höchste Exaktheit garantiert. Den faßbaren Inhalt gibt Berges ohne eigene Emotion und ohne handschriftliche Farbsetzung wieder: Er objektiviert auch die Form. In den jüngsten Zeichnungen wird diese kühle Distanz zum künstlerischen Schaffensakt noch verstärkt, wenn Werner Berges z. B. präfabrizierte Folien mit stark glänzender Oberfläche auf die Blätter klebt, statt die Farben malerisch aufzutragen. Die unpersönliche Atmosphäre der Stars ist nicht besser einzufangen als mit Folien und Schablonen, die im Bereich der Form das lediglich Künstliche des Stoffes und Inhalts spiegeln.

Dennoch bleibt der Phantasie ein weiter Spielraum, der besonders durch die vielfältige Funktion der Linien geschaffen wird. Sie umfahren einen Körperteil, schlagen plötzlich um und konturieren einen Teil der Umwelt, hören überraschend auf zu sein, so daß sich Körper und Umgebung zu einer Fläche vereinen, und sind doch für die Erfahrung und Phantasie vorhanden. Nicht zuletzt macht dieses Spiel auch die strengsten der realistischen Bilder reizvoll. Es entspricht der Objektivierung der künstlerischen Mittel, daß Werner Berges in den letzten Jahren vor allem den Siebdruck als grafische Technik

gepflegt hat. Es ist ihm die Präzision und beliebig häufige Reproduktion erlaubt: Malerei und Serigrafie unterscheiden sich in seinem Werk inhaltlich nicht. Eine wichtige technische Erfahrung hat Berges mit dem Siebdruck auf Plexiglas gemacht — der Künstler hat mit ihnen den Raum um das Bild, also einen realen Bezirk für sich gewonnen. Die Linien und Flächen der Darstellung werden als Schatten im Raum hinter dem Bild nachgezeichnet. Damit erhält das Bild durch seine Transparenz eine stets wandelbare Hintergrundstruktur. Der Raum wirkt auf das Bild zurück. Erneut hat Berges festgefügte Grenzen überschritten.

Es ist auch ein konsequenter Schritt gewesen, daß er sich nun mit Möglichkeiten der Plastik auseinandersetzt. Nach Schablonen werden Stahlplatten geschnitten, die verchromt sind und ihre Umwelt spiegelnd aufzeigen. (Der gegenständliche Inhalt, Doppelfiguren, wird durch die Kontur des Ganzen aufschlüsselbar.) Eine rohe Holzkiste umgibt wie ein Schrein diese erste Plastik. Die andere Arbeit erhält ihren Reiz aus der Beweglichkeit. Einige Einzelteile sind durch Scharniere verbunden und damit verstellbar. Beide Arbeiten beweisen die zunehmende Distanzierung von der Pop Art und eine neue Betonung der Formproblematik, was in den großen Bühnenbildern zu Ann Jellicoes Komödie „Was ist an Tolen so sexy?“ im Oldenburger Staatstheater noch nicht zu erkennen ist. Diese umfangreiche Arbeit ist eine wichtige Anerkennung für den jungen Künstler gewesen.

Werner Berges hat sich in den letzten Arbeiten von der Pop Art wieder gelöst. Das Wort von John Anthony Thwaites zu einigen Bildern von Berges, sie seien die reinsten und besten Pop-Bilder eines deutschen Malers, gilt für den Augenblick. Es hat Berges nicht abgestempelt, er hat sich die Freiheit des Handelns bewahrt.

Die abschließende Betrachtung hat hier einzusetzen, weil damit feststeht, daß die Pop Art für Berges nur ein Durchgangsstadium gewesen ist: Hat sich auch der schöne Schein des anziehenden Inhalts der Bilder zuweilen vordrängt, so ist Berges doch Künstler genug, die Form zu sehen. Seine ganze bisherige Entwicklung ist darauf hinausgelaufen, sich über die Möglichkeiten der Form — einschließlich der Prägnanz der Farbgebung und der Mehrdeutigkeit der Komposition — klarzuwerden. Darum hat er verschiedene Medien gewählt, darum ist er zu neuen Materialien und Techniken gelangt und hat dabei herkömmlich fixierte Grenzen durchbrochen. Das zeichnet Werner Berges als Künstler aus.

Dennoch darf der Inhalt nicht völlig übersehen werden, stellt er doch einen Beitrag zur Rehabilitierung des Gegenständlichen in der zeitgenössischen Kunst dar, den Berges frei von tendenziösen Emotionen geliefert hat. Sein Wesen ist Kritik. Zwar ist Berges kein harter Kritiker, kein lauter Propagandist, kein Agitator, doch vielleicht ist darum die Wirkung um so nachhaltiger. Berges hat in nicht wenigen Bildern Kritik angesetzt an der leeren Form des Daseins, am Schein, der Schönheit vortäuscht und den Sinn von der harten Wirklichkeit verschließt, damit auch an der Gesellschaft, die dergleichen konsumiert trotz aller Übel in ihrem eigenen Gefüge und in der Welt.

Aus tiefstem Herzen Oldenburger

Ein Wort des Gedenkens für Dr. Hermann Averdam

VON HERMANN KLOSTERMANN

„Er ist aus tiefstem Herzen Oldenburger.“ So hieß es, als Dr. Hermann Averdam aus Stukenborg bei Vechta 65 Jahre alt wurde. Das war am 17. Februar 1959. Als der Tag des 70. Geburtstages gekommen war, fügte der Jubilar solchem Charakterbild bei einem Empfang das eigene Bekenntnis hinzu: „Ich bin von Natur aus Landwirt“ und ein weiteres: „Ich liebe keinen Streit“. Damit sind drei Wesenszüge einer Persönlichkeit unserer Oldenburger Heimat angesprochen, deren Wirken weit über Oldenburg hinaus Echo und Anerkennung gefunden hat. Als Dr. Hermann Averdam am 23. August 1969 um 11.15 Uhr im Kreise seiner Familie in Stukenborg starb, löste diese Nachricht in ganz Niedersachsen Trauer und Bekundungen des Beileids aus. Dr. Hermann Averdam gehörte zu jenen oldenburgischen Persönlichkeiten der Nachkriegszeit, bei denen man nicht fragte, wo ihr Zuhause war — ob im Norden oder im Süden, ob in der Stadt oder auf dem Lande. Er gehörte allen, die sich redlich um die Heimat sorgten.

„Wir sollten Gott danken, daß er uns einen solchen Mann geschenkt hat, und ihn bitten, uns immer wieder Männer von solcher Treue und Dienstbereitschaft zu schicken.“ So würdigte beim Seelenamt für Dr. Averdam am 27. August 1968 in der Vechtaer Propsteikirche der Prediger das Leben eines Mannes, den es nie in die Öffentlichkeit gedrängt hatte, dem jeder Ämter-Ehrgeiz fern lag und der dennoch immer wieder an entscheidende Stellen des öffentlichen Lebens geholt wurde. An seinem Grabe standen an diesem Tage Oldenburgs Verwaltungspräsident Eduard Haßkamp, der Oldenburger Landvolkpräsident Oellien, der das Beileid des Bauernpräsidenten Edmund Rehwinkel überbrachte, dazu die Repräsentanten der vielen Verbände im Raum Weser-Ems, in denen Dr. Averdam anregend oder leitend tätig gewesen war, und seine Freunde aus dem Kreise Vechta, dessen Landrat er mehrere Jahre war.

Am 17. Februar 1894 wurde Dr. Hermann Averdam in Rechterfeld (Gemeinde Visbek) geboren. Seine Jugendzeit verbrachte er auf dem elterlichen Hof in Eien bei Goldenstedt. Von 1900 bis 1907 besuchte er die Volksschule in Goldenstedt, dann bis 1913 das Gymnasium Antonianum in Vechta. Nach dem Abitur im Jahre 1913 studierte er Land- und Volkswirtschaft an den Universitäten Freiburg und München. Nach Rückkehr aus dem ersten Weltkrieg bestand er 1920 das Staatsexamen als Diplom-Landwirt in Halle an der Saale. Im Jahre 1921 promovierte er zum Dr. phil. und war dann bis 1929 Lehrer an der Landwirtschaftsschule Vechta. In dieser Zeit lernte er die Höfe und Menschen in seinem Heimatkreis Vechta kennen wie kaum ein anderer. Von 1929 an war er praktischer Landwirt in Stukenborg, nachdem er auf den Hof des Ökonomierates Averdam eingeheiratet hatte.

Dr. Averdams Tätigkeit für die Landwirtschaft des Oldenburger Landes, die später sein Öffentlichkeitsbild bestimmte, begann nicht erst nach dem zweiten Weltkrieg, als integre Persönlichkeiten für den Wiederaufbau gesucht wurden. Bereits im Jahre 1939, als die Landwirtschaft immer stärker staatlicher





Reglementierung unterworfen wurde, machte Dr. Averdam seinen ganzen Einfluß geltend, damit die der Landwirtschaft abgeforderten Umlagen sich in einem tragbaren Rahmen hielten.

Nach dem Zusammenbruch stellte sich Dr. Hermann Averdam, als er gerufen wurde, sofort zur Verfügung. Mit Ruhe und Gleichmut nahm er die Anordnungen der Besatzungsmacht zur Kenntnis. Er führte sie so aus, daß Ungerechtigkeiten möglichst vermieden wurden. Alle Zusammenstöße mit den neuen Herren des Landes überstand er mit einer Beharrlichkeit und einem Gerechtigkeitssinn, der ihm Respekt einbrachte und der ihn auch in seinem späteren Wirken auszeichnete.

Ein erstes Ziel war nach 1945, die Geschlossenheit des landwirtschaftlichen Berufsstandes zu sichern und eine schlagkräftige Organisation aufzubauen. Als 1948 der Kreislandvolkverband Vechta gegründet wurde, wählte man einstimmig Dr. Hermann Averdam zum Kreisvorsitzenden. Das Vertrauen der Kreislandvolkverbände des Oldenburger Landes stellte ihn bald auch an die Spitze des oldenburgischen Landvolks, als dessen Präsident er über die Grenzen der Landwirtschaft hinaus stets auch die Belange des gesamten Landes im Auge hatte. Seit Bestehen des Kuratoriums für Landwirtschaft war er Kreislandwirt für den Kreis Vechta und bald auch Vorsitzender der Grund-

stückerverkehrs-kommission. Lange Jahre war Dr. Averdam Vorstandsmitglied der Landwirtschaftskammer und führend im landwirtschaftlichen Genossenschafts- und Versicherungswesen tätig.

Als Staatssekretär Deetjen im Auftrag der Landesregierung an Präsident Dr. Hermann Averdam am 10. November 1956 das vom Bundespräsidenten verliehene Bundesverdienstkreuz I. Klasse überreichte, faßte er das Verdienst Averdams in folgende Worte zusammen: „Dr. Averdam hat sich stets in uneigennützig-er Weise für die berufsständische Arbeit der Landwirtschaft in vorderster Front zur Verfügung gestellt und darum große persönliche Opfer gebracht. Er hat die schwierigsten Situationen mit kluger und weiser Hand gelöst und mit Zähigkeit das gemeinsame Ziel erstrebt und erreicht. Das Oldenburger Land kann stolz sein, daß es solche Persönlichkeiten in diesen schwierigen Zeiten der Öffentlichkeit schenken kann.“ Im Jahre 1966 folgte als weitere verdiente Auszeichnung das Verdienstkreuz I. Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens.

In seinem Einsatz für die Landwirtschaft war Dr. Averdam — von Natur aus vorsichtig prüfend und von seiner Bildung her für das Neue aufgeschlossen — stets darauf bedacht, seinen Berufsstand und seine Heimat vor Fehlentwicklungen zu bewahren. Auch seine Gegner — wie sollte er in so verantwortungsvoller Position ohne Gegner geblieben sein! — erkannten stets seine uneigennützig-e Sorge für die Allgemeinheit und seinen betonten Gemeinsinn an. Sie respektierten sein Bemühen, einen gesunden Bauernstand zu erhalten und ihn durch Übernahme des technischen Fortschritts krisenfest in eine neue Zeit zu führen, wie sie sich für Südoldenburg in den neuen Formen der landwirtschaftlichen Veredelung abzeichnete. Mit Blick auf die neue Zeit setzte sich Dr. Averdam besonders für die landwirtschaftliche Nachwuchsbildung und das landwirtschaftliche Schulwesen ein.

Bei allen festlichen Anlässen, deren Mittelpunkt der Mensch Dr. Hermann Averdam war (bei Geburtstagen, Jubiläen oder Ordensverleihungen), machte der breite Kreis der Gäste sichtbar, daß Dr. Averdams Wirken weit über die Grenzen des bäuerlichen Berufsstandes hinausreichte. So war es auch beinahe selbstverständlich, daß ihn das Votum der Bevölkerung des Kreises Vechta von 1952 an bei den Kommunalwahlen mit einem sehr hohen Stimmenanteil in den Kreistag berief, dessen Mitglied Dr. Averdam bis 1964 war. Als das Amt des Landrates frei wurde, wählte der Kreistag am 24. März 1960 Dr. Hermann Averdam einstimmig zum Landrat. Bis zum 14. Oktober 1964 nahm er dieses Amt gewissenhaft wahr. Sein Bemühen galt in dieser Zeit der Strukturverbesserung seines Heimatkreises Vechta, dem Ausbau des Schulwesens und der festen Fundierung der Pädagogischen Hochschule Vechta. Als ein Freundeskreis der Hochschule gegründet wurde, übernahm Landrat Dr. Hermann Averdam den Vorsitz. Bei einem Empfang am 17. Februar 1964 im Vechtaer Hotel Ellendorff, der aus Anlaß seines 70. Geburtstages gegeben wurde, faßte Dr. Averdam in Anwesenheit des damals noch lebenden oldenburgischen Verwaltungspräsidenten Robert Dannemann und vielen Gästen aus dem Oldenburger Lande seine Grundhaltung in dem Wunsch zusammen: „Wir alle wollen uns zusammentun, um das Wohl der Bevölkerung zu fördern.“ Im Herbst wurde ihm ein weiteres Wirken in diesem Sinne unmöglich, eine schwere Erkrankung lähmte seine Schaffenskraft. Dr. Averdam verbrachte dann vier Jahre der Stille und Zurückgezogenheit auf seinem Hof in

Stukenborg. Nur beim sonntäglichen Kirchengang sah man ihn noch in der Öffentlichkeit, in der Propsteikirche oder in der Klosterkirche. Am Vormittag des 23. August 1968 endete ein Leben, das dem Oldenburger Münsterland und der gesamten Oldenburger Heimat gegolten hatte.

Das Lebensbild dieses stets über die Grenzen der engeren Heimat, die er so sehr liebte, hinausdenkenden Mannes wäre unvollständig ohne einen Hinweis auf seine besondere Verbundenheit mit dem Verlag der „Oldenburgischen Volkszeitung“. Seit 1922 war er Aufsichtsratsmitglied der Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH und von 1936 bis 1967 — in ungewöhnlich schwierigen Zeiten — Aufsichtsratsvorsitzender der Gesellschaft, darüber hinaus für kurze Zeit umständebedingt auch Verlagsleiter. Gerade auch in dieser Tätigkeit gingen mancherlei Impulse für die Heimatarbeit von Dr. Averdam aus. In seinem Einsatz für die Zeitung zeigte er in den Stürmen des Nationalsozialismus eine Besonnenheit und Grundsatzfestigkeit, die es ermöglichten, die Zeitung über den Zusammenbruch hinwegzureretten. Nie drängte sich Dr. Averdam dabei in den Vordergrund, gewissenhaft hörte er vor allen Entscheidungen die Meinungen und den Rat seiner Mitarbeiter. Es entsprach seinem goldlauteren Charakter, daß er Gerechtigkeit gegenüber jedermann in seinem Verantwortungsbereich bewies. Seine Fürsorge galt dem Zeitungsboten ebenso wie dem leitenden Angestellten. Hatte Dr. Averdam einmal zu einem Mitarbeiter Ja gesagt, dann galt dieses Ja auch in schwierigen Tagen. Dr. Hermann Averdam war ein bis in den Kern hinein treuer Mensch.

Ein zweiter Wesenszug war seine tiefe und unbeirrbar gläubige Gläubigkeit. Bei aller Eigenständigkeit des Urteilens und Entscheidens im eigenen Verantwortungsbereich ließ er sich nie in der Verbundenheit zu seiner Kirche erschüttern. Uneigennützig, gewissenhaft, beharrlich und treu — so bleibt er in der Erinnerung aller lebendig, die mit ihm näher zu tun hatten. Sie alle haben die Gewißheit, daß das Leben Dr. Hermann Averdams ein auf Gott hin erfülltes Leben war. Die Charaktereigenschaften, die ihn auszeichneten, sollten auch in einer gewandelten Zeit und für gewandelte Aufgaben Grundlagen und Wegweiser sein können.

Seine Lebensarbeit gehörte unserer Heimat

**Chefredakteur Hermann Thole zum Gedenken
(3. 10. 1893 — 6. 12. 1968)**

VON ALWIN SCHOMAKER-LANGENTEILEN

Er war seit langem überall im Oldenburger Münsterland wohl bekannt und wohl gelitten. Er war dies als Chefredakteur der „Oldenburgischen Volkszeitung“ in Vechta und zugleich auch als langjähriger Schriftleiter für deren Beilage: die „Heimatblätter“; schließlich noch als Schriftsteller und Dichter von Rang, vorzüglich aber als unermüdlicher Publizist und Verfechter heimatlicher Belange auf allen Gebieten. Ja, er muß hier als spezifischer Vertreter seiner Generation gelten, dessen geistige Ausstrahlung über sein persönliches Leben weiter wirken wird.

Wo immer in unserer Heimat sich während der vergangenen letzten fünf Jahrzehnte — ein halbes Jahrhundert! — sich auf öffentlichem Felde etwas

Entscheidendes anbahnte oder Wesentliches ereignete, war Hermann Thole registrierend und beobachtend dabei, um nachher sorgfältig und treffend darüber zu berichten. Notfalls scheute er korrigierende Worte nicht, wenngleich sein konstruktiver Geist und seine konziliante Natur Kritik um der Kritik willen weder suchten noch liebten. Als im Grunde bescheidener Mensch saß er mit Vorliebe bei den Geschehnissen auf unauffälligem Platz. Dennoch kannten ihn viele, und er selbst kannte viele; denn er war ein kontaktfreudiger und weltaufgeschlossener Mann. Niemals trug er Spuren jener Arroganz zur Schau, die gelegentlich in Gestalt von Ungeduld, Eilfertigkeit und Unrast als branchenüblich wohl mal anzutreffen sein mag. Der Zeitungsmann Hermann Thole erschien zeitlebens trotz seines anspruchsvollen Tagewerkes nie überhastet, blieb stets bedächtig und geduldig, war fröhlicher Geselligkeit ebenso zugetan wie deftigem Humor und ließ sich aufmerksam Zeit für die Menschen, die ihm begegneten.

Begabt mit kritischem Verstand, geschultem Urteilsvermögen und brillantem Gedächtnis, tat er sich verhältnismäßig leicht in seinem Beruf, den er gleichwohl sehr ernst nahm. Gerade darum genoß er weithin Ansehen und Respekt und hatte landauf, landab mehr Freunde, als mancher ahnen konnte, nicht zuletzt weil seine ganze Persönlichkeit wachen Herzens mit der Hand am Puls unserer Heimat lebte und auf alle Pulsschläge mit feinem Gefühl reagierte. Man spürte, wie er dem Oldenburger Münsterland aus tiefster Seele zugetan und für dessen Gegenwart und Zukunft, wie kaum ein anderer seiner Generation, sich mitverantwortlich wußte. Solches war ihm teils angeboren, teils mit der Zeit zugewachsen.

Hermann Thole entstammte einer alteingesessenen Familie und war am 3. Oktober 1893 als Kind des Oldenburger Münsterlandes in Lohne geboren. Von dort zog der junge Mann nach entsprechender Vorbildung aus, sich die Welt zu erobern, gewissermaßen mit dem Federkiel. Und diese „Welt“ wurde für ihn dann der Redaktionssessel der Vechtaer Zeitung, oder besser gesagt: das Oldenburger Münsterland. Diese geliebte Heimat wuchs ihm auf dem Redaktionssessel nämlich ganz besonders ans Herz. Um sie begann sein Fühlen und Denken, sein Schreiben und Handeln zu kreisen. In ihr gewann er seine Maßstäbe für die Dinge und Menschen der übrigen Welt. Dort brachte er die Geisteskraft seiner Begabung endlich zur vollen Entfaltung.

Aus dem Ersten Weltkrieg war Hermann Thole vorzeitig mit einer schweren Kehlkopfverletzung, die ihn fortan beim Sprechen stark behinderte, in die Vechtaer Zeitung heimgekehrt, wo man seine Begabung schon vorher erkannt hatte. Im Jahrzehnt nach dem Krieg lernte er nun auf der Poesetribüne des Landtags aus erster Hand die wirtschaftlichen und kulturpolitischen Probleme unserer Heimat im Verband des Freistaates Oldenburg gründlich kennen. So stieß er wie von selbst zum Heimatbund, gehörte zu dessen Anregern und Gründern und vertrat ihn nachher wirkungsvoll durch eine umfassende Berichterstattung. Wo der Heimatbund auftrat oder sein Vorstand tagte, erschien Hermann Thole. Seine unermüdliche Werbung für den münsterländischen Heimatgedanken verhalf der jungen Bewegung zum Durchbruch und verankerte den Heimatbund rasch im Bewußtsein breiter Bevölkerungskreise. Was Hermann Thole schrieb, das gilt und tat vielfältige Wirkung.

Wie kein anderer erkannte der Zeitungsmann schon damals die Bedeutung der Presse für die Wahrung und Durchsetzung heimatlicher Lebensbelange. Geschickt leistete er nachhaltige Aufklärungs- und Informationsarbeit nach innen und außen, also das, was man heute als „public relation“ oder Öffentlichkeitsarbeit bezeichnet. Das Oldenburger Münsterland wurde im Freistaat Oldenburg und gar im Deutschen Reich ein Begriff. Gleiches gelang übrigens erneut nach dem letzten Krieg seit dem Anschluß an Niedersachsen. Diese gezielte Pressearbeit blieb Tholes Anliegen bis zuletzt. Sie bestimmte ganz wesentlich den Grundcharakter der „Oldenburgischen Volkszeitung“ in Vechta, die zugleich mit den „Heimatblättern“ eine hervorragende Plattform solcher Bemühungen abgab. Den Nährboden dafür bildete ein schier unerschöpfliches Wissen um die Gesamtstruktur der Heimat, um jenes Geflecht von Wechselbeziehungen zwischen historischer Tradition, kultureller Eigenart und politisch-wirtschaftlicher Entwicklung.

Außerdem sammelte er in der Zeitung gleichgesinnte Autoren und förderte ringsum junge Talente, die sich rührten. Er trat kein literarisches Pflänzchen aus, das sich irgendwo im Lande rührte. „Laßt die Schätze nicht vermodern unter staubbedeckten Trümmern. Was nicht an die Sonne kommt, muß verdorren, muß verkümmern!“, schrieb er in Versen. Selbstverständlich wurde er zum Freund der Bestrebungen von Dr. Heinrich Ottenjann in Cloppenburg. Das Wachstum des Museumsdorfes begleitete er von Anfang an mit einer unübersehbaren Zahl von Zeitungsaufsätzen und ganzen Bildberichtseiten. In dem Riesenwerk sah er eine unschätzbare Repräsentation unserer bisher in kultureller Hinsicht verkannten und unterbewerteten Heimat. Darum stellte er es immer wieder als Erbe und Auftrag des Oldenburger Münsterlandes heraus. Unübersehbar ist auch die Fülle seiner Vorschläge, Anregungen und Hilfen im Vorstand des Heimatbundes, dem er als Schriftführer angehörte.

Alles, was Chefredakteur Hermann Thole schrieb und unternahm, geschah aus persönlichem und leidenschaftlichem Engagement für die Heimat. In diesem Feld war er Idealist und Romantiker, was nicht ausschloß, daß er im Alltag nüchtern und besonnen ohne Illusionen reagierte. Kannte er doch zur Genüge die Schwächen unserer heimischen Menschen und Verhältnisse. Gelegentlich hielt er den Finger darauf, was unerwünschte Verwicklungen zeitigen konnte. Die innere Konsequenz seiner lebenslangen Heimatarbeit führte ihn zwangsläufig auch über bittere Stationen des Mißverständnisses und der Verkennung. Später hat Hermann Thole aber doch die gebührende Würdigung und den öffentlichen Dank für seine Verdienste um die Heimat in reichem Maße erleben dürfen. Ja, seine Persönlichkeit genoß unbestrittene Autorität. Zu gern hätte er das Goldene Jubiläum des Heimatbundes im Herbst 1969 miterlebt. An den ersten vorbereitenden Besprechungen nahm er noch mit unvermindertem Interesse teil. Dann ließ der Lenker aller menschlichen Geschicke den irgendwie immer geradlinigen Lebensweg dieses kompromißlos heimatliebenden Mannes einmünden in den Bereich der Ewigen Heimat, und zwar am 6. Dezember 1968. Wenige Tage darauf nahmen zahllose Heimatfreunde tief trauernd an der Beisetzung auf dem Vechtaer Friedhof teil. Solange der Münsterlandgedanke, für den Hermann Thole zeitlebens so intensiv und erfolgreich eingetreten ist, echte Lebendigkeit besitzen wird, wird auch der Verewigte unvergessen bleiben.



Georg Vogelpohl zum Gedächtnis

VON FRANZ KRAMER

Am 2. Juni 1969 starb in Vechta das Ehrenmitglied des Heimatbundes, Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl, im Alter von 87 Jahren. Geboren am 1. Januar 1882 in Hagen bei Vechta, war und blieb Georg Vogelpohl im Münsterland fest verwurzelt, als Erzieher allezeit ein guter, väterlicher Freund der Jugend und seiner Kollegen und Kolleginnen und ein Heger und Pfleger der heimatlichen Natur.

Von 1919 bis 1938 war der Verstorbene Hauptlehrer an der kath. Volksschule in Neuenkirchen. Fast zwei Jahrzehnte hat er hier mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit als Lehrer gewirkt, das Organistenamt versehen und den Kirchenchor geleitet. Wegen seiner Weltanschauung und seines Dienstes in der Kirchengemeinde war er den damaligen Machthabern nicht genehm; einer Versetzung in eine entlegene Landstelle zog er die Pensionierung vor und siedelte in sein Eigenheim nach Vechta über.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges stellte er sich für soziale und karitative Arbeit zur Verfügung als Leiter der überkonfessionellen Hilfsgemeinschaft, Förderer des Overbergvereins, Vorsitzender des Gartenbauvereins und Organist in der Pfarrkirche St. Georg.

Georg Vogelpohl liebte seine Heimat, besonders die heimische Pflanzenwelt. Durch seine Initiative wurde die Anlegung und Markierung zahlreicher Wanderwege in dem waldreichen Berggelände von Neuenkirchen durchgeführt; er setzte sich mit ein für die Errichtung eines Aussichtsturmes auf dem „Lusthusboll“. Durch die stille Arbeitsweise und die gründlichen Kenntnisse der lebenden Natur begeisterte er Schüler und Heimatfreunde für die Wunderwelt der Pflanzen und Tiere. Zahlreiche Artikel hat er in Zeitungen und Heimatschriften veröffentlicht, u. a. im Heimatkalender 1953 „Klocken-Gerd“; im Heimatkalender 1954 „Zuckerei-Sigurgen“; in der Festschrift „800 Jahre Neuenkirchen“ — „Typische Pflanzen der Neuenkirchener Landschaft“ — „Rückblick auf die Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse“ — „Die Schulen der Gemeinde“ — „Sitten und Gebräuche“ — „Das schöne und anmutige Neuenkirchen“.

Georg Vogelpohl war im Heimatbund Mitglied des Ausschusses „Naturkunde und Heimatschutz“, war Beauftragter für Natur- und Landschaftspflege und hat lange Jahre die Heimatbibliothek betreut. Auf dem Delegiertentag in Goldenstedt am 5. November 1962 ernannte ihn der Heimatbund zu seinem Ehrenmitglied.

An seinem Grabe legte der stellv. Vorsitzende, Regierungsdirektor a. D. Franz Kramer, den Kranz des Heimatbundes nieder und sagte u. a.: „Du warst ein Kind unseres Oldenburger Münsterlandes, du liebtest unsere Heimat, ihre Menschen, Brauch und Sitte und vor allem, du liebtest die lebendige Natur, alles das, was blühte, kreuhte und fleuchte. Mit wachen Sinnen gingst du durch das Werden und Wachsen und teiltest anderen in Wort und Schrift mit, was du beobachtet und erfahren hattest. Viele Jahre warst du ein treues Mitglied des Ausschusses ‚Natur und Heimat‘. Du hast nach dem Zusammenbruch mitgearbeitet, unsere Heimatbibliothek neu aufzubauen und zu ordnen und hast sie jahrelang verantwortungsbewußt geleitet. Wir danken dir in dieser Stunde des Abschieds für all deine Mühen, deinen Einsatz, deine Hilfe.“

20 Jahre Ausschuß für Naturkunde und Heimatschutz

VON JOSEF HURKAMP

Auf der Generalversammlung des Heimatbundes am 8. Dezember 1949 in Vechta wurden für die Heimatarbeit fünf Ausschüsse gebildet, darunter auch der Ausschuß für Naturkunde und Heimatschutz. Die Leitung übernahm Konrektor Heinrich Schürmann, Damme. Konrektor Schürmann gelang es durch seine reichen Erfahrungen auf natur- und heimatkundlichem Gebiet, den Ausschuß bald mit Leben und Tatkraft zu erfüllen. Schon bald — zu Beginn des Jahres 1950 — wandte sich der Ausschuß an die Wald- und Grundbesitzer, an die Gemeinden und Schulen und rief alle Freunde der Natur zum Schutz des Wacholders, der Hülse und des Gagelstrauches und zur Schonung des Hühnerhabichts, der Weihe, der Eule und des Schwarzspechts auf.

Die erste naturkundliche Wanderung führte im Frühjahr 1950 von Hopen nach Dinklage. 50 Naturfreunde nahmen teil; die Veranstaltung fand großen Beifall. Seitdem führt der Ausschuß jährlich naturkundliche Exkursionen in die engere Heimat durch.

Die Rückschau auf die naturkundlichen Wanderungen in den vergangenen 20 Jahren weist die stattliche Zahl 84 auf. Setzt man die Durchschnittsbeteiligung mit etwa 40 an, so ergibt das die beachtliche Teilnehmerzahl von 3360.

Neben den Wanderungen im Raume Hopen, des Dinklager Burgwaldes und des Bockhorster Moores erfolgten jährlich eine Dämmerwanderung wegen seiner reichen Vogelwelt und der einmaligen Pflanzengesellschaften in den Verlandungszonen und ein Gang ins Herrenholz mit seinen bizarr geformten Hainbuchen und einem bunten Teppich zahlreicher Pflanzen. Auch die Naturschutzgebiete der Nachbarkreise wurden besucht, die Thülsfelder Talsperre mit dem reizvollen Soestetal zwischen Resthausen und der Talsperre, die Ahlhorner Fischteiche, das Sager Meer, das Hochmoorgebiet der Esterweger Dose mit typischen und äußerst seltenen Pflanzen- und Tierarten und die interessanten Naturgebiete im Urstromtal der Hunte. Weitere Wanderungen führten in den Raum der Neuenkirchener Bergmark mit einer abwechslungsreichen Landschaft im Gebiet von Wahld-Hardinghausen und Wacholdergruppen und seltenen Pflanzen im Gebiet der Wämelbäke, in die Dammer Berge zum Studium des Naturschutzes und der Kiesgrubenlandschaft und der Geologie und Mineralogie der Stauchmoräne. Die Mitglieder wanderten über den Pickerweg, fuhren mit dem „Moorexpreß“ ins Südlohner Moor, waren im Welper-, Oyther- und Dreiecks-Moor, lernten die „Dammer Rabatten“, eine neue forstliche pflanzensoziologische Maßnahme im Raume Brockdorf-Mühlen, kennen und studierten das Problem „Autobahn im Staatsforst“. Andere Ziele waren die Schlatts im Raume Altenoythe, Goldenstedt und Visbek (das Scheuchzeria-Schlatt bei Kokenmühle, die Bruchbachtäler der Gemeinde Visbek, das Auetal, Hubertus-, Bull- und Stüven-Mühle), der Graureiherhorst bei Kirchhatten, das Möwenschlatt bei Brettorf, das Garther Feld, die Stemweder Berge, das Erdölgebiet von Wehdel und die 700 ver-





Der Ausschuß in der Esterweger Dose am 8. Juli 1952 (v. l. n. r.: Kramer, Varnhorn, Schürmann, Vogelpohl, Ahrens, Hürkamp, Hellbernd, Schumacher).

(Foto: W. Deeken)

schiedenen Pflanzen (Bäume, Sträucher und Kräuter) auf gutem Artlandboden in den Anlagen des Hofbesitzes Kahmann in Wehdel.

Nach seiner Pensionierung legte Konrektor Schürmann 1962 den Vorsitz nieder. Mit der Leitung betraut wurde Bernhard Varnhorn, den zwei Jahre später (1964) Studienrat Dr. Joseph Klövekorn ablöste; 1969 übernahm Josef Hürkamp die Leitung.

Ein steter Teilnehmer der Exkursionen, Dr. med. Werling, Vechta, betonte wiederholt, daß die Menschen durch das Beobachten der Natur von ihren Sorgen, Beschwerden und Schmerzen abgelenkt und dadurch viel aufgeschlossener und zugänglicher werden. Auf Grund dieser Tatsache haben zahlreiche Ärzte die Überzeugung gewonnen, daß der neuzeitliche Naturschutz eine ausgezeichnete Unterstützung der therapeutischen Bemühungen des Gesundheitswesens darstellt.

Aus der Arbeit des Ausschusses sind noch zu nennen die Kartierung der Pflanzen im Bereich des Heimatbundes, die Wanderungen der Mitglieder des Ausschusses mit ihren Frauen und anschließender geselliger Zusammenkunft im frühen Herbst, die winterlichen Zusammenkünfte, von Mitglied zu Mitglied wechselnd, zu einer „Bratenvisite“ mit wichtigen Beratungen, die Arbeiten der Mitglieder in den Heimatblättern und im Jahrbuch, die einen großen Leserkreis finden, die Vorträge in verschiedenen Orten des Heimatraumes, die immer gut besucht wurden. Stud.Ass. Hürkamp gründete im Jahre 1964 eine Naturschutz-Jugendgruppe in Dinklage. Die Jungen und Mädchen nehmen regelmäßig an den Wanderungen des Ausschusses teil, oft trifft man sie auch einzeln mit Bestimmungsbuch, Lupe und Pinzette auf einer Wiese an oder mit Fernglas und einem Tagebuch für avifaunistische Aufzeichnungen.

Durch den Tod verlor der Ausschuß Konrektor a. D. Heinrich Schürmann, Damme (1967), und Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl, Vechta (1969).

Die Arbeit des Ausschusses für Naturkunde und Heimatschutz wird von Jahr zu Jahr vielschichtiger; aber die Aufgaben, Natur- und Vogelschutz in unserer engeren Heimat aus Liebe zur Landschaft und ihrer Kreatur zu pflegen, nehmen die Mitglieder des Ausschusses sehr ernst, denn Naturschutz ist eine kulturelle Aufgabe, ist Dienst am Menschen. Wir müssen Naturschutz betreiben und in Biotopen denken, ehe es zu spät ist. Wir brauchen großflächige Naturräume, brauchen Nistgelegenheiten für unsere Brutvögel und Rastplätze für unsere Zugvögel, die im Ablauf des Naturgeschehens auch in unserer Heimat eine wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen haben. Wir müssen die landschaftsbiologischen Gesichtspunkte erkennen und entsprechend handeln.

Probleme der Pferdeleistungsschauen

VON ALOYS MEYER

Das Jahr 1968 sah folgende Veranstaltungen:

1. Am 30./31. März fand das erste Hallenturnier in der neuen Halle in Neuenkirchen statt.
2. Am 27./28. April war das Großturnier und Rennen in Cloppenburg, Eröffnung der „Grünen Saison“.
3. Am 12. Mai Ponyturnier in Großenging bei Lindern.
4. Am 16. Juni Rennen in Engelmansbäke.
5. Am 7. Juli Pony-Großveranstaltung in Varwick bei Bunnen.
6. Am 26./27./28. Juli Oldenburger Landesturnier in Rastede.
7. Am 31. 8./1. 9. Pferdeleistungsschau im Reiterwaldstadion in Vechta.

Allgemein kann man zu den Veranstaltungen sagen, daß es ein Jahr der Bewährung war. Die Veranstaltungen wurden angekündigt als Pferdeleistungsschauen, als Rennen sowie unter der Bezeichnung Turnier. Welche Form dürfte das Richtige treffen? Wird es eine Wandlung der Veranstaltungen durch die Änderung des Zuchtzieles im hiesigen Gebiet geben? Was wird von einer Veranstaltung erwartet? Erstens vom Verein und vom Veranstalter, zweitens von den Teilnehmern, drittens von den Besuchern und Zuschauern?

Das sind Gedanken, die einem unwillkürlich in den Sinn kommen, wenn man nicht nur das letzte Jahr, sondern auch die vergangenen Jahre überdenkt. Wird die bisherige Form der Veranstaltung in unserem Oldenburger Raum noch beibehalten? Ich meine hiermit die besondere Art der Veranstaltungen nach dem Oldenburger Typus, in dem man alle Pferdeleistungsprüfungen unterbringt und durchführt.

Das führt zu einem Programm, das fast nicht mehr in zwei Tagen zu bewältigen ist. Oder kann man die Veranstaltungen aufgliedern, wie vorhin schon erwähnt, in a) Turnier, b) Rennen, c) Schau?

Zu den einzelnen Veranstaltungen möchte ich folgendes sagen:

Der Reiterverein Neuenkirchen führte erstmals seit seinem Bestehen in der neu erbauten Reithalle ein Hallenturnier durch. Über 210 Pferde verzeichnete



Vechta und Alwin Schockemöhle gehören zusammen. Im Vechtaer Reiterstadion feierte der in Mühlen beheimatete Olympia-Sieger so manchen Triumph. So manches Mal überreichte ihm auch der Erbgroßherzog von Oldenburg (unser Bild) die Siegestrophäe im „Großen Preis von Oldenburg“. (Foto: H. Zurborg)

der Katalog, mit einer Abendveranstaltung. Im Programm waren aufgeführt: 2 Dressurprüfungen der Klasse A, 1 Dressurprüfung Klasse L, 2 Springen der Klasse A, 1 Springen der Klasse L in zwei Abteilungen, 1 weiteres Springen der Klasse LM, 2 Materialprüfungen, 1 Paarklasse und für die Jugend 2 Dressuren und eine Springprüfung. Das ganze war eine schön gelungene Veranstaltung, die nur für die Jugend und die ländlichen Reiter bestimmt war. Zur Sache selbst kann ich wenig sagen, da ich nur ganz kurz die Veranstaltung besucht habe.

Der Süddoldenburger Rennverein in Cloppenburg eröffnete im Jahre 1968 die „Grüne Saison“ mit einem Großturnier. Über 400 Pferde waren gemeldet, 17 Prüfungen angesetzt, die aber wegen der großen Nennungsanzahl, besonders in den Springen, geteilt werden mußten. Eine Mannschafts-Dressurprüfung wies 13 Mannschaften auf. Zwei Materialprüfungen, 1 Paarklasse, 2 Trabfahren, 2 Wagenpferde-Prüfungen. Voltigieren und Pony-Rennen ergänzten das Programm. Für die höheren Klassen waren zwei Springen der Klasse M, die jeweils in drei Abteilungen gestartet wurden, und drei Springen der schweren Klasse angesetzt.

Das Defizit an Spitzenreitern war unverschuldet, da die breite Spitze sich auf viele andere Turniere verteilt hatte. Trotzdem hatte der Veranstalter alles getan, um dieses Turnier zum Erfolg werden zu lassen.

Der Reiterverein Lindern führte für die Kinder in Großenging ein schönes Ponyturnier durch. Die 80 angemeldeten Ponys konnten sich in 16 Prüfungen tummeln und ihr Können unter Beweis stellen. Mit einem Kostümreiten wurde das Reiterfest eröffnet. Springen, Trabfahren, Ein- und Zweispänner im Wagen, Flachrennen, Reiterspiele und Einlagen lockerten diese Ponyveranstaltung auf. Der Reiterverein Lindern bemühte sich seit Jahren echt, die Jugend an das Pferd heranzuführen. Die Kinder waren mit Passion bei der Sache, und auch die zahlreich erschienenen Zuschauer dürften auf ihre Kosten gekommen sein.

Der Reiterverein Visbek führt seit einigen Jahren nur noch Pferderennen durch, und zwar mit gutem Erfolg. Auf dem Programm standen 10 Rennen: ein Eröffnungsrennen für Dreijährige, drei Traberrennen, zwei Ponyrennen, drei Flachrennen, ein Jagdrennen. Ein vielseitiges und geschickt aufgelockertes Programm wurde den zahlreichen Zuschauern vorgeführt. Das Wetter meinte es zu gut. Bei weniger brennender Sonne wären sicher noch mehr Zuschauer gekommen. Das Trommler- und Pfeifer-Chor, eine Bläsergruppe des Hegerings Visbek, Pony-Viererzug lockerten das Programm auf bzw. belebten es sehr.

Die Veranstaltung in Engelmansbäke dürfte durch die Art und Durchführung des Programms Zukunft haben. Die Felder in den einzelnen Rennen waren gut besetzt, und statt des angekündigten Fallschirmabsprungs wurden Kunstflugdarbietungen gezeigt.

Die Pony-Großveranstaltung des Südoldenburger Ponyclubs wird von Jahr zu Jahr ein richtiger Leckerbissen für die Jugend. Über 100 Ponys nahmen an diesem Fest teil. 22 Konkurrenzen wurden in einer minutiösen Zeitfolge durchgeführt. Es war eine Freude, dieser Veranstaltung beizuwohnen. Die Vorbereitung war ganz hervorragend. Die Ponys waren im Katalog nach der Größe aufgeführt:

Ponys bis 1 m hatten die Nrn. von 1—100,
Ponys von 1,01—1,10 m die Nrn. 101—200,
Ponys von 1,11—1,20 m die Nrn. 201—300,
Ponys von 1,21—1,30 m die Nrn. 301—400,
Ponys von 1,31—1,40 m die Nrn. ab 401.

Diese Nrn. behielten die Ponys bei allen Prüfungen. So war es bei der Vielfalt der Jugendlichen leicht, sich ein echtes Bild über die Leistungen und Erfolge zu machen.

Am Vormittag fand eine Vorprüfung statt, so daß am Nachmittag nur die besten Ponyteilnehmer in die Hauptprüfung gelangten. Einschließlich der Springprüfungen wurden die 22 Konkurrenzen dazu verschiedene Einlagen und die Verlosung von 4 Ponys in etwa 3 bis 3½ Stunden zügig durchgeführt. Farwick ist ein Musterbeispiel für solche Ponyveranstaltungen. Das Kostümreiten hatte die meisten Teilnehmer angezogen.

Der Verein für Pferdeleistungsprüfungen im Kreise Vechta führte im vergangenen Jahr eine Schau nur auf ländlicher Basis durch. Diese sogenannte „Kleine Schau“ wies im Programm über 1 400 Nennungen auf. Über 540



Wenn in Vechta die großen Reitertage sind, füllen sich im Reiterwaldstadion, das als eine der schönsten Stätten für den Pferdesport in der Bundesrepublik gilt, die Zuschauerreihen. Hier trifft sich Jahr für Jahr die deutsche Reiterelite. Turnier und Landes-Reit- und Fahrschule haben Vechta den Ruf einer Reiterstadt eingetragen. (Foto: H. Zurborg)

Pferde waren angemeldet und 32 Prüfungen ausgeschrieben. Beim Wettkampf um die Doppelkreisstandarte waren 12 Mannschaften beteiligt.

Man mag es mir hier ersparen, die 32 Prüfungen aufzuführen. Dominierend waren die 7 Springprüfungen und die Dressurprüfungen, 5 an der Zahl, und vier Materialprüfungen. Das Turnier fiel am ersten Tag buchstäblich dem schlechten Wetter zum Opfer, am zweiten Tag hatte der Wettergott ein Einsehen, so daß auch die Besucher nicht ausblieben.

Dieses Turnier dürfte auch, was die Anzahl der Teilnehmer betrifft, wohl zu den bisher größten in Vechta gehört haben. Das Reiterwaldstadion in Vechta ist eben ein großer Anziehungspunkt für ländliche Teilnehmer geworden. Doch der große Sport kommt ebenfalls gern.

Das Oldenburger Landesturnier in Rastede wurde am 26., 27. und 28. Juli 1968 im schönen Schloßpark seiner Königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs zum 20. Male ausgetragen. 508 Pferde wies der Katalog in annähernd 1 400

Nennungen auf. Der Veranstalter mußte daher das Turnier auf drei Tage ausdehnen. In 21 Prüfungen, die durch die große Anzahl der Nennungen auf 24 erweitert wurden, gab es hier ein schönes Bild über den Leistungsstand der Oldenburger Reiter.

Elf Mannschaften nahmen am Wettbewerb für die ländlichen Reiter im „Gustav-Hullmann-Erinnerungspreis“ teil. Diese Vielseitigkeitsprüfung wurde nach Art der Stubbendorff-Prüfung ausgetragen. Hier hätten eigentlich noch mehr Vereine an den Start gehen können. Diese Prüfung steht jeweils im Mittelpunkt der Rasteder Wettbewerbe.

Das Landesturnier hat seit Jahren große Bedeutung auch für den Fahrsport, aber Anziehungspunkt sind nicht zuletzt die Prüfungen der höheren Klassen, die in den letzten Jahren viele Besucher angezogen haben. Es ist zudem eine echte Vielseitigkeitsschau, die alle Prüfungen des Pferdesports umfaßt (Oldenburger Typ). Besonders die Parade der Reitervereine, die jeweils vom Reiter-Fanfarenzug Höven und vom Verbandsvorsitzenden angeführt wird, begeistert immer aufs neue. Dazu bietet der Schloßpark eine schöne Kulisse. Es muß versucht werden, in den nächsten Jahren mehr Mannschaften zum Landesturnier zu bringen; eigentlich müßte jeder Oldenburger Verein eine Mannschaft stellen, damit das Landesturnier auch in Zukunft das Aushängeschild und die Orientierung für den hiesigen Pferdesport bleibt.

Das Jahr 1968 hat uns also keine großen Rätsel aufgegeben — was die Veranstaltungen betrifft. Es war — wie gesagt — ein Jahr der Bewährung. Aber eines drängt sich auf: Werden die Veranstaltungen in der bisherigen Form auch in Zukunft durchgeführt werden können? Oder wird sich mit der Einführung des neuen Zuchtzieles auch die Art der Schauen ändern?

Zu Anfang habe ich von einem Turnier gesprochen, einem Rennen und einer Schau. Was kann man unter diesen drei Begriffen unterbringen? Am klarsten dürfte der Begriff Rennen sein. Hierunter fallen die Trabrennen, die Jagd- und Flachrennen. Zum Begriff des Turniers kann man die Mannschaftsprüfungen zählen, die Springprüfungen und das Fahren; aber problematisch wird es schon bei der Dressur, bei der Vielseitigkeitsprüfung. Die Dressur und die Vielseitigkeitsprüfung könnte man auch unter dem Begriff Schau unterbringen. Dazu dürften die Prüfungen zählen: Materialprüfungen, Eignungsprüfungen für Reit- und Jagdpferde. Dann hätte man die Pferdesportprüfungen, die bisher zusammengefaßt waren unter dem Begriff „Schauen des Oldenburger Typs“ aufgliedert.

Auf die Dauer müßte wohl eine Aufteilung für diese Sportarten kommen. Um wieder auf meine Eingangsbemerkungen einzugehen: Veranstalter, Teilnehmer, Besucher —, dürfte es vor allem im Interesse der Besucher liegen, eine klare Scheidung der Pferdesporttage vorzunehmen.

An Teilnehmern hat es uns in den letzten Jahren auf den Schauen nie gefehlt. Jedoch waren die Veranstalter nicht immer mit dem Besuch einverstanden bzw. zufrieden. Experten und speziell Pferdezüchter dürften sich mehr für die Schauen interessieren. Alle anderen Sportbegeisterten sehen lieber Turniere und Rennen. Gerade die letzte Gruppe der Besucher dürfte noch mehr angesprochen werden können, wenn die Veranstaltungen kürzer und sportlicher durchgeführt würden; das heißt, wenn der Sport so zur Durchführung gebracht wird, daß dem Zuschauer die Sportart in der vollen Entscheidung

vorgeführt wird (und nicht, daß auch Vorprüfungenergebnisse mitgeteilt werden, die der Besucher selbst nicht miterleben kann).

Die Begeisterung der Teilnehmer und ihre Leistungen bei allen Veranstaltungen im vergangenen Jahr sind nicht geringer geworden. Auf diesem Sektor dürfte alles in Ordnung sein. Nur der Veranstalter muß versuchen, die Besucher und Zuschauer mehr anzusprechen, um auch hier Erfolg zu haben. Jene Straffung und Konzentrierung, auf die ich in den vergangenen Jahren bereits hingewiesen habe, muß der Veranstalter sich mehr und mehr zu eigen machen.

Schon in Hinsicht auf die Veredlung des Oldenburger Pferdes durch die Einführung neuer Blutlinien, die den Typ und das Modell des Pferdes sehr verändern werden, wird auch auf dem Gebiet der Leistungsprüfungen eine Änderung erfolgen. Diese radikale Änderung des Zuchtzieles, die sich vom schweren Warmblutpferd auf ein modernes Mehrzweckpferd umstellen will, wird die Zukunft der Leistungsprüfung in allen Pferdesportarten beeinflussen. Zum Schluß möchte ich an dieser Stelle noch allen Veranstaltern und Teilnehmern danken für die aufopfernde Tätigkeit, die sie im vergangenen Jahr für die Pferdeleistungsschauen erbracht haben. In diesen Dank schließe ich auch alle Pferdebesitzer mit ein.

Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1968/69

VON FRANZ KRAMER

Die Hauptveranstaltungen des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland gaben der Arbeit in den Vereinen und in den Ausschüssen auch im Berichtsjahr 1968/69 neue Antriebe. Der 9. Delegiertentag fand am 8. 11. 1968 in Scharrel statt, der 9. Münsterlandtag am 8. 12. 1968 in Lohne, die Wanderfahrt am 29. 6. 1969 zum Museumsdorf Cloppenburg und die 5. Studienfahrt am 24. 8. 1969 in den Raum Nordoldenburg und Ostfriesland.

Die Besichtigungsfahrt am *Delegiertentag* am 9. 11. 1968 in *Scharrel* unter Führung des Altbürgermeisters Hermann Tellmann gab allen Teilnehmern einen umfassenden Einblick in die Maßnahme zur Kultivierung und Besiedlung in dem 12 000 ha großen Gebiet im Westermoor und Ostermoor; es ist z. Z. das größte zusammenhängende Umlegungsgebiet der Bundesrepublik, Beginn der Arbeit im Jahre 1956. Drei wichtige Aufgaben sind zu lösen: die Entwässerung des Saterlandes, die Arrondierung der Flächen und die Kultivierung durch die Tiefpflüge. In der Kirche in Scharrel gab Pfarrer Lammerding einen Überblick über die Entwicklung des Ortes und der Pfarre Scharrel. Auf dem Delegiertentag konnte der 1. Vorsitzende, Landtagsvizepräsident Leo Reinke, Vertreter aller Behörden begrüßen. Jahresbericht, Kassenbericht, Bericht über das Jahrbuch und die Berichte der Ausschüsse gaben ein Bild von der vielseitigen Arbeit des Heimatbundes. Zum Thema Verwaltungsreform betonten alle Referenten, daß durch die Reform nicht zerschlagen werden dürfe, was gesund gewachsen sei und sich bewährt habe. Gemeindedirektor Dumstorff gab einen Überblick über die Entwicklung der Gemeinde in jüngster Zeit; Hauptlehrer Deeken zeigte Lichtbilder aus dem

Saterland; zwei Saterländer führten ein lebendiges und interessantes Gespräch in der Seltersprache. Der Delegiertentag wählte Kaufmann Anton Warnken-Friesoythe und Gemeindedirektor Anton Fangmann-Visbek in den erweiterten Vorstand.

Den 8. *Münsterlandtag* am 8. 12. 1968 gestaltete der Heimatverein Lohne abwechslungsreich und wirkungsvoll. Die zahlreichen Heimatfreunde aus allen Teilen des Oldenburger Münsterlandes waren dem Heimatverein und der Stadt Lohne dankbar für diesen Tag. Das Programm umfaßte die Besichtigung der Pfarrkirche St. Gertrud, den Besuch des modernen Schulviertels Achtern Tun, die Industrieausstellung in der Realschule und die Kundgebung, auf der Kustos Hayo Hayen-Oldenburg den Festvortrag hielt über das Thema „Das Moor als geschichtliche Quelle“. In seiner Begrüßung wies der 1. Vorsitzende, Landtagsvizepräsident Reinke, darauf hin, daß der Münsterlandtag in Lohne zeige, daß unsere Heimatarbeit den Blick in die Zukunft richte. Stadtdirektor Becker gab einen interessanten Überblick über Lohne in heimatkundlicher Sicht. Männergesangverein und Jugendmusikschule umrahmten die Festkundgebung mit ihren Vorträgen. Der stellv. Vorsitzende, Reg. Dir. a. D. Franz Kramer, faßte das Ergebnis des Münsterlandtages mit den Worten zusammen, daß Heimatarbeit kein romantisches-unwirtschaftliches Tun sei, auch nicht das Festklammern an alten Traditionen, sondern daß der Gedanke an die Tradition die Weitergabe unseres Erbes an die Zukunft bedeute. Heimatbewegung habe die Pflicht, den Gedanken der Tradition, die Weitergabe unseres Erbes an die Zukunft so zu formen und zu wandeln, daß daraus neue Kräfte für unseren Alltag, für das Leben der Kommenden erwachsen.

Am 29. 6. 1969 (Peter und Paul) fand als *Wanderfahrt* eine Sternfahrt aller Heimatvereine zum Museumsdorf nach Cloppenburg statt. Im Flett des Quatmannshofes begrüßte der erste Vorsitzende die zahlreichen Teilnehmer. Museumsdirektor Dr. Ottenjann gab einen Überblick über die Entstehung des Museums und über die Anlage des Dorfes; er wies auf die zahlreichen Neuerwerbungen hin. Die Teilnehmer nahmen mit Interesse an dem Gang durch das Museumsdorf teil; besondere Aufmerksamkeit fand die Sonderausstellung der Trachten in der Burg Arkenstede. Bei der Kaffeetafel spielte die Kapelle des Musikvereins Cappeln, unsere Heimatdichter trugen aus ihren plattdeutschen Werken vor.

An der 6. *Studienfahrt* des Heimatbundes am 24. 8. 1969, vorbereitet und geleitet von Museumsdirektor Dr. Ottenjann, beteiligten sich mehr als 140 Heimatfreunde. Besichtigt wurden das Schloß in Oldenburg, das Schloß in Rastede, Jever mit der Stadtkirche, dem Edo-Wiemeken-Denkmal, dem Püttbrunnen und vor allem dem Schloß, Neuharlingersiel, Norddeich, die Ludgeri-Kirche in Norden, der „Dom“ in Marienhafte im Brokmerland und die Hafenstadt Emden mit ihrem Heimat- und Schiffahrtsmuseum. Die Fahrt durch die Weite der Landschaft, durch die Marsch mit den vereinzelt liegenden friesischen Bauernhöfen, das Meer und die wuchtigen ostfriesischen Kirchen haben auf alle Teilnehmer einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Der *Vorstand des Heimatbundes* stellte sich im Berichtsjahre als besondere Aufgaben, für die Heimatbibliothek eine geeignete Unterkunft in Vechta zu schaffen, das Jahrbuch auszubauen und die Feier zum 50jährigen Bestehen des Heimatbundes vorzubereiten. Er hat folgende *Arbeitstagungen* abgehal-

ten: 3. 10. 1968 in Vechta (Jahrbuch, Hermann Thole 75 Jahre), 10. 10. 68 in Vechta (Heimatbibliothek, Termine für Delegiertentag und Münsterlandtag), 22. 10. 68 in Vechta (Neubau der Heimatbibliothek in Verbindung mit einer anderen Bibliothek), 25. 10. 68 in Haselünne (Tagung mit Vertretern der Stadt und des Heimatvereins Haselünne, gemeinsame Ziele der Heimatarbeit), 28. 10. 68 in Scharrel (Programm des Delegiertentages), 5. 11. 68 in Vechta (Neubau der Heimatbibliothek), 14. 11. 68 in Lohne (Programm für den Münsterlandtag), 12. 2. 1969 in Cloppenburg (Plan für die Jubelfeier), 11. 3. 69 in Cappeln (Leo Reinke 60 Jahre), 20. 3. 69 in Vechta (Heimatbibliothek), 28. 3. 69 in Vechta (Anträge wegen Neubau der Heimatbibliothek), 21. 4. 69 in Cloppenburg (Vorbereitung der erweiterten Vorstandssitzung), 25. 4. 69 in Schneiderkrug, Tagung des erweiterten Vorstandes (Termin für die Jubelfeier, Ziele der Wanderfahrt und Studienfahrt, Prospekte für das Münsterland), 19. 6. 69 in Vechta, 11. 6. 69 in Cloppenburg (Vorbereitung der Wanderfahrt am 29. 6.), 22. 8. 69 in Cloppenburg (Besprechung wichtiger Fragen).

Das *Museumsdorf* in Cloppenburg hat auch in diesem Jahre die Reihe der Sonderausstellungen fortgeführt. Vom 10. 11. bis 10. 12. 68 wurde die geschichtliche Ausstellung „Deutsches dokumentarisches Material der Jahre 1914—1918“ gezeigt, eine Ausstellung, in der sich die schicksalsschwere Zeit vor nunmehr 50 Jahren widerspiegelt. — Am 23. 12. 68 konnte die Ausstellung „Alte Trachten aus Niedersachsen und Westfalen“ eröffnet werden; sie enthält in erster Linie die Sammlung alter Trachten, die der Mindener Textilkaufmann Jennebach in rund 20 Jahren zusammengetragen hat; sie bleibt bis zum 23. 12. 69 geöffnet. — Im Frühjahr 1969 erwarb das Museumsdorf die Vorwerksscheune (Zehntscheune) aus Aerzen vom Gut Münchhausen aus dem Jahre 1561, ein repräsentativer Typ des Dachbalkenhauses im Oberwesergebiet; der Wiederaufbau im Museumsdorf ist für die kommenden Jahre vorgesehen. — Am 19. 2. 1969 wurden die Töpferei Ahaus von Hellern bei Osnabrück und am 9. 6. 1969 die Blaufärberei Foeth in Menslage im Museumsdorf neu errichtet und in Betrieb genommen.

Aus der Heimatbewegung. An dem dritten Wettbewerb im Lesen plattdeutscher Werke in den Schulen, veranstaltet von der Oldenburg-Stiftung, nahmen rund 500 Jungen und Mädchen teil. Von den 75 Teilnehmern am Endwettbewerb am 17. 1. 1969 in Oldenburg waren 19 aus dem Oldenburger Münsterland, davon 2 aus dem Saterland. — Vom 19.—21. 10. 1968 nahm der Vorstand am 49. Niedersachsensentag in Ostfriesland teil. — Auf der Hauptversammlung der Oldenburg-Stiftung am 22. 3. 1969 in Wilhelmshaven erhielt der Maler und Graphiker Werner Berges aus Cloppenburg (Wohnsitz Berlin) den Förderpreis der Stiftung. — Am 27. 10. 1969 fand in Vechta eine Gedenkfeier „300 Jahre beim Bistum Münster“ statt mit einem Pontifikalamt des Bischofs Höffner, einem Festvortrag von Herrn Hans Schlömer und einer Ausstellung von Dokumenten. — Die Gemeinde Essen feierte vom 13.—15. 9. 1968 ihr tausendjähriges Bestehen. — Die Festwoche zur Jubiläumsfeier „1150 cellula fischbeki, 819“ in Visbek war in der Zeit vom 23. 8.—1. 9. 1969. — Die Freilichtbühne Lohne führte in diesem Sommer das Volksschauspiel von Paul Wanner „Die Weiber von Schorndorf“ auf. — Am 9. und 10. 11. 1968 hielt der Schriewerkring in Dinklage seinen 30. Warkeldag ab, vorbereitet vom Heimatverein Herrlichkeit. — Der Heimatverein Visbek gedachte



am 15. 12. 1968 in einer Gedenkstunde des vor 100 Jahren in Visbek geborenen Porträtmalers Heinrich Klingenberg. — „Der Tag des Baumes“ war am 31. 5. 1969 in Visbek. — Am 22. 6. 1969 tagte in Visbek der Wiehengebirgsverband. — Am 4. 1. 1969 wurde der Heimatverein Lutten gegründet. — Mehrere Heimatvereine haben die Bevölkerung zu Wanderungen (Fußwanderungen) in unsere enge und weite Heimat aufgerufen, Wanderwege ausgebaut und beschildert. Mit Unterstützung des Wiehengebirgsverbandes ist der alte Pickerweg durch die Dammer Bergmark über das Gebiet der Visbeker Mühlen bis nach Wildeshausen gekennzeichnet.

Auszeichnungen. Unser Ehrenmitglied Oberstudiendirektor a. D. Hermann Bitter, Cloppenburg wurde am 29. 5. 1969 mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Wir verloren durch den Tod am 6. 12. 1968 unser Ehrenmitglied und Schriftführer des Heimatbundes, Chefredakteur Hermann Thole, Vechta; am 2. 6. 1969 unser Ehrenmitglied Hauptlehrer a. D. Georg Vogelpohl, Vechta und am 2. 4. 1969 den Vorsitzenden des uns benachbarten Kreisheimatbundes Bersenbrück, Kapitän a. D. Arnold Bentlage, Menslage. Sie mögen in Gottes Frieden ruhen!

Auswahl neueren einführenden geographischen Schrifttums zum Raum Weser-Ems

VON HORST ALFONS MEISSNER

Landeskundlich Interessierte aus dem Weser-Ems-Raum suchen immer wieder Material, das über dieses Gebiet aus geographischer Sicht heraus einführend informiert. Es gibt jedoch keine Landeskunde, die sich speziell mit Nordwestdeutschland oder dem Weser-Ems-Raum befaßt. Das Gebiet wird lediglich im Zusammenhang mit anderen Räumen — meist am Rande — behandelt.

Eine gute, allerdings nicht zusammenhängende Einführung bietet E. Schrader: Die Landschaften Niedersachsens. Topographischer Atlas. Bau, Bild und Deutung der Landschaft, Niedersächsisches Landesvermessungsamt Hannover. Anhand ausgewählter und auf einer Seite erläuterten Kartenausschnitte vermittelt Schrader einen vielseitigen Einblick in die Landschaften zwischen Weser und Ems. Ein gewisser Zusammenhang wird durch einführende Texte, die jeweils einer Großlandschaft vorangestellt sind, dennoch gegeben.

Eine Ergänzung zu Schraders Werk stellt W. Grotelüschen/U. Muuss: Luftbildatlas Niedersachsen. Eine Landeskunde in 86 farbigen Luftaufnahmen, Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1967, dar, der eine konkrete Vorstellung von unterschiedlichen Landschaften durch ausgezeichnete Luftbilder und Luftbildinterpretationen vermittelt. Während der Luftbildatlas noch greifbar ist, ist Schraders Topographischer Atlas leider vergriffen.

Lückenlos für ganz Nordwestdeutschland und darüber hinaus für den größten Teil der Bundesrepublik liegt ein Kartenwerk im Maßstab 1 : 200 000

vor, das Deutschland in naturräumliche Einheiten gliedert: Geographische Landesaufnahme 1:200 000 — Naturräumliche Gliederung Deutschlands, herausgegeben von der Bundesanstalt für Landeskunde, Bad Godesberg. Für Nordwestdeutschland kommen folgende von Sofie Meisel bearbeitete Blätter in Frage: Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 37/38 Wilhelmshaven/Norden, 39 Bremerhaven, 54/55 Oldenburg/Emden, 56 Bremen, 70/71 Cloppenburg/Lingen, 72 Nienburg-Weser, 83/84 Osnabrück/Bentheim, 85 Minden. Preis pro Doppelblatt: 8,75 DM, pro Einzelblatt: 6,— DM. Naturräumliche Einheiten sind Teile der Erdoberfläche mit einheitlichem Gefüge, das sich aus den natürlichen Gegebenheiten wie Gestein, Oberflächenform, Regionalklima, Wasserhaushalt, Böden sowie Pflanzen- und Tierwelt ergibt (vgl. S. Meisel a.a. O.).

Auf den Kartenblättern, die sich lückenlos aneinanderreihen lassen, sind die einzelnen naturräumlichen Einheiten durch Grenzen 1. bis 7. Ordnung markiert. Dadurch werden einerseits kleinste Einheiten erfaßt, andererseits aber wird der Weser-Ems-Raum durch Grenzen 1. und 2. Ordnung auch in einen größeren Zusammenhang gestellt. Jede naturräumliche Einheit, durch Ziffern auf dem jeweiligen Kartenblatt gekennzeichnet, wird in einem Beiheft kurz, aber sehr informativ, in Bezug auf die natürlichen Faktoren erläutert.

Das Gesamtwerk bietet eine ausgezeichnete Grundlage für die geographische (und historische) landeskundliche Forschung und die Praxis der Landesplanung. Besonders denjenigen, die ihren Heimatraum näher kennenlernen wollen, bieten die entsprechenden Karten eine ausgezeichnete Übersicht und, da auch kleinste Einheiten erfaßt sind, eine präzise Information über den heimatlichen Raum. Besonders in Schulen sollten die oben genannten Blätter des Kartenwerks nicht fehlen.

Nach dem Krieg wurde ein mehrfarbiges Kartenwerk, die Topographische Karte 1:50 000 herausgegeben, die für ganz Westdeutschland vorliegt und auf vielen Gebieten die topographischen Karten 1:100 000 und 1:25 000 ablöst.

Ähnlich wie Behrmann für die Karte 1:100 000 Erläuterungen zu ausgewählten Blättern herausgab, die Schülern und Studenten lange Zeit gute Hilfen zum Verständnis deutscher Landschaften waren, sind auch aus dem neuen Kartenwerk 40 Blätter, die Ausschnitte charakteristischer deutscher Landschaften zeigen, ausgewählt und interpretiert worden. Die 40 Blätter erscheinen in 4 Lieferungen zu je 10 Blättern, verbunden mit einem Erläuterungsband, von denen 3 Lieferungen inzwischen vorliegen. (3. Lieferung bereits vergriffen). Jedem Erläuterungsband sind Gefügeprofile zu den meisten der interpretierten Blätter beigegeben, die den Einblick in die Landschaft vertiefen. Das Werk führt den Titel: Deutsche Landschaften. Geographisch/landeskundliche Erläuterungen zur Topographischen Karte 1:50 000. Eine Beispielsammlung für Unterrichtszwecke landeskundlich und didaktisch erläutert, herausgegeben vom Institut für Landeskunde. Preis je Lieferung (10 Karten in Sondermappe und Erläuterungsband): 16,— DM. (Allein die 10 Kartenblätter würden rund 30 DM kosten.)

Die erste Lieferung, deren Blätter allein von H. Müller/Miny bearbeitet wurden, enthält kein Blatt aus dem Weser-Ems-Raum, dafür aber kommt das deutsche Mittelgebirge hier mehr zur Geltung.

Die zweite Lieferung — von verschiedenen Autoren erläutert — dagegen bringt u. a. in Blatt Itzehoe, Blatt Munster und Blatt Vechta Ausschnitte aus den Landschaften Nordwestdeutschlands.

Besonders Blatt Vechta, das einen Teil des Oldenburger Landes zeigt, enthält beispielhaft die Formen, aus denen sich der altpleistozäne Weser-Ems-Raum zusammensetzt. (Grundmoräne, Endmoräne, Urstromtal/Talsandgebiet). Neben der Naturlandschaft zeigt das Blatt eine darum gebundene typische kulturlandschaftliche Ausstattung, so daß es in jeder Hinsicht als exemplarisch für große Teile des Weser-Ems-Raumes gelten kann.

Blatt Vechta wurde von A. Sievers erläutert, die aufgrund ihrer jahrzehntelangen Tätigkeit an der Pädagogischen Hochschule Vechta eine hervorragende Kennerin dieses Raumes ist.

Alle Erläuterungen der einzelnen Lieferungen sind nach einem Schema gegliedert, das die Landesnatur, die kulturlandschaftliche Ausstattung sowie die kulturgeschichtliche Seite berücksichtigt. (Je nach Bearbeiter handelt es sich um strenge Karteninterpretation oder um Erläuterungen, in denen weitreichende landeskundliche Kenntnisse ihren Niederschlag finden.)

Die Erläuterungen zu Blatt Vechta geben an einem charakteristischen Beispiel eine gründliche Einführung in typische Landschaften Nordwestdeutschlands und darüberhinaus — wie alle anderen Beiträge — eine gute Anleitung zur Interpretation anderer Kartenblätter aus diesem Raum. Besonders dadurch wird eine Hilfe zum Selbststudium gegeben, und deshalb sollte die zweite Lieferung nicht in den Lehrerbüchereien der Schulen fehlen.

Zur Klärung grundsätzlicher Fragen sei auf einen Aufsatz von W. Müller-Wille: Langstreifenflur und Drubbel. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Westgermaniens, Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, 1944, S. 9 — 44 und auf eine Untersuchung von P. Clemens: Lastrup und seine Bauerschaften, die sich auch beispielhaft mit einer Siedlung Südoldenburgs auseinandersetzt, hingewiesen.

Abschließend seien zwei Fachzeitschriften genannt, in denen Beiträge über den Weser-Ems-Raum zu finden oder in Zukunft vielleicht zu erwarten sind.

Die „Berichte zur Deutschen Landeskunde“, herausgegeben vom Institut für Landeskunde, Bad Godesberg, befassen sich mit Land und Leuten in Deutschland. Sie bieten Aufsätze über Landschaften und Städte Deutschlands, die eine umfassende Einsicht in die behandelten Räume vermitteln. Darüber hinaus unterrichtet die Zeitschrift über besondere Probleme zur deutschen Landeskunde sowie über methodische Fragen und ermöglicht dadurch dem geographisch Interessierten eine zuverlässige Information über Teilgebiete Deutschlands und Einblicke in den neuesten Stand der Forschung.

Während die Berichte zur Deutschen Landeskunde bisher wenig über den engeren Weser-Ems-Raum gebracht haben, enthalten die Bände der Zeitschrift „Neues Archiv für Niedersachsen“, Hildesheim, eine ganze Reihe von Aufsätzen über Westniedersachsen und damit auch über den engeren Weser-Ems-Raum.

Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes und benachbarter Landschaften

Aus dem Geographischen Seminar der Pädagogischen Hochschule
Niedersachsen Abteilung Vechta

VON ANGELIKA SIEVERS

A. Voraussetzungen: Heimat und landeskundliche Arbeit an der PHN,
Abteilung Vechta (bis 15. 4. 1969: Pädagogische Hochschule Vechta)

Der Anteil heimatgeographisch-landeskundlicher Themen unter den Prüfungsarbeiten im Fachgebiet Geographie und Heimatkunde ist zwar von Jahr zu Jahr schwankend, aber mit durchschnittlich 50 % hoch. Er ist im Interesse am Heimatraum begründet, das manche Studierenden der Hochschule veranlaßt, sich für Geographie als Wahlfach (Hauptfach) zu entscheiden, und in den Impulsen, die entsprechende Lehrveranstaltungen vermitteln. Beides ist schwer voneinander zu trennen, wenn auch das stärkere Gewicht natürlich den Lehrveranstaltungen beizumessen ist, die bei manchen Studierenden erst das heimatgeographische Interesse zu wecken vermögen und überdies das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug bereitstellen. An der Abteilung Vechta entscheiden sich durchschnittlich 10 % aller Studierenden für Geographie unter 13 Wahlfächern. Das Fach zählt also zu den relativ gut frequentierten Fächern.

Der Studienplan in Geographie sieht für das dreijährige Studium an der Pädagogischen Hochschule insgesamt 35 Wochenstunden vor, die alle dem pädagogischen Berufsziel entsprechend praxisbezogene fachwissenschaftliche und fachdidaktische Inhalte haben. Folgende Lehrveranstaltungen sind landeskundlichen Themen über den geographischen Wirkungsbereich der Vechtaer Abteilung innerhalb der PHN gewidmet: ein Seminar über nordwestdeutsche Landschaften — von der Marschenküste bis zum Teutoburger Wald und von der Weser bis zur holländischen Grenze —, das von thematisch darauf abgestimmten geomorphologisch-siedlungsgeographischen Exkursionen begleitet wird, beide mit Referaten und Protokollen; weitere halbtägige Exkursionen im Hochschulraum als freie Angebote: zur Geomorphologie und Siedlungsgeographie, zur Agrargeographie, Museumsbesuche (Museumsdorf Cloppenburg, Überseemuseum Bremen, Museum für Naturkunde Oldenburg, Institut für Marschen- und Wurtenforschung Wilhelmshaven u. a.);

ein Proseminar im ersten Studienjahr, das in die Methodik der Karteninterpretation einführt. Sie wird mit dem in der Sammlung „Deutsche Landschaften“, Lieferung II, interpretierten Blatt VECHTA der Topographischen Karte 1 : 50 000 eingeleitet¹⁾ und mit der Aufgabe an jeden Teilnehmer abgeschlossen, eine textliche und zeichnerische Interpretation seines Heimatblattes vorzulegen. Das ist gewöhnlich die erste fachwissenschaftliche Beschäftigung des Geographiestudenten mit seinem Heimatraum.

Und schließlich gehört zum „Kanon“ der sogen. großen Ferien-Exkursionen eine Exkursion, die die jüngsten Wandlungen unserer nordwestdeutschen

bäuerlichen Kulturlandschaft beispielhaft vor Augen führt, und zwar vertieft durch einen Vergleich mit den entsprechenden holländischen Nachbarlandschaften: die Kolonisationsperioden im Bourtanger Moor auf deutscher und holländischer Seite sowie deutsche und holländische Polderlandschaften (Ley-sanderpolder, Leybuchtpolder, Yisselmeerpolder) und die früheren Etappen der Marschenbesiedlung.

B. Größere heimatgeographische Arbeiten

Aus solchen Anregungen sind im Laufe der Jahre zahlreiche Examensarbeiten — auch von Realschulkursteilnehmern — über den eigenen Heimatraum entstanden, seien sie der Stadtgeographie, der bäuerlichen Kulturlandschaft, der Geomorphologie oder der Landeskunde eines kleineren Raumes gewidmet. Abgesehen von der Verarbeitung vorhandenen landeskundlichen und heimatgeschichtlichen Schrifttums, steckt in diesen Arbeiten manche wertvolle eigene Leistung: durch Beobachtung, Kartierung, Befragung, Interviews, lokales Quellen- und Kartenstudium, Zusammentragen und Analyse von Statistiken. Der Umfang beträgt 50 bis 80 Maschinenseiten und Abbildungen (Fotos, Kartenskizzen, Flurkartenausschnitte, topographische Karten). Dabei seien als wichtige Stützen jenseits der regionalen und kommunalen Behörden das Museumsdorf in Cloppenburg und das Archiv des Emsländischen Heimatvereins in Meppen stellvertretend genannt. Die Zielsetzung des neuen Jahrbuches wird es ermöglichen, alljährlich — wie schon im Vorjahr²⁾ — Ausschnitte aus gelungenen und allgemein interessierenden Arbeiten zu publizieren, damit Einblick in die heimatgeographische Arbeit an einer standortorientierten Hochschulabteilung zu geben und der Lehrerschaft Material zur Verfügung zu stellen, das im heimatkundlichen Unterricht und in der Heimatforschung zugleich von Nutzen sein kann.

C. Übersicht über die seit 1960 angefertigten Arbeiten

Die Arbeiten der Kandidaten für das Lehramt an Volksschulen schließen entsprechend dem pädagogischen Berufsziel mehr oder weniger ausführliche fachdidaktische Überlegungen ein³⁾, die in der folgenden Themenzusammenstellung nicht genannt, sondern nur mit „...“ gekennzeichnet werden. Die Prüfungsordnung für das Lehramt an Realschulen nach Weg I sieht rein fachwissenschaftliche Themen zur Examensarbeit vor. Ausgesprochen didaktische Themen zum heimatkundlichen Unterricht bzw. zum Sachunterricht der Unterstufe sind hier nicht berücksichtigt, weil sie im Zusammenhang der Heimatforschung nur sehr indirekt interessieren. Der für diese Übersicht gewählte Zeitraum von 1960 an ist nicht zufällig: im letzten Jahrzehnt ist die Wahlfacharbeit an der Pädagogischen Hochschule in Niedersachsen in zwei Etappen erheblich intensiviert worden.

Übersicht, landschaftlich geordnet:

Weser-Ems-Raum Nordseeküste:

1. Der glaziale Formenschatz im Weser-Ems-Raum . . .
2. Das Thema „Moorlandschaft“ . . .
3. Entstehung und Form der deutschen Nordseeküste . . .
4. Die Entstehung Helgolands und seine erdgeschichtliche Bedeutung . . .
5. Die Entwicklung der Bremer Innenstadt . . .
6. Der Funktionswandel Wilhelmshavens, eine stadtgeographische Studie . . .
7. Zur Stadtgeographie von Delmenhorst, mit besonderer Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Funktionen . . .

Oldenburger Münsterland und benachbarte Landschaften:

8. Die Stadt Cloppenburg, ein Zentrum des Oldenburger Münsterlandes . . .
9. Die wirtschaftsgeographische Bedeutung Cloppenburgs . . .
10. Stadtgeographie von Friesoythe . . .
11. Vechta, eine stadtgeographische Studie . . .
12. Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Cloppenburg im industriellen Zeitalter . . .
13. Die ländlichen Siedlungen des Oldenburger Münsterlandes . . .
14. Die Bakumer Eschlandschaft . . .
15. Kulturlandschaftliche Wandlungen im Dammer Raum
16. Die siedlungsgeographische Entwicklung der Bauerschaft Hagstedt im Kirchspiel Visbek . . .
17. Kulturlandschaftliche Wandlungen im Raum Lanqförden . . .
18. Der Löninger Raum . . .
19. Sitte und Brauchtum in Lusche und Umgebung . . .
20. Die geographische Struktur von Peheim Kr. Cloppenburg i. O. . . .
21. Das Saterland . . . unter Berücksichtigung des Raumes um Scharrel . . .
22. Heimatkunde des Bohmter Raumes . . .
23. Blatt Bersenbrück der Topographischen Karte 1 : 50 000, natur- und kulturräumlich interpretiert . . .

Emsland:

24. Die geographische Bedeutung von Bentheim früher und heute . . .
25. Die Bedeutung der Lagebeziehungen für die Stadt Rheine . . .
26. Ein Vergleich der älteren und jüngeren Kulturlandschaft des Bourtanger Moores . . .
27. Ein Landschaftsprofil durch das deutsch-holländische Bourtanger Moor . . .
28. Haus und Flur im Emslandmoor . . .
29. Das Kirchspiel Emsbüren . . .
30. Haren a. d. Ems als Tor zur Welt . . .
31. Die Siedlungsformen des Hümmlings . . .
32. Die Raddenlandschaft im Hummling, dargestellt am Beispiel von Holte-Lastrup . . .
33. Der Hummling und seine Hunengraber, eine heimatliche Studie . . .
34. Der Hümmling im Wandel der Zeit . . .
35. Mein Heimatdorf Kl. Berßen Kr. Meppen und die Bedeutung der Dorfarbeit für die Heimatkunden . . .
36. Kulturgeographische Wandlungen im Raum Langen Kr. Lingen . . .
37. Neu-Gnadenfeld, kulturgeographische Wandlungen im Heimatraum . . .
38. Blatt Nordhorn der Topographischen Karte 1 : 50 000, natur- und kulturgeographisch interpretiert . . .
39. Salzbergen im Emsland, eine heimatkundliche Studie . . .

Westliches Weserbergland:

40. Die wirtschaftsgeographische Struktur von Osnabrück . . .
41. Erdgeschichtliche Voraussetzungen der Wirtschaft des Osnabrücker Landes . . .
42. Heimatliche Erdgeschichte . . ., dargestellt am Beispiel des westlichen Wiehengebirges . . .
43. Ein Landschaftsprofil durch den Teutoburger Wald im Raum Iburg . . .

Die Übersicht lehrt, daß entsprechend der regionalen Herkunft der Studierenden der Anteil von Themen über das Oldenburger Münsterland und über das Emsland gleich groß ist. Das Interesse an der Darstellung von kulturgeographischen Wandlungen des Heimatraumes fällt in der Themenformulierung auf (Nr. 15, 17, 24, 26, 34, 36, 37), verbirgt sich aber auch hinter manchen neutralen Formulierungen. Im großen und ganzen folgt bei solchen Arbeiten auf die naturräumlichen Grundlagen (Einordnung in den Großraum bzw. landschaftliche Einordnung, Geologie und Morphologie, Klima, Gewässernetz, Böden und natürliche Vegetation) eine Darstellung der Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung von der Vorgeschichte bzw. von der sächsischen Zeit bis in die heutige Zeit: Verkoppelung, Flurbereinigung, Industrialisierung und Zersiedelung des ländlichen Raumes anhand kartographischer und statistischer Unterlagen.

Erst diese intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Heimatraum und das Erlernen und Praktizieren des fachmethodischen Handwerkszeuges schaffen das Fundament, auf dem unsere jungen angehenden Lehrer eigene Initiative auf dem Gebiet der Heimatforschung entfalten können. Die große Zahl oben aufgeführter Arbeiten, ihre wachsende Qualität und die thematische Vielfalt lassen zuversichtlich stimmen.

- 1) Durch A. Sievers; vgl. H. A. Meißners Beitrag in diesem Jahrbuch, Seite 205.
- 2) F. Ameskamp, Zur kulturellen Entwicklung des Dammer Raumes, Jahrbuch des Oldenburger Münsterlandes 1969, Seite 148.
- 3) „... eine schriftliche Hausarbeit über ein Thema im Hinblick auf seine künftigen pädagogischen Aufgaben...“ (Prüfungsordnung f. d. Lehramt an Volksschulen im Lande Niedersachsen, Erl. d. Nds. KultM v. 26. 7. 1968, § 8 (1)).

Anmerkungen zu einer unlängst erschienenen Sagensammlung

VON ERNST HELMUT SEGSCHNEIDER

Seit einigen Monaten liegt eine neue Sagensammlung von Hermann Lüb-
bing vor: Oldenburgische Sagen. Ausgewählt und neu erzählt. Oldenburg:
Holzberg o. J. (1969), 320 S., Abb. Der Verfasser geht im wesentlichen
geographisch vor und gliedert sein Material in die vier Abschnitte: Aus
der oldenburgischen Geschichte — Aus dem Land an Jade und Weser —
Aus der alten Grafschaft Oldenburg — Aus dem Oldenburger Münster-
land. — Anhang (mit Nachwort, Quellennachweis und Anmerkungen,
„Wortverklärung“, Personen- und Ortsnamenregister, Verzeichnis der
Sagen).

Wie schon der Titel verrät, sind diese oldenburgischen Sagen „ausgewählt
und neu erzählt“. L. entnimmt sein Material u. a. der von Karl Willoh be-
sorgten 2. Auflage (1909) von Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen
aus dem Herzogthum Oldenburg, 2 Bde., Oldenburg 1867, sowie weiteren
älteren und teilweise mehrmals aufgelegten Sagensammlungen; den klei-
neren Teil des Materials lieferten Beiträge aus Zeitschriften und Kalendern,
Chronikausgaben sehr unterschiedlichen Alters und gelegentlich auch Ge-
währsleute des Verfassers.

„In diesem Buch“ hat sich L. „nicht allzu eng an Strackerjans Text gehalten,
sondern jede Sage . . . in das ihr gemäße sprachliche Gewand gekleidet,
wobei die z. T. unerträglichen novellistischen Ausschmückungen gekürzt
werden mußten“.

Eine Sagensammlung wie die vorliegende ist, 34 Jahre nach dem Erschei-
nen der richtungweisenden Sammlungen von G. Henßen und M. Zender,
erstaunlich. Doch da L. selbst äußert, daß ein „praktisches Bedürfnis der
Gegenwart“ (das er offenbar in einem Gegensatz zu „folkloristischen Stu-
dien“ sieht) der Anlaß zu seiner Veröffentlichung war, ist damit dem
Rezensenten eine Aussage über den wissenschaftlichen Nutzen des Buches
dankenswerterweise erspart geblieben.

Zwei Beispiele: Bei L. erscheint auf S. 7 unter der bezeichnenden Überschrift „Der wilde Jäger war einst Wodan“ eine Aufzählung verschiedener bei Strackerjan — Willoh I, S. 455 ff genannter Motive dieses Sagenkomplexes bzw. Eigenschaften des wilden Jägers. Wichtiges bleibt unerwähnt. Die von Strackerjan vorgenommene gewissenhafte Differenzierung findet sich in L.s Text nicht wieder. So fehlt bei L. die Bemerkung Strackerjans, daß „der wilde Jäger . . . nach der jetzigen Auffassung des Volkes nur ein Wiedergänger . . . ist“. (Dagegen wird Strackerjans Auffassung, hinter dem wilden Jäger verberge sich die Gestalt Wodans, ohne Einschränkung vorgenommen). In seinem Nachwort schreibt L.: „In den ‚Oldenburgischen Sagen‘ habe ich die eigentlichen historischen, sich an einzelne Persönlichkeiten rankenden Erzählungen als Hauptgruppe vorangestellt“. In L.s „Sagen“ über den wilden Jäger fehlt aber nicht nur der Hinweis auf den Wiedergänger, sondern auch die von Strackerjan erwähnte Deutung dieser Gestalt im Saterland, sie sei „der frühere Herr von Esterwege“. — An anderer Stelle heißt es bei L.: „Bisweilen hört man sein Hifthorn tönen, sein Hallorufen und Pfeifen, das Bellen und Blaffen der großen Hunde. Bei ruhigerem Wetter hört man mehr das Klaffen der kleinen Hunde“. Bei Strackerjan folgt auf diesen Passus: „Ungläubige behaupten, dies feinere, hochgestimmte Pläffen stamme von mövenartigen Seevögeln (richtiger wohl von Sumpfvögeln), die in großen Scharen sehr hoch am Himmel von oder nach dem Meere ziehen und sich fortwährend anrufen“. Davon nichts bei L. Erklärungsversuche dieser Art gehören jedoch zu einer gewachsenen Sage und dürfen nicht unterschlagen werden! — Weshalb L. dann im letzten Drittel seiner Ausführungen zum wilden Jäger Bemerkungen über mit Wodan in Zusammenhang gebrachte Bräuche aneinanderreicht, ist vollends unverständlich. Was hat das mit Sagen überhaupt und mit Sagengestalt des wilden Jägers zu schaffen?

Man vergleiche ferner L.s Text unter dem Titel „Die schwarze Kunst“, S. 271 f, und Strackerjan — Willoh I, S. 357 f. Die in Emstek lokalisierte Sage umfaßt bei Strackerjan 105, bei Lübbling 131 Wörter. Wo Strackerjan straffe, treffende Wendungen bringt, bläht L. den Text unnötig auf, bis hin zu überflüssigen Kommentaren und sprachlichen Unebenheiten, z. B. Tautologien („schwarze Krähen“). — Strackerjans Text ist auch heute noch jedem verständlich und braucht nicht „in der lebendigen Umgangssprache der Gegenwart“, wie etwa die Lutherbibel (sic! L., S. 299), neu erzählt zu werden.

Der Vorzug des Buches liegt ohne Zweifel darin, daß z. T. verstreut veröffentlichtes Sagenmaterial, durch mehrere Register sorgfältig aufgeschlüsselt, zusammengefaßt wurde. Der Erzählforschung läge ein brauchbares Buch vor, wenn Hermann Lübbling an den von ihm ausgewählten Texten nichts geändert hätte.

Literatur über das Oldenburger Münsterland

Brandt, Karl-Heinz, Studien über steinerne Äxte und Beile der jüngeren Steinzeit und der Stein-Kupferzeit Nordwestdeutschlands. In der Reihe Münstersche Beiträge zur Vorgeschichtsforschung, Bd. 2, 210 Seiten, 44 Tafeln, 34 Karten. Verlag A. Lax, Hildesheim 1967. In dieser umfangreichen und grundlegenden Publikation werden auch die betreffenden jungsteinzeitlichen Funde der Landkreise Cloppenburg und Vechta berücksichtigt, so daß das in den Museen Cloppenburg und Oldenburg gesammelte Steinmaterial erstmalig fundiert und allseitig orientiert wissenschaftlich untersucht wird. O.

Damme. Die katholische Bevölkerung des Dekanates Damme in ihrer Religiosität, Sozialität und konkreten Situation des sozialen Kontaktes in einzelnen Lebensbereichen. Meinungsbefragung zur Vorbereitung einer Gebietsmission. Herausgeber: Sozialinstitut des Bistums Essen, kirchliche Sozialforschung. 80 Seiten und 87 Tabellen, Selbstverlag, Essen 1969.

Essen-Festschrift. 968—1968. 1000 Jahre Gemeinde Essen (Oldenburg). Hrsg. von der Gemeinde Essen. Cloppenburg, Verlag Ostendorf 1968, 192 S.

Die mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Festschrift schildert in über zwanzig Beiträgen Geschichte und Gegenwart der Gemeinde Essen. Recht beachtenswert auch für den Volkskundler sind die Ausführungen über die „Hörigkeit und Erbesqualität unserer Bauernhöfe in früherer Zeit“, über die „Mühlen im Kirchspiel“, eine „Papierwindmühle der 1830er Jahre bei Essen“ und der mit Quellenangaben versehene Aufsatz Walter Kloppenburgs über die „Kirchenbücher des Kirchspiels Essen i. O. als familiengeschichtliche Quellen“. Auch das unter „Sitte und Brauchtum“ Gesagte nimmt man gern zur Kenntnis, obwohl einige Passagen aus Strackerjan-Willoh (1909), Bd. II, S. 126 f, z. T. mit falschem Zeitbezug des Übernommenen, abgeschrieben sind. S.

Falkenberg-Festschrift, 50 Jahre Falkenberg 1919—1969. Druck F. Ostendorf, Cloppenburg, 63 Seiten und Bilder.

Gilly, Wilhelm, Oldenburger Pferde. Oldenburg: Bremer Landesbank und Staatl. Kreditanstalt Oldenburg-Bremen 1969. 26 S., zahlr. Abb.

In diesem mit Fotos und vortrefflichen Zeichnungen des bekannten Pferdemaalers Fritz Pfuhe ausgestatteten Band wird ein recht eindrucksvolles Bild des „Oldenburger schweren eleganten Kutschpferdes“, später des „Oldenburgers“, entworfen. Auch Südoldenburg war mit der Züchtung eines „mittelschweren Arbeitspferdes“ beteiligt. Mit spürbarer innerer Anteilnahme weiß G. u. a. auch die geradezu schicksalhafte Bedeutung des „Oldenburgers“ für Oldenburg überzeugend darzustellen. In der internationalen Diplomatie spielte das Oldenburger Pferd als Gabe bzw. Gegengabe eine nicht geringe Rolle. Cromwell, Kaiser Leopold I., Königin Christine von Schweden und der „Pferdegraf“ Anton Günther, „Stallmeister des Hl. Römischen Reichs deutscher Nation“, wußten den Wert des „Oldenburgers“ zu schätzen. Selbst das Fernhalten Tillys im 30jährigen Krieg von der Residenzstadt haben die Oldenburger im wesentlichen natürlich ihren Pferden zu verdanken. Die berühmte „Oldenburger Hengstkörung“, in der die besten Hengste einer strengen, sachverständigen Kommission vorgeführt werden, hat sich bis heute erhalten. S.

Hamm, Fr., Um den Moor- oder Haarrauch. In: Emsland-Jahrbuch, Bd. 3/4 (1968, Osnabrück, Verlag Fromm), S. 105—110.

Im Gebiet der großen Emslandmoore war in vergangener Zeit (seit Ende des 12. Jahrhunderts) der Buchweizen ein Hauptnahrungsmittel. Seine Aussaat erforderte mehrere vorbereitende Arbeitsgänge: Im Winter wurde das vorentwässerte Hochmoor mit der „Tinnhacke“ oberflächlich aufgeraut. Ende April zerbröckelte man die leicht angetrockneten „Kluten“ und scharfte sie zu kleinen Haufen zusammen, die bei günstiger Witterung einige Tage später angezündet und mit Feuerkörben und Schaufeln über die Moorflächen gestreut wurden. Der durch Berührung der Glut mit dem feuchten Mooruntergrund entstandene Rauch trieb mit dem Westwind als „Haarrauch“ („Haar“ = Anhöhe; hier wohl Bodenschwellen höher aufgewachsener Moorgebiete) in östliche und südöstliche Richtung, ja sogar bis hinauf nach Osnabrück, wo H. in seiner Kindheit den Moorrauch Ende des 19. Jahrhunderts noch selbst erlebt hatte. Kurz nach 1900 nahm diese Brandkultur durch behördliche Verbote ein Ende; mit Hilfe des Kunstdüngers konnte man die Moorflächen vorteilhafter nutzen. Von vielen Seiten her wird hier in anschaulicher Sprache ein Thema behandelt, über das nur selten (auch in der schöngeistigen Literatur) etwas zu erfahren ist. S.

Heiduczek/Varnhorst, Plattdeutsche Lieder. Texte von Hans Varnhorst, vertont von Alois Heiduczek. Druck und Verlag F. Ostendorf, Cloppenburg 1968.

Diese durch Förderung der Oldenburg-Stiftung gedruckte Schrift enthält elf Lieder für gemischten Chor.

Höne, Otto zu (Hrsg. und Bearb.), Pastor Heinrich zu Höne und seine Familienforschung. Quakenbrück, Verlag Kleinert, 1968. 400 S.

In diesem Buch werden die genealogischen Arbeiten des zuletzt in Vestrup tätigen Pfarrers Heinrich zu Höne († 1943) zusammengefaßt. Das vom Verfasser O. z. H. benutzte Material war teils in den „Heimatblättern“, der Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“ in Vechta (in den Jahren 1925—1941), teils im umfangreichen Nachlaß Heinrich zu Hönes enthalten. Ausgiebige Forschungsergebnisse liegen aus den südoldenburgischen Orten Vestrup, Hausstette, Lüsche, Damme, Dinklage, Carum und Märschendorf vor; einzelne ältere Familien in Tenstedt, Höne-Hastrup, Ihorst und Elsten sind ferner berücksichtigt. Interessant auch ein Register der Emigranten aus diesem engeren Raum. „Am meisten aber werden die Mitglieder der hier behandelten Familien angesprochen und damit ein sehr großer Teil der Bevölkerung des Oldenburger Münsterlandes. Sie werden den Werdegang ihrer eigenen Familien, die Geschichte der Höfe, auf denen sie heranwuchsen, erfahren und Zusammenhänge aufspüren, die ihnen die Liebe zur Heimat, zum Volk und zum Vaterland erneuern und festigen und Vertrauen in die Zukunft zusprechen werden.“ S.

Klostermann, Hermann (Bearb.), Schönes Vechta. Hannover, Verlag Schmidt-Küster, 1967.

Text und besonders Bildteil geben über die 750jährige Geschichte der Stadt, ihr heutiges Erscheinungsbild, ihr kulturelles und wirtschaftliches Leben einen guten Überblick. S.

Klostermann, Hermann (Hrsg.), 75 Jahre „Bank für Jedermann“. 1894—1969. Spar- und Darlehnskasse eGmbH Vechta. Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, 1969. 64 S.

Einen besonderen Hinweis verdient Klostermanns Beitrag „Zwischen Sterling und Mark. Kleiner Streifzug durch die Geschichte Vechtas“. Interessant ist vor allem die Gegenüberstellung verschiedener historischer Stadtansichten anhand alter und neuer fotografischer Aufnahmen. So hat man einen unmittelbaren Einblick in die Entwicklung des äußeren Stadtbildes. S.

Kolping-Festschrift, 64. Oldenburger Kolpingtag, 10. August 1969, in Neuenkirchen. Druck H. J. Rießelmann, Lohne.

Krapp, Joseph, Beiträge zur Geschichte des Hofes und der Sippe Krapp. 2. Aufl. Bramsche: Brauer-Verlag 1968, 257 S.

Diese auf gründlicher Quellenforschung beruhende Arbeit ist nicht nur für die Mitglieder der Familie Krapp interessant. Was etwa über Rechte und Pflichten eines Lehnverhältnisses — hier zwischen dem Bischof von Münster und den Rittern von Schagen, den erstmalig erwähnten Gutsherren des Hofes Krapp — berichtet wird, weist sowohl über das Jahr 1428 (Datum des Lehnbriefes) als auch über den engeren Raum Vechta hinaus. Wertvoll für den Volkskundler sind u. a. genaue Angaben über die „gutherrlichen Gefälle“. So findet man z. B. die Unterscheidung zwischen „kurzer Fuhre“ (Dauer von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang) und „langer Fuhre“ (Fahrten nach weiter entfernt liegenden Städten wie Münster, Osnabrück, Bremen und Oldenburg). Nicht ohne Reiz ist die Sprache solcher an sich trockenen Aufzählungen („Feistschwein“, „Gerichtsroggen“), und alte Maße bringen sich in Erinnerung (Malter, Fuder, Scheffel). Aufschlußreich sind die wenn auch in kurzen Auszügen abgedruckten Steuereintragungen. Von den Wirren in und um Münster („Wiedertäufersteuer“) waren die Vechtaer ebenso betroffen wie von den siegreichen Schlachten Sultan Suleimans im Südosten des Reichs („Türkensteuer“). Aber auch das Menschlich-Familiäre kommt zum Zuge: „1591: Luedeke Karrap hefft Dirich zum Berge mit enen Knueen en holl in den Kopp geschlagen, twe Mark licht facit negen schillinge seuen Penninck.“ Schließlich geben Art und Grad der Besteuerung Aufschluß über Hausbau, Wohnweise und wirtschaftliche Lage. Alles in allem also ein Buch, das (in einzelner vergleichbar mit Gerhard Taporns „Geschichte der Familien Darrelmann und der angeheirateten Familien“, Cloppenburg: Ostendorf 1962) in seinen allgemeiner gehaltenen Abschnitten zu verschiedenen Aspekten des bäuerlichen Lebens in alter Zeit einiges zu bieten hat. S.

Lohne, Die Straßen in Lohne ... ihre Namen und deren Deutung. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte der Stadt Lohne, von Clemens Becker und Josef Schomaker, 24 Seiten, Selbstverlag Heimatverein Lohne, 1967.

Merten, K. (Hrsg.), 1892—1967. 75 Jahre Geflügelzucht Kathmann, Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH 1967, 106 S., Abb.

Der Herausgeber dieser kleinen, gut bebilderten Festschrift hatte den originellen Einfall, die Entwicklung eines bäuerlichen Familienbetriebes zum größten Geflügelzuchtbetrieb der Welt mit chronologisch geordneten Zeitungsberichten zu dokumentieren. So hat man auf eine Selbstdarstellung weitgehend verzichtet und es dem Leser überlassen, sich über dieses imposante Unternehmen selbst ein Urteil zu bilden. S.

Nieberding, C. H., Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster und der angränzenden Grafschaften Diepholz, Wildeshausen etc. Ein Beitrag zur Geschichte und Verfassung Westphalens. 3 Bde. Vechta, Verlag Fauvel 1840. Nachdruck Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, 1967, 607 S.

Dieser Nachdruck ist zweifellos eine sehr verdienstvolle Leistung der Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH; denn dieses für die Erforschung des südoldenburgischen Raumes und seiner Nachbargebiete unentbehrliche Handbuch war seit seiner Erstauflage bzw. der Zweitauflage des ersten Bandes (Vechta: Fauvel 1904) selten geworden. Die in der Erstauflage vom Verfasser im Anhang vermerkten Errata sind jetzt im Text beseitigt. Außerdem wurde der Abdruck einer alten Karte über „Des Hochstifts Münster noerdliche Quartiere“ (leider lose) beigegeben. S.

Niedersachsen-Lexikon — Alles Wissenswerte über das Land Niedersachsen — Herausgeber Rudolf Klein, Umschau-Verlag Frankfurt am Main, 1969.

Dieses neue Lexikon gibt vor, alles Wissenswerte über das Land Niedersachsen zu behandeln, aber der im Vorwort geäußerte „Mut zur Lücke“ wurde weidlich ausgenutzt, z. B. wird die geschichtliche Entwicklung Niedersachsens nur auf zweieinhalb Seiten abgehandelt. Die einzelnen Stichwörter verbleiben ohne Literaturhinweise, die einleitende Literaturübersicht ist mehr als dürftig. Bedauerlich, aber vielleicht kennzeichnend, daß das jüngst herausgegebene Oldenburg-Lexikon nicht einmal zitiert ist. Auch anerkannte Forscher wie Nieberding, Willoh, Bohmann, Schepers, Helmers, Folkers, Eitzen usw., die grundlegende Arbeiten zur Geschichte, Kulturgeschichte oder Volkskunde schrieben, wurden nicht aufgeführt. Der Name Heinrich Ottenjann ist zwar einmal zu finden, aber falsch geschrieben (Ottenjohann), die von ihm verfaßten Standardwerke über alte deutsche Bauernmöbel oder Marienplastiken finden keine Erwähnung. In der aufgeführten Liste der sogenannten Superlative Niedersachsens verschwieg man auch, daß das Museumsdorf Deutschlands größtes Freilichtmuseum ist. Nur zwei kleine Bilder im Tafelteil („Visbeker Braut“ und Oldenburger Schloß) verweisen auf die Baukunstdenkmäler Oldenburgs; dabei hat auch Oldenburg auf diesem Gebiet Wesentliches und Vielfältiges vorzuweisen. Das Bild Nr. 46 zeigt den Meyerhof in Wehdel, und der dort vermerkte Bildhinweis auf Seite 406 gibt nicht wie versprochen weitere Erklärungen zu diesem Gehöft, sondern zur Wehlburg, so daß hier die Bauernhöfe Meyer zu Wehdel und Wehlburg fälschlicherweise gleichgesetzt werden. Die Erläuterungen zum Stichwort „Museumsdorf“ spiegeln den Stand von 1960 wider, die Errichtung der „Stiftung Museumsdorf Cloppenburg“ durch das Land Niedersachsen findet keine Erwähnung. Das Stichwort „Museumsdörfer“ verfügt nur über den Verweis „Freilichtmuseum“, dieser Begriff ist im Lexikon aber nicht wie versprochen auffindbar. Bekannte Namen aus dem Oldenburger Raum wie z. B. Nieberding, Schütte, Winter, Ottenjann, Lübbling usw. sind nicht aufgeführt. Die Erklärungen zu zahlreichen Orten Oldenburgs sind mehr als dürftig: Hinweise auf die bedeutenden mittelalterlichen Schnitzaltäre Molbergens oder Linderns fehlen, auch die spätromanische Oyther Kirche findet keine Erwähnung. Visbeks Bedeutung als Missionszelle wird verschwiegen, wie überhaupt die Stichwörter „Missionierung“ oder „Christianisierung“ nicht zu finden sind. Das neue Niedersachsen-Lexikon vermag einmal mehr zu verdeutlichen, wie wertvoll das Oldenburg-Lexikon ist. Das Niedersachsen-Lexikon hält nicht, was es verspricht. O.

Nutzhorn, Gustav, Zur Geschichte der Familie von Dorgelo. In: Oldenburgische Familienkunde. Hrsg. von dem Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V., Jg. 11, Heft 2 (1969).

Für jeden, der sich mit Geschichte und Genealogie der Adelsgeschlechter im Niederstift Münster befaßt, ist dieser Beitrag, der schon deshalb beachtenswert ist, weil es dem Verfasser nach dessen eigenen Angaben möglich war, Fehler in der älteren Literatur (Nieberding und Nachfolger) auszuräumen, eine wertvolle Hilfe.

Paykowski Erich / Zurborg Heinz, Bummel durch den Landkreis Vechta, Taschenbildbandreihe im Verlag Stern KG, Essen 1968.

Paykowski Erich / Hoffhaus Ruth, Bummel durch Cloppenburg, Taschenbildbandreihe des Junger Verlag, Köln 1969.

In dieser bekannten Taschenbildbandreihe werden der Landkreis Vechta und die Kreisstadt Cloppenburg auf 30/40 Seiten vorgestellt. Zahlreiche und gut geglückte Fotos, modern gestaltete Karten und ein flüssig geschriebener Text geben reichlich Auskunft über den Landkreis Vechta und die aufstrebende „Mittelstadt“ Cloppenburg.

Thonemann, Bernd, St. Josef Cloppenburg. Festschrift zur Konsekration der neuen Pfarrkirche St. Josef in Cloppenburg am Samstag, dem 14. Dezember 1968. Cloppenburg: Ostendorf 1968.

Schon seit Jahren war die „Kleine Kirche“, ein 1891 errichteter neugotischer Bau mit 258 Sitzplätzen, nicht mehr imstande, die Kirchenbesucher der jährlich um ca. 60 Personen wachsenden St.-Josefs-Gemeinde alle in sich aufzunehmen. Seit Dezember 1968 ist ihre moderne Nachfolgerin, ein Werk Martin Klemanns (und eine deutliche Erinnerung an Eiermann), strahlender Mittelpunkt der Gemeinde. Gegenüber dem etwas monoton-grauen Außenraum überrascht der Innenraum: Licht, Farbe, Form und Baumaterial sprechen in schöner Wechselwirkung eine neue Sprache (Ob es richtig war, das kunsthistorisch wertvolle Vesperbild, bisher in der alten Kirche und eine der ältesten als Cloppenburger Arbeit gesicherten Plastiken — Entstehungsjahr 1674 — aus dem neuen Gotteshaus fernzuhalten, soll hier nicht beurteilt werden). — Die vorliegende Festschrift bringt ein genaues Protokoll über die Entwicklungsstadien dieses vorbildlichen Sakralbaues.

Visbek-Festschrift: Missionszelle und Missionsbezirk Visbek, Festschrift zur 1150-Jahr-Feier, herausgegeben vom Heimatverein Visbek, bearbeitet von B. Ruholl, Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, Vechta 1969.

Auf 162 Seiten sind verschiedene Beiträge zur Geschichte der Missionszelle Visbek sowie der Kirchengemeinde Visbek abgehandelt. Die zahlreichen Beiträge, durch Bilder und Karten ergänzt, stammen von verschiedenen Autoren, deren Namen im Inhaltsverzeichnis aber leider nicht aufgeführt wurden, so daß es Mühe bereitet, im laufenden Text den jeweiligen Autor herauszufinden. Auch ältere Aufsätze bereits verstorbener Autoren wurden aufgenommen, und nicht immer ist der neueste Forschungsstand berücksichtigt. In der Festschrift wird der Versuch unternommen, die überregionale Bedeutung des Visbeker Missionsbezirks herauszustreichen.

Walther, Elsa, Die Grabfunde der jüngeren Bronze- und älteren Eisenzeit in Südoldenburg, Dissertation an der Universität Münster, Selbstverlag Münster 1968, 269 Seiten, Tabellen und Karten, kein Tafelteil.

Die im Selbstverlag herausgegebene Dissertation stellt die erste Spezialabhandlung zur Urgeschichte Südoldenburgs dar, die einen größeren Zeitabschnitt eingehend behandelt, so daß dieser wissenschaftlichen Publikation besondere Bedeutung zukommt. Das angegebene Arbeitsgebiet Südoldenburg umfaßt aber nicht nur die Landkreise Cloppenburg und Vechta, also das klassische Südoldenburg, sondern außer der Stadt Oldenburg auch noch das Gebiet der Stadt Delmenhorst. In dieser Arbeit wird der Versuch unternommen, die Bestattungen der jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit Südoldenburgs und das daraus stammende Fundgut möglichst umfänglich zu erfassen und nach Typen geordnet vorzulegen. Erstaunlicherweise gelingt es für Südoldenburg (Landkreis Cloppenburg und Landkreis Vechta), nicht weniger als neun Typen oder Gruppen aufzustellen, die fast ausschließlich in diesem Gebiet als besonders ausgeprägte Formen auftreten. Die Formenmannigfaltigkeit der jungbronzezeitlichen Keramik in Südoldenburg ist nach d. Verf. dadurch bedingt, daß Südoldenburg sowohl von der Lausitzer Kultur als auch von der Urnenfelderkultur über einen längeren Zeitraum hinweg beeinflusst wurde. In der frühen Eisenzeit treten zu den alten Verbindungen noch neue hinzu — vor allem von der süddeutschen Hallstattkultur. E. Walther betrachtet den Formenreichtum dieses Gebietes als Ausdruck eines ausgeprägten Individualismus bei der Bevölkerung. Besonderes Interesse verdient auch die Feststellung, daß man den Süden Oldenburgs während des ganzen behandelten Zeitraumes als ein einheitliches Kulturgebiet bezeichnen kann, für das eine lokale Differenzierung kennzeichnend ist. Keine der vielfältigen Einflüsse anderer Kulturen auf Südoldenburg war derart stark, daß ein Bruch der kulturellen Entwicklung stattgefunden hat. Die Kontinuität der Entwicklung wird durch die Weiterführung jungbronzezeitlicher Formen in der frühen Eisenzeit und durch die sich überschneidende Belegung der Friedhöfe bestätigt. Danach kann man kaum annehmen, daß eine umwälzende Völkerbewegung vor sich gegangen ist. Auch eine großräumige Siedlungsverschiebung ist nach Feststellung d. Verf. anhand der Grabfunde nicht nachweisbar. In der frühen Eisenzeit nimmt in Südoldenburg die Zahl der Friedhöfe und Keramiktypen beträchtlich zu, so daß eine Siedlungserweiterung stattgefunden haben dürfte. Es wäre mehr als wünschenswert, wenn diese Arbeit in einem erweiterten Umfang und mit vollständigem Tafelteil in Buchform erscheinen könnte. O.

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort	Dipl.-Kfm. Werner Logemann, Präsident der Oldenburg-Stiftung, Ostrittrum (Oldb)	5
Naturkunde		
Vom Landschaftswandel im Oldenburger Münsterland und seiner Umgebung	Fritz Hamm, Dr., Museumsdirektor a. D., Hannover, Bandelstraße 17 c IV	7
Landschaft und Erholung	Antonius Bösterling, Dipl.-Gärtner, Cloppenburg, Landwehr	17
Ursache und Wirkung	Pan Harlan, Hauptlehrer, Hunteburg, Welplage	23
Fine flavistische Amsel	Bernhard Varnhorn, Bauer, Rechterfeld	26
Pflanzen die jeder kennt	Franz Ruholl, Hauptlehrer, Visbek	27
Kunstflieger	Pan Harlan, a. a. O.	29
Eine Geißblatt-Sonderform	Josef Hürkamp, Stud.-Ass., Dinklage, Clemens-August-Straße 1	31
Erzählungen und Gedichte		
Droom is'n Drog	Hans Varnhorst, Rektor, Lindern	33
Spääl, Kathrinken!	Heinz von der Wall, Realschullehrer, Ankum, Druchhorner Straße	36
Die Legende vom piffigen Bauern	Constanz Vogel, Realschullehrer, Lönigen, Langenstraßen 66	36
Mein Zeitungsunternehmen	Alwin Reinke †, Vechta	37
Ik lao die in	Hans Varnhorn, a. a. O.	38
Jan Bädemann	Heinz von der Wall, a. a. O.	39
De Bruune Hans	Heinz von der Wall, a. a. O.	40
Ich verehrte einen Dichter	Erika Täuber, Vechta, Hohe Bank	42
Seltene Begegnung	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta, Moorgärten	43
Dat Spauer	Heinz Strickmann, Cloppenburg, Sevelter Straße, Siedlung	44
Ernte	Hans Varnhorst, a. a. O.	45
Napoleon un dei Dirk ut Rechterfeld	Elisabeth Reinke, a. a. O.	46
Een paar Wöör mit up'n Weg to nehmen	Erika Täuber, a. a. O.	48
Kulturgeschichte		
Siedlungsforschung mit archäologischen Methoden	Dieter Zoller, Bad Zwischenahn, Am Hohen Hagen 4, Siedlungsarchäologische Forschungsstelle	49
Spätkaiserzeitliche Funde aus Augustenfeld bei Lönigen	Hermann Bullinger, Dr., Assistent am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Würzburg, Residenzplatz 2	61
Visbek	Wilhelm Hanisch, Vechta, Schubertstraße 18 .	69
Die neuromanische Kirche in Barßel	Walter Kloppenburg, Realschullehrer, Cloppenburg, Hermann-Löns-Straße 2	88
Zur Geschichte des Handwerks im Oldenburger Münsterland	Theodor Kohlmann, Dr., Berlin Finckensteinallee 130	98
Kriegslasten eines Dammer Bauern in der napoleonischen Zeit	Hellmuth Rehme, Bauoberamtmann a. D., Cloppenburg, Steinkamp 26	111
Das alte Bauerschaftsbuch von Osterfeine	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen über Damme	114
Die Gutsarchive des Oldenburger Münsterlandes und ihre Bedeutung für die Heimatforschung	Harald Schieckel, Dr., Archivoberrat, Oldenburg, Nadorster Str. 26, Staatsarchiv Oldenburg	120
Kreis- und Gemeindegewappen des Landkreises Cloppenburg	Franz Hellbernd, Rektor, Vechta, Villkuhlenweg 22	127
Die Wehlburg aus dem Landkreis Bersenbrück	Helmut Otteniann, Dr., Museumsdirektor, Cloppenburg, Museumsdorf	145
300 Jahre Marien-Kapelle in Bethen	Hans Schlömer, Referent am Bischöfl. Offizialat	161
Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres	Franz Kramer, Regierungsdirektor a. D., Oldenburg, Sachsenstraße 51	175
Werner Berges	Jürgen Weichhardt, Ob.-Stud.-Rat, Oldenburg, Gaststraße 24	179
Zum Gedenken		
Aus tiefstem Herzen Oldenburger	Hermann Klostermann, Redakteur, Vechta, Ravensberger Straße	187
Seine Lebensarbeit gehörte unserer Heimat	Alwin Schomaker, Langenteilen, a. a. O. . .	190
Georg Vogelpohl zum Gedächtnis	Franz Kramer, a. a. O.	193
Berichte		
20 Jahre Ausschuß für Naturkunde und Heimat-schutz	Josef Hürkamp, a. a. O.	195
Probleme der Pferdeleistungsschauen	Aloys Meyer, Gemeindedirektor, Dinklage . .	197
Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1968/69	Franz Kramer, a. a. O.	202
Literatur		
Auswahl neueren einführenden geographischen Schrifttums zum Raum Weser-Ems	Horst Alfons Meißner, Osnabrück, Stohlwerksweg 4	205
Arbeiten zur Geographie des Oldenburger Münsterlandes und benachbarten Landschaften	Angelika Sievers, Prof., Dr., Vechta, Dominikanerweg 28, Päd. Hochschule Vechta .	208
Anmerkungen zu einer unlängst erschienenen Sagensammlung	Ernst Segsneider, Dr., (des.), Cloppenburg, wiss. Assistent, Museumsdorf Cloppenburg . .	211
Literatur über das Oldenburger Münsterland	Ottenjann/Segsneider, a. a. O.	213



LUDWIG RAUBER, VECHTA

Am Bremer Tor - Bremer Straße 1



Spezialgeschäft für Bastelartikel

Buchbinderei — Bildereinrahmung

Wichtige Neuerscheinung für die Heimatfreunde

Niedersachsenlexikon

654 Seiten mit 7000 Stichwörtern, 75 Fotos u. Zeichnungen 44,- DM.
Das Niedersachsenlexikon faßt das Wissen vieler Spezialveröffentlichungen zusammen. Ein Bildungswerk von besonderem Rang, ein Hausbuch für jede Familie, ein ideales Geschenk für Freunde und Mitarbeiter.

lieferbar durch die

Buchhandlung Janssen

Cloppenburg — Lönigen — Friesoythe

**Feuerhemmende
Stahltüren**

Stahl-Garagen

Schwingtore

Schiebkarren

Mörtelmischmaschinen

Herde

Oefen

Waschmaschinen

Clemens Krapp

Baubeschlag - Großhandel

Cloppenburg

Tel. 04471/2210

Bersenbrück

Tel. 05439/2227





der I-Punkt moderner Landwirtschaft!

FÜHREND IN DER AUTOMATISIERUNG DER GEFLUGEL- UND SCHWEINEHALTUNG
BIG DUTCHMAN DEUTSCHLAND GMBH · **2849 CALVESLAGE i. OLDB.**
TELEFON: LANGFÖRDEN 04447 / 323, 324, 325 · TELEX 02-55 10





Vollendung

Den überragenden Fahrkomfort des großen BMW ergänzt ein beispielhafter Ausstattungskomfort. Gestaltung, Anordnung und Verarbeitung des Interieurs lassen auch die Mitfahrer an der Freude am Fahren teilhaben.



FRANZ DEBRING

BMW-Direkthändler

2848 Vechta (Oldb), Telefon 3065

Hausfrauen!

Achten Sie stets bei Ihrem Einkauf auf die Lebensmittel-Geschäfte mit diesem Leistungssymbol



Überzeugen Sie sich selbst von der Qualität der Waren und den Preisen und Sie werden feststellen:

... man hat was davon

UNION-Zentrale

Joh. Schlüter, Lohne (Oldb)

Lebensmittelgroßhandlung



UNION

Landwirtschaftliche SCHLACHTZENTRALE

G. m. b. H., Hannover

im hiesigen Raum
unterhalten wir folgende

SCHLACHTSTELLEN:

Langförden (Oldb)

Telefon: 04447/336-8

Fernschreiber: 25511

Dinklage (Oldb)

Telefon: 04443/455

Fernschreiber: 25922

Diepholz (Han)

Telefon 05441/9333-4

Fernschreiber: 941225

VIEHHALTER:

Auch in Deinem Ort oder Bezirk besteht eine Viehverwertungsgenossenschaft. Übergib alle abzuliefernden Tiere Deiner Genossenschaft, diese führt sie uns zur Verwertung zu. Du baust dadurch Deine Genossenschaft weiter aus und Du bist Dein eigener Kaufmann.





**Für alle In- und
Auslandsreisen**

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 47-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen
Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 — Museumstraße 24



H-G BOCK

STRASSENBAU

4591 CAPPELN

Telefon 04478/300

Filiale 2902 Rastede-Liethe

Telefon 04402 - 2029





Többens

**wenn Sie
modisch**

**RICHTIG
gekleidet sein wollen**

**Wenn Sie
Geld**

**wenn Sie
Geld**

haben -

brauchen

... dann sind wir für Sie die richtige Bank

Überall in Stadt und Land bieten Banken für Jedermann ihre Dienste an: fachkundige Berater in Geldsachen, zuverlässige Partner für alle Berufe und Bevölkerungskreise und, nicht zuletzt, für viele in der Nähe leicht zu erreichen.



**BANK FÜR
JEDERMANN**

**RAIFFEISENBANKEN
SPAR- UND DARLEHNSKASSEN**





Tragbare
Eleganz

verbunden mit erstklassiger
Qualität

im



WITTE
Elektro-Speicherheizung:

vollautomatisch durch **WICOMATIC**

Man stellt sie auf — wohin man will —
und hat es warm — minutenschnell und jederzeit.
Preiswert warm dank billigem Nachtstrom
und verbrauchssparender Witte-Konstruktion.

Die weiteren Vorzüge dieser einzelraumgesteuerten,
komfortablen Zentralheizung:

Niedrige Anlagekosten, keine Heizräume,
keine Schornsteine und Rohrleitungen.

Keine Abgase. Jederzeit zu erweitern.

Sauber, hygienisch, sicher und formschön.

Beratung jederzeit kostenlos.

Elektro-Heizungsbau

Albert Nilling

Kundendienststelle

4591 C a p p e l n, Telefon 04478-207



überall wasserdichte Bauten



KIESOL

Tiefschutz
Bauwerksabdichtung
gegen Wasserdruck
und Feuchtigkeit
geprüft nach DIN 1048

Der Qualität wegen Holzschutz mit



amtlich geprüft
zugelassen
seit Jahren bewährt

Relö Bautenfarben Rofaplast Flüssigkunststoffe



Remmers Chemiewerk

4573 Lönigen
Postfach 21
Telefon
05432-804

Abdichtungsstoffe
Bautenschutz
Holzschutz · Farben
Flüssigkunststoffe



**70 - 90%
für Sie Gewinn**

**Prämienbegünstigt
sparen. Wir beraten
Sie – zu Ihrem Vorteil**



**OLDENBURGISCHE
LANDESBANK AG**

Klemens Dierkes



**Cloppenburg, Eisenbahnstraße
Telefon 044471 - 2142 und 2246**

Marmorwerk - Steinmetzbetrieb

Fliesengroßhandlung



Hotel „Drei Kronen“

Inh. Theo Melchers

Unser Clubzimmer und Saal sind ideal für
Ihre Tagungen und Familienfeiern.

Das Restaurant für den anspruchsvollen Gast.

Vechta, Telefon 04441/2636



Bei **SCHNELL
SCHÜSSEN**

gewinnen
unsere Fachkräfte
jedes Duell -
übrigens: Sie
gewinnen auch
mit Drucksachen
von der

**VECHTAER DRUCKEREI
UND VERLAG GMBH**

Neuer Markt 2, Postfach 1160
Telefon (0 44 41) 30 71 Ap. 91 und 80



**Anschaffungen
bequem
finanzieren**

**OLB-Kleindarlehen
OLB-Anschaffungs-
darlehen**



**OLDENBURGISCHE
LANDESBANK AG**

Reisebüro

2848 Vechta (Oldb)



Große Kirchstr. 6, Marschstr. 15
Postfach 1207, Telefon (0 44 41) 21 60

Flugscheine, Bahnfahrten, Schiffspassagen
Touropa-, Scharnow-, Hummel-, Dr. Tigges-Fahrten
Pekol- und Wolters-Reisen Jugend- und Studentenreisen
Hotelreservierungen, Reiseversicherungen, IATA-Unteragentur
HAPAG-Lloyd-Reisebüro, Gesellschaftsfahrten
Omnibusvermietung

Bankverbindung: Oldenburgische Landesbank Vechta, 48978



Großhandel

Einzelhandel

Kurt Weigel

Farben

Lacke

Glas

Tapeten

Fußbodenbeläge

459 CLOPPENBURG, LANGE STR. 17, TEL. 04471/2586-3842



**In- und Auslandsreisen
mit modernsten
Reiseomnibussen**

19 Omnibusse in folgenden Größen sind vorhanden:

8, 17, 26, 30, 35, 39, 43, 47, 51, 55 und 59 Sitzplätze

Erfahrungen im Omnibus-Reisedienst seit 1929.

Linienomnibusse bis zu 190 Personen Fassungsvermögen.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

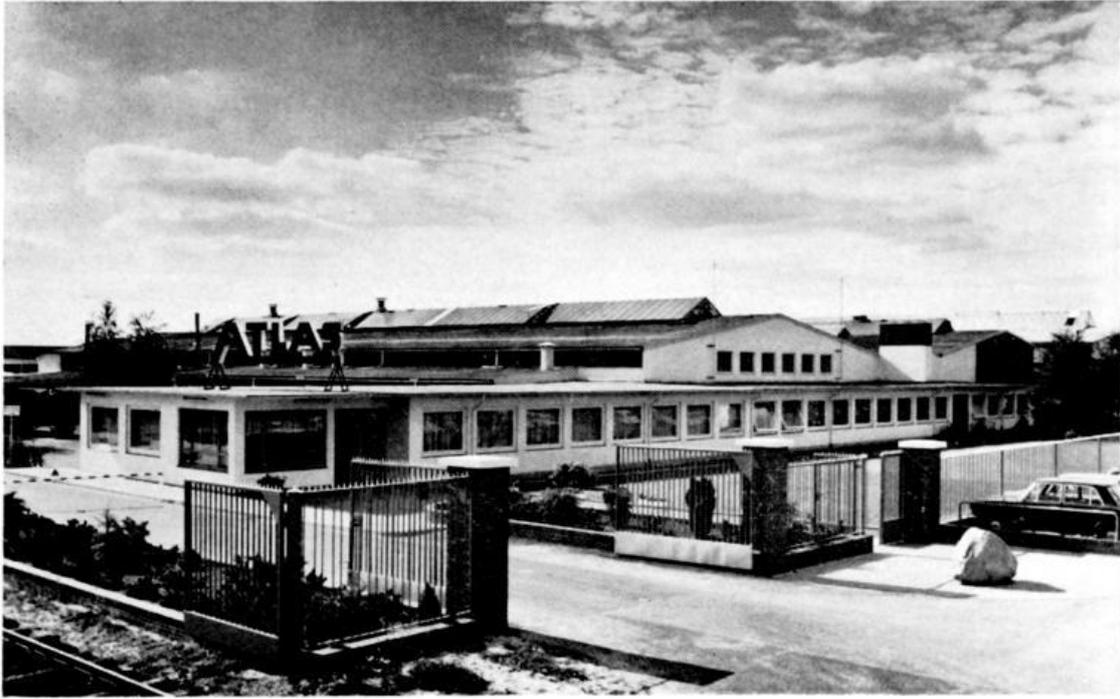
Aloys Schomaker

2842 Lohne, Lindenstr. 81-83

Telefon 22 16

Gelegenheits-, Linien-, Schüler- und Berufsverkehre





ATLAS

**Bagger
Krane
Lader**

Vollhydraulische Hochleistungsgeräte vom Anbaulader bis zum Universalbagger der 2-cbm-Klasse und ein lückenloses Programm der Fahrzeug-Ladekrane bis 6,6 t Tragkraft repräsentieren den Namen **ATLAS** in aller Welt. Spezielle Arbeits- und Greiferwerkzeuge in Serienfertigung. **ATLAS**-Verkaufsbüros in allen Teilen der Bundesrepublik und im Ausland.



Weyhausen u. Söhne GmbH
Maschinenfabrik - Werk Vechta
2848 Vechta, Am Brook 3



Getreideveredelung



Anton WITTE
Maschinenfabrik
4595 Lastrup (Oldbg.)
Ruf (04472) 305 + 306



Fordern Sie Angebot mit Spezialprospekt



In Geldsachen bieten wir den guten Service.

Bei uns finden Sie alles unter einem Dach,
ganz gleich, ob es sich ums Sparen, um
Kredite, Darlehen, Wertpapiere oder andere
Dienste handelt.

Nutzen Sie doch auch unseren Service.

Wenn's um Geld geht

LANDESSPARKASSE ZU OLDENBURG

HELLMANN

Ein Begriff
für technisch ausgereifte

Käfiganlagen



LEGE- BATTERIEN

Wahlweise mit
einfachem Kotband
oder treviraverstärktem und
kunststoffbeschichtetem Rundum-
Kotband. Lieferbar in Längen von 6 bis
40 m. Fordern Sie unsere Prospekte an.

Fachberater: Otto Schopf, 2848 Vechta, Tannenhof 22, Telefon 0 44 41 / 29 96 oder 0 44 02 / 37 41

Vertretungen:

Verkaufskontor
Lothar Hausberg
5671 Witzhelden-
Höhscheid 16
Telefon 0 21 74 / 31 75

Techniker
Horst Heinsmann
2000 Hamburg 57
Telefon 04 11 / 5 70 65 47

Johannes Wähne
5041 Erp/Lechnich
Marktstraße 28
Telefon 0 22 35 / 64 98

Geflügelzuchtgeräte
Bernh. Dietrich
3579 Lemsfeld
Telefon 0 66 91 / 3266

Josef Kempf
Geflügelzuchtgeräte
8069 Rohrbach/Ilm
Telefon 0 84 42/85 10

Geflügelzuchtbedarf
Heinr. Mohrmann
3171 Sülfeld
Telefon 0 53 62 / 466

Helmut Sekatzek
Stallfertigbau
8446 Kapfhol/Ziermühle
Telefon 0 99 61 / 347

Geflügelzuchtbedarf
Gunter Hoppe
7881 Niederhof
Telefon 0 77 63 / 337

GEBR. HELLMANN OHG. · 2848 VECHTA (OLDB) · TELBRAKE
Telefon 0 44 41 / 4013 **GEFLÜGELZUCHTGERÄTE** Telefon 0 44 41 / 4013





LEISTUNGSFUTTER

birgt Sicherheit während



Aufzucht

Mast

und Legezeit

H. BRÖRING · Dinklage i. O.

MISCHFUTTERWERK UND LANDHANDEL

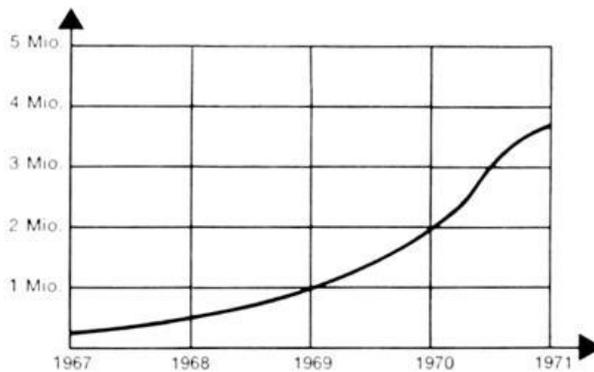
egga

Frische aus Prinzip

Eier- und Geflügelagentur Vechta GmbH, 2848 Vechta (Oldb)

Telefon 04441 - 4066* Telex 025524

Täglich tausende Kisten sortierte, farmfrische deutsche Eier



TIERARZTLICH KONTROLLIERTE
LEGEHENNEN UNTER VERTRAG

Prüfen Sie UNSER Angebot

und denken Sie daran, daß wir

... in unseren vier eigenen Fabriken Qualitätsmöbel zu marktgerechten Preisen herstellen und diese direkt in Ihre Wohnung liefern;

... als Mitglied beim Großeinkauf Europa-Möbel mit führenden Herstellern des In- und Auslandes in Verbindung stehen und Ihnen durch Großeinkauf eine überragende Auswahl neuester Modelle zu günstigen Preisen anbieten;

... Ihnen beim Kauf Ihrer kompletten Einrichtung in einem Hause ganz besondere Vorteile bieten und unser Kundendienst Sie über die ganze Bundesrepublik begleitet.



Darum kaufen Sie Ihre

Möbel - Teppiche

Gardinen und Betten

in Ihrem Einrichtungshaus

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

Cloppenburg, Tel. 04471 - 2686



Ein guter **NAME**
ein großes **HAUS**
ein lohnendes **ZIEL**

B. Brand

2848 Vechta, Große Str. 29 – 31, Ruf 3022



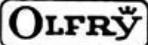
Die Alten hätten ihre Freude,

daß sich wieder so viele Bauherren finden, die den guten Geschmack haben, das biologisch gesunde und bauphysikalisch moderne Bauen mit dem Sinn zu verbinden für edles Material und für Farbspiele, die mit den Jahren nicht verblasen, sondern durch Patina würdiger und wertvoller werden.

Die Alten hätten ihre Freude,

daß unser Oldenburger Münsterland sein eigenständiges Gesicht wahrt, nicht zuletzt durch sein landschaftsgebundenes Baubewußtsein: „Unser Haus (die neue Kirche usw.) soll doch nicht ebenso gut in Chikago, Ostberlin oder Tel Aviv stehen können!“

Die Alten hätten ihre besondere Freude

an den gediegenen  Krönungs-Ziegeln

aus dem Ton des Oldenburger Münsterlandes ohne jeden Zusatz, aber gebrannt mit den besonderen Möglichkeiten, die das hiesige Erdgas bietet.

1740—1775 betrieb Ahnherr Georg Wilhelm v. Frydag die vormals v. Kobrinc'sche, später Meierkord'sche Ziegelei in Bösel (Kreis Cloppenburg).

1908 baute Oberhofmeister August v. Frydag die Ziegelei in Hagen bei Vechta (auf den Rat des Großherzogs Friedrich August hin).

1969 wurde das Werk II in Betrieb genommen.

Ziegelwerk v. Frydag

2849 Hagen bei Vechta — Telefon 04441 - 22 21/33 64



Steinfelder



Pfanne

Die Kunststoffvergütete

STEINFELDER PFANNE

**mit glatter Oberfläche
und 30 jähriger Garantie**

BERNHAR

2841 Steinfeld (Oldb) Tel.



- **HOLZ**
- **BAUSTOFFE**
- **Eternit-Vertrieb**

Betonwerke:

Rohrwerk I: Falzrohre

Rohrwerk II: Glockenmuffenrohre

Lacksteinwerk: Steinfelder Pfanne

BERGMANN

Postfach 50 / Telex: 0941122



Gebr. Terwelp Cloppenburg

KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

BUCH- UND

Gegründet 1887

Die Neuerscheinungen
der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

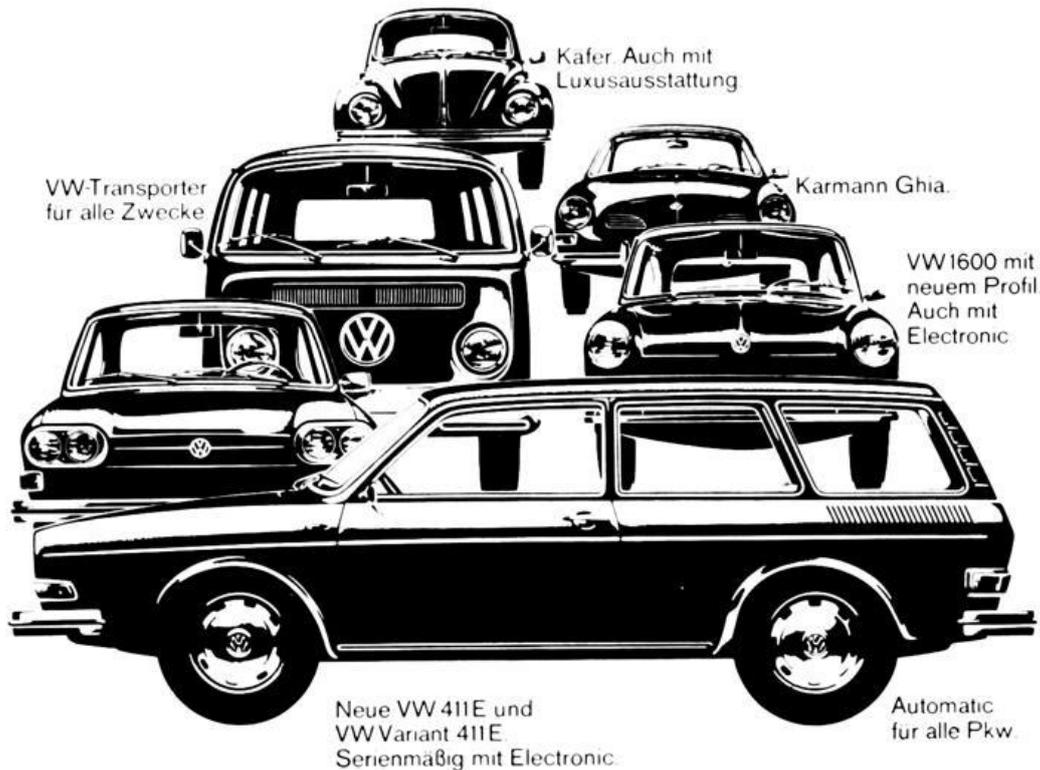
Religiöse Kunst:

•Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- und Familiendrucksachen
in jeder Ausführung



**Es wird immer leichter,
sich den passenden VW
auszusuchen. Weil es
immer mehr verschiedene
VW-Modelle gibt.**



**Wie wär's
mit einer Probefahrt?**



VW-Händler

B. Goda

Damme

Autohaus Asbree KG

Lohne

A. Klöker

Vechta

VW-Vertragswerkstatt A. RUHE

Dinklage



- Fleischgroßhandel
- Zucht- und Nutzvieh
- Schlachtvieh
- Ferkel
- Läufer

Wir sind auf allen Absatzmärkten im EWG-Raum vertreten.

Unsere erfahrene Organisation bietet eine Gewähr für gesicherten Absatz und bessere Erlöse für sämtliches Vieh.

Der Landwirt kann uns vertrauen, als bäuerliche Einrichtung sind wir für ihn da!

Raiffeisen-Viehverwertung Cloppenburg eGmbH

459 Cloppenburg

Emsteker Straße - Telefon 04471/4094 - Fernschreiber 0251 315

Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und -Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig. Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen.

Aus unserer Bastelecke

Bastelmaterial und Bastelbücher

Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib-, Rechen- und Büromaschinen

Alleinverkauf von



**setzt neue
Akzente
im Büro**

-Büromöbeln und Organisations-Einrichtungen.

Unsere modern eingerichtete Druckerei liefert Drucksachen in Buch-, Offset- und Siebdruck.

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg – Lange Str. 41-42 – Bahnhofstr.





LEMFÖRDER METALLWAREN AG

MASCHINENBAU DAMME AG

**Moderne Industrie – anerkannt – bewährt –
heimisch an Dümmer und Dammer Bergen**

**Hersteller lebenswichtiger Kfz-Aggregate,
von Teilen aus Metall, aus Kunststoff
und Kombinationen aus Gummi – Kunststoff – Metall**

Lieferant für die europäische Industrie

**Fortschrittliche Ausbildungsstätte
für Nachwuchs des
Maschinen-, Werkzeug- und Formenbaues**

ELASTMETALL GMBH

2844 Lemförde – 2845 Damme i. O.





gestern

wie heute ...

die Investition

für morgen

*die vernünftige Entscheidung
tüchtiger Unternehmer*

KATHMANN & SOHN

Stammhaus für KATH-LINE-Zuchtprodukte

2849 Calveslage über Vechta

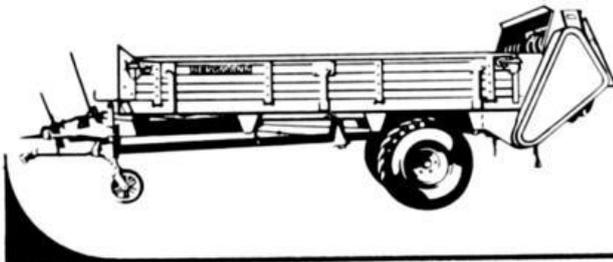
Tel.-Sa.-Nr. Vechta 0 44 41 / 30 81 - Telex 02 / 55 29

Ein Begriff

Technisch perfekte und wirtschaftliche
Landmaschinen von Bergmann.
Verlangen Sie bitte ausführliche
Angebote.



STALLDUNGSTREUER M 92



1- und 2achsige;
bis 4½ t Tragkraft;
gleichmäßige
Streuarbeit

LADEWAGEN L 15



Ladewagen von
15 bis 24 cbm; wahl-
weise mit 7-Messer-
Schneidwerk;
modernes, bewährtes
Ladesystem

KARTOFFEL- SAMMELRODER K 60



Moderne, einreihige
Sammelroder mit
hydraulischer Bunker-
entleerung
und Schar-
aushebung.
DLG-Prüf.-
Nr. 1576



BERGMANN
2849 GOLDENSTEDT RUF 355-357



Heimatbibliothek Vechta



00127394

